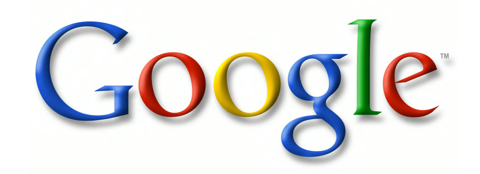
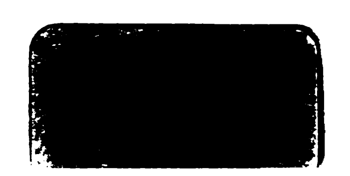
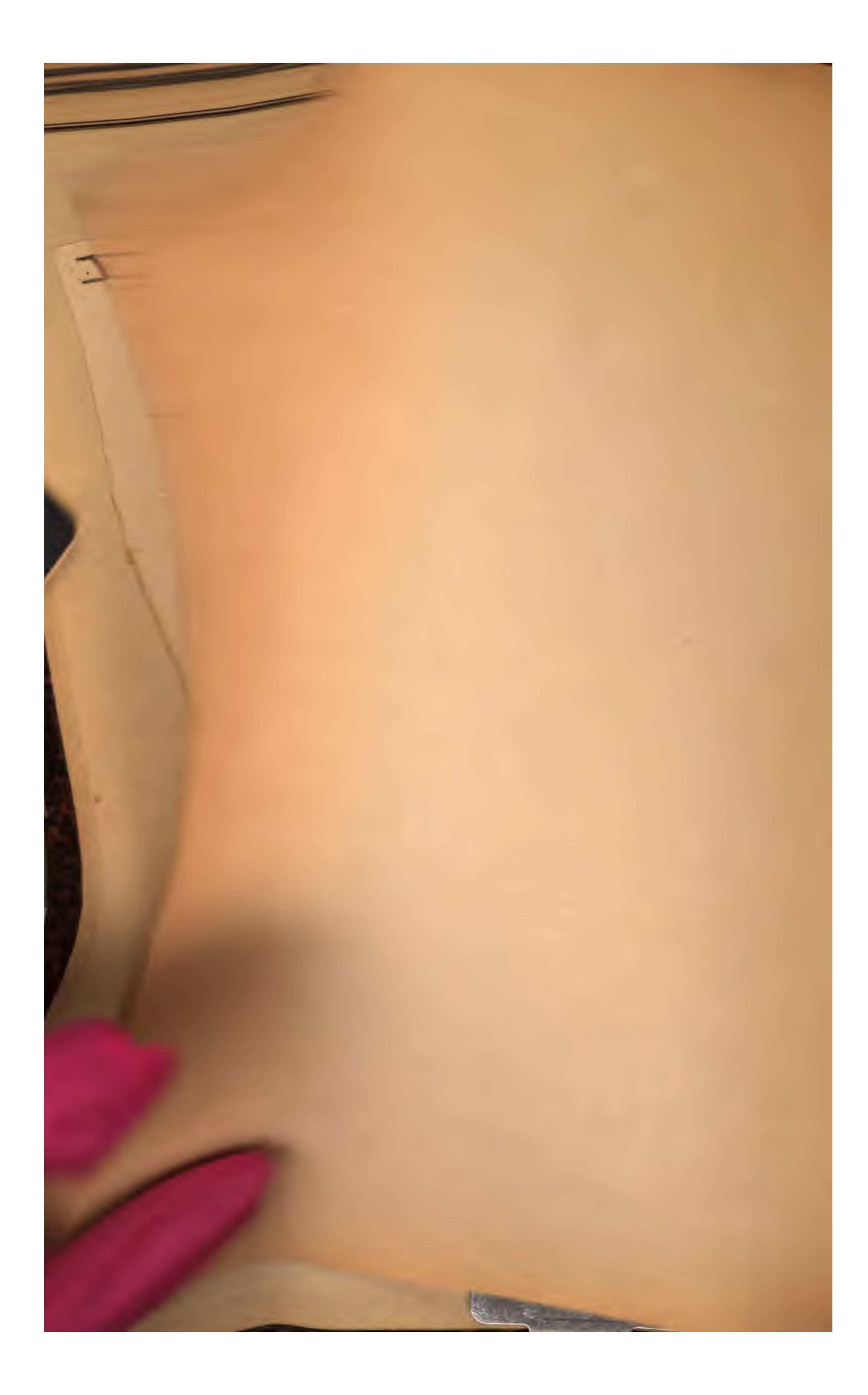

Google




SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)
8 Jan. 1876.





Petrarka.

Petrarka.

Von

Ludwig Geiger.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1874.

Zur Erinnerung

an die

fünfte Säcularfeier Petrarka's

am

18. Juli 1874.

Zur Erinnerung

an die

fünfte Säcularfeier Petrarka's

am

18. Juli 1874.

Inhalt.

Vorwort.

Ich versuche durch diese Blätter die Erinnerung an einen Mann aufzufrischen, der in Deutschland nicht seiner Bedeutung gemäß gewürdigt zu werden pflegt, beanspruche aber keineswegs, ein wissenschaftlich erschöpfendes Werk über ihn zu liefern. Die Verpflichtung, das Andenken Petrarka's zu erneuern, liegt in dem Umstande, daß seit mehr als fünfzig Jahren bei uns keine selbstständige Schrift über ihn erschienen, eine solche aber durch die wichtigen ihn betreffenden Publikationen der jüngsten Zeit erforderlich geworden ist; die Berechtigung, diese Erneuerung gerade jetzt geschehen zu lassen, liegt darin, daß in dieses Jahr der Tag fällt, an welchem Petrarka vor einem halben Jahrtausend gestorben ist. Dieser Tag soll seiner Bedeutung gemäß in Italien feierlich begangen werden; und es würde sich ziemen, daß auch wir Deutsche denselben als einen würdigen Gedenktag feierten, denn wir verdanken einen guten Theil unserer Bildung der großen Wirksamkeit Petrarka's.

Die vorliegende Schrift soll vorzugsweise eine Festschrift zu einer solchen Feier sein. Ich gebe keine Biographie Petrarka's und keine ausführliche Schilderung der Zeit, in der er lebte, sondern will nur in einer allgemein verständ-

lichen Darstellung, die allerdings aus einer Durcharbeitung der Quellen geschöpft ist, ohne doch neue Forschungen und wissenschaftliches Detail zu bieten, die Bedeutung Petrarka's schildern. Dazu ist es nöthig, Petrarka nach drei Richtungen darzustellen: als Humanisten, d. h. als Schöpfer einer neuen, aus der Wiederbelebung des classischen Alterthums gewonnenen Bildung, als Patrioten und als Liebenden.

Möchte der anspruchslose Versuch wohlwollenden Sinnes aufgenommen werden und dazu beitragen, das Andenken Petrarka's zu beleben, und zu eifrigerem Studium seiner Schriften zu ermuntern.

Berlin, 22. April 1874.

Ludwig Geiger.

I.

Petrarka an die Nachwelt.

Vielleicht hast Du schon etwas von mir vernommen, obwohl es zweifelhaft ist, daß mein geringgeachteter und unbekannter Name durch lange Zeiträume und weite Länderstrecken zu Dir gedrungen ist, und wünschest daher genauer zu wissen, was für ein Mensch ich war, und wie beschaffen meine Werke, von denen Du wenigstens gehört hast, daß sie vorhanden waren. Weil sich nun über mich gewiß mannigfache Gerüchte verbreiten werden, da Jeder spricht wie ihn augenblicklich die Lust, nicht die Wahrheit antreibt, und Keiner, weder im Tadeln noch im Loben, Maß hält, so will ich selbst sagen, daß ich ein sterbliches Menschenkind war, gerade wie Ihr auch [1]).

Mein Geschlecht war weder von besonders hohem, noch niederem Range, meine Familie, wie Kaiser Augustus von der seinigen sagte, von altem Adel, meine Anlagen waren von Natur weder ungünstig, noch schlecht, wurden aber durch üble Gewohnheit geschädigt. Das Knabenalter betrog, die Jugend verderbte mich, und erst das Alter hat dadurch, daß es mich die längst bekannte Wahrheit: „Jugend und Lust sind eitel" erfassen lehrte, mich gebessert, oder soll ich lieber sagen: der Herr des Lebens und der Zeiten hat mich auf den rechten Weg geführt, er, der die eitlen Thoren bisweilen

irren läßt, damit sie, ihrer Sünden freilich oft zu spät eingedenk, sich erkennen lernen.

Als junger Mensch war ich nicht allzu kräftig, aber sehr gewandt, nicht besonders schön, aber von gefälligem Aeußeren, hatte frische Farben, lebhafte Augen, sah lange Zeit sehr gut, und wurde erst nach meinem sechszigsten Jahr leider genöthigt, zu einer Brille meine Zuflucht zu nehmen. Ebenso hat auch erst das Alter meinen sonst sehr gesunden Körper ergriffen und durch Krankheiten geschwächt, die es stets im Gefolge hat.

Ich bin geboren von achtbaren Eltern, die aus Florenz stammten, nicht eben reich, noch gerade, um die Wahrheit zu gestehen, verarmt, aber aus ihrem Vaterlande vertrieben waren, in der Verbannung zu Arezzo im Jahre 1304 dieser letzten von Christus beginnenden Weltperiode, an einem Montag früh am 20. Juli. Nach Reichthum habe ich niemals gestrebt, nicht weil ich nicht gern ein Vermögen besessen hätte, sondern weil ich die Mühe und Arbeit scheute, welche Schätze mit sich bringen, auch nach leckeren Mahlzeiten richtete ich nie meinen Sinn, sondern ich führte bei bescheidenem Haushalt und einfacher Speise ein fröhlicheres Leben als alle Jünger des Apicius [2]) unter den ausgesuchtesten Gerichten. Während ich nun sogenannte Mahlzeiten, die, da sie dem Anstand und den guten Sitten Feind sind, besser Schlemmereien genannt werden sollten, immer verschmähte und es für unnütze Mühe hielt, Freunde zu denselben einzuladen oder mich dazu einladen zu lassen, betrachtete ich es dagegen als die größte Annehmlichkeit, mit einigen wenigen Freunden zusammen zu speisen, freute mich auf das Herzlichste, wenn sie ungebeten kamen und vermied, wenn es nur anging, mich allein, ohne Genossen zu Tische zu setzen; überhaupt haßte ich nichts mehr als Prunk, denn er ist vom Uebel und hin=

dert bescheidenes Leben, ist ferner auch beschwerlich und der Ruhe Feind.

Nur einmal im Leben hat mich eine reine heiße Liebe ergriffen, die mich länger gefesselt hätte, wenn sie nicht, schon im Erkalten, durch den herben, aber zur rechten Zeit eintreffenden Tod der Geliebten erstickt worden wäre. Dagegen darf ich, wie gern ich auch möchte, nicht sagen, ohne zu lügen, daß ich mich von Ausschweifungen fern gehalten habe; aber das darf ich frei bekennen, daß ich jenes Vergehen, so oft ich ihm aus Jugendgluth und Fleischesschwäche nachgegeben hatte, tief im Innern verabscheute. Bald entsprach auch das Leben der Gesinnung; denn da ich noch kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte, enthielt ich mich, trotzdem ich noch Leidenschaft und Kraft genug besaß, so durchaus jeder unsittlichen Handlung und entfernte auch die Erinnerung daran so sehr, als wenn ich nie eine Frau angeschaut hätte — und halte mit Dank gegen Gott diesen Zustand fast für das höchste Glück, daß ich noch gesund und stark von jener niedrigen und mir stets hassenswerthen Sklaverei befreit bin.

Gehe ich zu Anderem über, so muß ich sagen, daß ich Stolz, wie ihn Andere wohl empfanden, in mir nie spürte, vielmehr mich immer für geringer hielt, als ich war; daß ich im Zorn mir selbst wohl schadete, Andern niemals. Nach edler Freundschaft habe ich stets gestrebt und sie auf's Treueste bewahrt, — das darf ich, trotzdem es wie Selbstlob klingt, unerschrocken aussprechen, weil ich weiß, daß ich Wahrheit rede. Ich ward als Freund gesucht, obwohl ich leicht erregbar war, weil ich Beleidigungen sehr leicht vergaß, Wohlthaten stets im Gedächtniß behielt, und wenn ich Freunde verlor, so geschah es nur durch ihren Tod, wie es ja das Schicksal der Greise ist, den Verlust der Ihrigen zu beweinen. Daher ward ich auch durch die Freundschaft von Königen,

Fürsten und großen Herren geehrt, so daß ich Andern Neid erregte, obwohl ich selbst nicht weiß, aus welchem Grunde mich die bedeutendsten zeitgenössischen Monarchen liebten und ehrten, und es nur ihnen, nicht meinem Verdienst verdanke, daß sie mir eine völlig ebenbürtige Stellung einräumten, in Folge deren ich nur das Nutzbringende ihrer hohen Würde und keinerlei Unannehmlichkeiten derselben spürte. Trotzdem zog ich mich von Vielen, die ich liebte, zurück; denn die Liebe zur Freiheit war in mir so groß, daß ich die Freunde mit aller Kraft vermied, wenn nur ihr Name meine Selbstständigkeit zu gefährden schien.

Mein Geist neigte sich mehr ruhiger Darstellung als der Satire zu, war zu jedem guten und heilsamen Studium geeignet, liebte es aber besonders sich mit Moralphilosophie und Dichtkunst zu beschäftigen. Doch vernachlässigte ich letztere im Laufe der Zeit und wandte meine Neigung mehr der Theologie zu, an deren früher verachteten Annehmlichkeit ich immermehr Geschmack fand, und betrachtete die Dichtkunst als Ausschmückung meiner Mußestunden. Vor Allem aber gab ich mich der Erforschung des Alterthums hin, da mir die Zeit, in der ich lebte, so mißfiel, daß ich, wenn mir nicht die Liebe zu den mir Theuren den Wunsch verwehrt hätte, gewünscht haben würde, in irgend einem andern Zeitalter geboren zu sein und das meinige zu vergessen, und da ich das nicht konnte, so strebte ich wenigstens danach, mich so oft wie möglich in andre Zeiten zu versetzen.

Daher ergötzte ich mich besonders an den Geschichtschreibern, wenn mich auch ihre geringe Uebereinstimmung schmerzlich berührte, und richtete mich in zweifelhaften Dingen nach dem, dessen persönliches Ansehen oder glaubwürdige Erzählungsweise mich anzog. Meine Redeweise war, wie Einige behaupten, bedeutend und wuchtig, wie ich glaube, dunkel

und ohne Wirkung. Nach Beredsamkeit strebte ich in dem Umgange mit Freunden und Bekannten nie und wundre mich, daß Kaiser Augustus von einem solchen Streben erfüllt war; wenn aber Ort und Zuhörer es anders zu verlangen schienen, so strengte ich mich etwas an; welche Wirkung ich aber mit dieser Anstrengung erzielte, mögen die beurtheilen, vor denen ich sprach, nicht ich; denn wenn ich nur gut gelebt habe, so liegt mir wenig daran, wie ich gesprochen habe, weil es fürwahr ein eitler Ruhm wäre, sich einen bedeutenden Namen durch den Glanz der Worte zu verschaffen.

Doch ich kehre wieder zur Schilderung meines Lebens zurück, das durch den Zufall und eignen Willen sich folgendermaßen gestaltete: Mein erstes Lebensjahr brachte ich, allerdings nicht ganz, in Arezzo meiner Geburtsstadt zu, die sechs folgenden auf einem väterlichen Landgut zu Ancisa, 14 Meilen oberhalb Florenz. Nachdem meine Mutter aus der Verbannung zurückgerufen war, lebten wir in meinem achten in Pisa, in meinem neunten und später in dem südlichen Frankreich, am linken Ufer der Rhone in der Stadt Avignon, in welcher der römische Papst die Kirche Christi in schändlicher Verbannung lange hielt und noch hält, wenn auch Urban V. sie vor wenigen Jahren (1367) nach Rom an den ihr gebührenden Sitz zurückgeführt zu haben schien. Aber die Absicht wurde wiederum vereitelt, während sogar, was mich noch mehr erbitterte, der Urheber noch lebte und sein gutes Werk gleichsam bereute. Er hätte dafür, wenn er länger gelebt hätte (er starb 1370), sicherlich meine Ansicht über seinen Weggang kennen gelernt, aber während ich schon den Griffel in der Hand hatte, gab er zugleich mit seinem löblichen Vorsatz das Leben auf, das er, der Unglückliche, in seinem eigenen Palast und vor Petri Altar hätte beschließen können. Wäre das geschehen, so würde er, im Falle auch seine Nachfolger in

Rom geblieben wären, selbst als Urheber dieser guten That gegolten haben und würde, im Falle sie Rom verlassen hätten, ebenso Ruhm, wie jetzt Schande geerntet haben. Doch wozu nützt diese lange Klage?

Dort also am Ufer des wilden Stromes verbrachte ich mein Knabenalter im Schutze der Eltern, meine Jünglingszeit unter der Qual eitler Sorge, zog aber häufig fort, war in Carpentras, einer kleinen, Avignon östlich am nächsten gelegenen Stadt vier volle Jahre und lernte hier und in Avignon das sehr bescheidene Maß von Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das jene Zeit dem Lernbegierigen bot. Dann ging ich vier weitere Jahre nach Montpellier (1318—1322) zum Studium, von da wiederum drei Jahre nach Bologna (1322—25), wo ich das ganze corpus juris hörte und nach der Meinung Vieler zu hoher Stellung gelangt wäre, wenn ich bei dem Studium ausgeharrt hätte. Aber ich gab, sobald die Einwirkung der Eltern auf mich keine Macht mehr hatte, das ganze Studium auf, nicht etwa, weil mir das Ansehen der Gesetze nicht gefiel, das im Gegentheil groß ist und beständig an das römische, von mir so hoch gehaltene Alterthum erinnert, sondern weil die Anwendung des Rechts durch die Schlechtigkeit der Menschen verderbt wird und weil ich als unehrlicher Mann nicht leben wollte, ehrlich aber als Jurist nicht leben konnte, außer wenn ich den Vorwurf der Unwissenheit auf mich laden mochte. So kehrte ich 22 Jahre alt nach Hause zurück, nach Hause d. h. in das Exil zu Avignon, wo ich seit dem Ende meiner Kindheit weilte, wohin mich die Gewohnheit, unsrer Aller Amme, zog. Hier fing ich schon an, bekannt zu werden, der Verkehr mit mir wurde von großen Männern gesucht, was ich, während ich jetzt darüber staune und keinen Grund dafür anzugeben vermag, damals für selbstverständlich hielt, da ja ein junger

Mensch meint, daß jede Ehre ihm von Rechtswegen zukomme. Vor allen Andern wurde ich von den edlen und berühmten Familien der Colonna in ihren Kreis gezogen, welche damals die römische Kurie besuchten oder besser gesagt, erhellten, wurde von ihr gehegt und damals gewiß ohne mein Verdienst in Ehren gehalten, von einem ihrer Mitglieder, dem unvergleichlichen Jacob Colonna, dem ich keinen ebenbürtigen Mann an die Seite stellen kann, dem damaligen Bischof von Lombez, nach der Gascogne geführt, wo ich am Abhang der Pyrenäen einen göttergleichen Sommer durch die Liebenswürdigkeit des Gastfreundes und der Gefährten verbrachte, so daß ich noch immer bei der Erinnerung an diese Zeit sehnsüchtig seufze.

Von dort kehrte ich nach Avignon zurück und lebte viele Jahre daselbst bei dem Bruder meines Gastfreundes, dem Cardinal Johann von Colonna, nicht wie ein Diener, sondern wie ein Kind im Hause, ja hatte über Haus und Vermögen des Wirthes, wie über das eines geliebten Bruders, freie Verfügung. Trotzdem trieb mich jugendliches Sehnen zu einer Reise nach Frankreich und Deutschland (1333), wo ich meine brennende Lust, Neues zu sehen, zu befriedigen hoffte, wenn ich auch, um Billigung der Reise bei meinen Gönnern zu erwirken, manche andere Gründe vorbrachte. Auf dieser Reise sah ich zum ersten Male Paris und ergötzte mich daran, nachzuforschen, was Wahres und Falsches in den über diese Stadt verbreiteten Erzählungen sei. Von da zurückgekehrt ging ich nach Rom, das zu schauen ich von Kindheit an sehnsüchtig gewünscht hatte, und lebte hier in so vertrauter Freundschaft mit Stephan, dem edlen, den großen Alten vergleichbaren, Haupte der ruhmvollen Familie Colonna, daß man mich auch für ein Mitglied jenes herrlichen Hauses halten konnte. Bis zu seines Lebens Ende bewahrte Stephan

mir seine Liebe und Zuneigung mit gleicher Stärke, ich aber hege sie noch bis auf diesen Tag in mir und werde sie nicht aufgeben, bis ich sterbe.

Von solchen Gesinnungen erfüllt konnte ich, bei meiner Heimkehr, das ekle Treiben Avignons nicht ertragen und aus Haß gegen diese unwürdige Nachfolgerin Rom's suchte ich für mich einen ruhigen Zufluchtsort, fand ihn in dem kleinen, aber schönen und einsamen, von der Sorgue, der Königin der Bäche, durchströmten Thale Vaucluse, wenige Meilen von Avignon, und nahm, angezogen von der Schönheit des Ortes, hier mit meinen Büchern meinen Aufenthalt.

Ich könnte viel erzählen, wenn ich Alles berichten wollte, was ich während der langen Jahre getrieben habe; das Wesentlichste davon ist aber, daß ich alle Werke, die ich seitdem veröffentlicht habe, hier plante, anfing oder vollendete. Manche der angefangenen beschäftigen und plagen mich noch heute, denn mein Geist zeichnete sich, ebenso wie mein Körper, mehr durch Gewandtheit als durch Kraft aus, so daß ich im Stande war, viele Pläne zu machen, aber mich genöthigt sah, sie, wenn ich an die Ausführung gehen wollte, als zu schwierig aufzugeben. Zuerst veranlaßte mich die Natur der ländlichen Gegend ein bukolisches Gedicht zu beginnen und die zwei dem Bischof Philipp von Cavaillon gewidmeten Bücher vom einsiedlerischen Leben, der damals nur das kleine Bisthum besaß, jetzt, seiner Bedeutung gemäß, Bischof von Sabina und Cardinal ist, der einzige Freund, der mir von den alten Gefährten am Leben geblieben ist, der mich nicht nach Bischofsart, wie Ambrosius den Augustin, sondern brüderlich stets geliebt hat und noch liebt.

Einst, an einem Charfreitag, als ich in den Bergen umherschweifte, kam mir der Gedanke, der sich bald in mir befestigte, über jenen älteren Scipio Africanus, dessen Namen

mir seltsamerweise von Kindheit an ganz besonders theuer war, ein Epos zu schreiben. Die Ausführung des Werkes wurde mit großem Eifer begonnen, bald aber wegen verschiedener anderer Geschäfte unterbrochen, trotzdem wurde das, wegen seines Gegenstandes „Afrika" genannte Werk bei Vielen, sei es durch sein eigenes oder mein Verdienst, noch ehe es bekannt war, sehr beliebt.

Während ich auf solche Weise meine Tage zubrachte, kamen merkwürdigerweise an einem Tage zwei Briefe, einer vom Senate der Stadt Rom, der andere vom Kanzler der Universität Paris, welche mich beide, der eine nach Paris, der andere nach Rom, einluden, um den poetischen Lorbeer zu empfangen. Die Einladung selbst nahm ich, in jugendlicher Ruhmsucht und in der Einbildung, das wirklich zu sein, wofür mich solch würdige Männer erklärten, freudig an, schwankte aber eine Zeit lang, welcher Einladung ich folgen sollte, bat daher den obengenannten Cardinal Joh. Colonna brieflich um seinen Rath, den ich, da der Cardinal mir sehr nahe wohnte, bereits morgens um 9 Uhr erhielt, nachdem ich erst Abends spät angefragt hatte. Diesem Rathe folgend, beschloß ich, Rom wegen seines alten Glanzes durchaus vorzuziehn und schrieb, um den Beschluß meinem Gönner anzuzeigen, zwei Briefe, welche ich noch aufbewahre.

So reiste ich ab und obgleich ich, nach Art junger Leute, über meine Verdienste am wohlwollendsten urtheilte, so schämte ich mich doch, meinem eignen Zeugniß oder jenem der mich Berufenden zu folgen, — die freilich, wie ich mir einreden wollte, mich nicht eingeladen hätten, wenn sie mich nicht der Ehre für würdig hielten; — nahm mir daher vor, zuerst nach Neapel zu gehn und kam daselbst zu Robert, dem großen König und Philosophen, der gleich groß als Schriftsteller und als Regent, ja einzig dasteht in seiner Liebe

zur Tugend und Wissenschaft, zu ihm, damit er über mich beschließe, was ihm gut schiene. Mir erschien es damals und jedem Leser mag es jetzt wunderbar erscheinen, in welcher Weise ich von ihm beurtheilt und aufgenommen wurde. Denn als er die Ursache meiner Ankunft hörte, wurde er ganz freudig erregt, pries mein jugendliches Vertrauen und betrachtete es auch als eine Erhöhung seines Ruhms, daß ich unter allen Sterblichen ihn zum Richter über die von mir erstrebte Ehre auserwählt hätte. Kurz, nach den mannigfachsten Gesprächen über verschiedene Dinge, nachdem ich ihm meine Afrika gezeigt hatte, an der er sich so ergötzte, daß er mir ein großes Geschenk anbot, wenn er das Werk gewidmet erhielt, ein Verlangen, das ich weder abschlagen wollte noch konnte, setzte er, zur Erreichung des Zweckes, wegen dessen ich gekommen war, einen bestimmten Tag fest, an dem er mich von Mittag bis Abend prüfte, fuhr in der Prüfung an den zwei folgenden Tagen fort, da für den anwachsenden Stoff der eine nicht ausreichte, und erklärte mich am dritten, nachdem er drei Tage lang meine Unwissenheit erforscht hatte, des Lorbeers würdig. Er bot mir ihn in Neapel an, versuchte mit vielen Bitten meine Einwilligung zu erlangen, sah aber, daß in mir die Liebe zu Rom über das Drängen eines solchen Königs die Oberhand hatte, und gab mir daher Boten und einen Brief an den römischen Senat mit, in welchem er ein höchst ehrenvolles Urtheil über mich abgab, ein Urtheil, das damals wohl die Zustimmung Vieler und besonders meine eigene fand, heute aber von mir durchaus nicht mehr gebilligt wird, und auch von ihm, wie ich glaube, mehr aus Liebe und Zuneigung zu mir, als aus Streben nach Wahrheit abgegeben wurde.

So langte ich, wenn auch unwürdig, doch in vollem Vertrauen auf ein solches Urtheil, in Rom an und erhielt, —

noch ein ungelehrter Schüler — unter großem Jubel der Römer, die dieser Feierlichkeit beiwohnen konnten, den poetischen Lorbeer, über dessen Empfang ich in Prosa und Poesie verschiedene Briefe schrieb. Was mir aber der Lorbeer wirklich einbrachte, war keine Erhöhung des Wissens, sondern nur Vermehrung des Neides, indeß es ist hier nicht der Ort, davon zu berichten.

Von Rom reiste ich nach Parma und verbrachte daselbst einige Zeit mit den gegen mich höchst wohlwollend und trefflich, gegen einander sehr übel gesinnten, Fürsten von Correggio, die damals jene Stadt in solcher Weise beherrschten, wie sie seit Menschengedenken nicht regiert worden war und schwerlich jetzt so regiert wird. Dort nahm ich, der erhaltenen Dichterkrone eingedenk und bemüht, mich ihrer nicht unwürdig zu zeigen, als ich eines Tags bei einem Ausflug über die Enz in der Gegend von Reggio die Silva Plana betrat, ergriffen von dem Anblick des Ortes, das abgebrochene Gedicht „Afrika" vor und schrieb, die Gluth, die fast erloschen schien, neu entfachend, an diesem und den folgenden Tagen viele Verse nieder, bis ich dann, nach Parma zurückkehrend, ein abgelegenes, stilles Haus fand, das ich später kaufte und auch jetzt noch besitze, und dort mit solchem Eifer in ziemlich kurzer Zeit das Werk zu Ende führte, daß ich in der Erinnerung daran noch heute staune.

Von da kehrte ich, nachdem ich lange in Parma und Verona geweilt hatte und aller Orten über mein Verdienst gut aufgenommen worden war, bereits vierunddreißig Jahre alt, an mein Flüßchen Sorgue und zu meiner Alpeneinsamkeit zurück (1345). Einige Zeit nachher erlangte ich durch die Ausdehnung meines Ruhms die Gunst des Jakob von Carrara des Jüngeren, eines überaus trefflichen Mannes, dem ich unter den Fürsten seiner Zeit kaum einen, ja wohl keinen zur Seite zu stellen weiß, und dieser plagte mich durch Briefe

und Boten über die Alpen, so lange ich dort war (—1347) und in Italien, an den verschiedenen Orten, in denen ich mich aufhielt, so sehr, und zwang mir derart seine Freundschaft auf, daß ich, obwohl ich von Glücklichen nichts hoffte, endlich beschloß, ihn selbst aufzusuchen und zu sehn, was dieses Drängen eines unbekannten großen Mannes zu bedeuten habe. So kam ich denn, ziemlich spät (1349, 1350), nach Padua, wo ich von jenem Manne rühmlichsten Angedenkens nicht wie ein Mensch, sondern wie die seligen Geister im Himmel, aufgenommen wurde, mit solcher Freude, mit so unschätzbarer Liebe und Güte, daß ich lieber ganz davon schweige, da ich sie nicht würdig genug zu schildern vermag. Unter anderem machte er mich, da er wußte, daß ich von Jugend an ein geistliches Leben geführt hatte, zum Canonikus in Padua, um mich dadurch nicht nur sich, sondern auch seiner Vaterstadt enger zu verbinden; und er hätte mich gewiß von allen meinen Irrthümern und Irrfahrten befreit, wenn ihm länger zu leben verstattet gewesen wäre. Aber nichts Menschliches hat lange Bestand; auf eine kurze Freude folgt bald das bittere Ende. Kaum zwei Jahre hatte Jakob mir, dem Vaterlande, der Welt angehört, als Gott ihn hinwegnahm, ihn, dessen, wie ich, nicht verblendet von Liebe, sagen darf, weder ich, noch das Vaterland, noch die Welt würdig waren. Und obwohl ihm sein Sohn, ein höchst kluger und berühmter Mann, folgte, der, in des Vaters Fußtapfen tretend, mich immer liebte und werth hielt, so kehrte ich doch, nachdem ich jenen, der mein Altersgenosse und mir daher besonders angenehm im Umgang gewesen war, verloren hatte, nach Frankreich zurück (1351), ohne recht zu wissen, wo ich bleiben sollte, da mich nicht das Verlangen, das tausendmal Erblickte wieder zu sehn, sondern das dem Kranken eigene Streben, durch Ortsveränderung das Uebel zu lindern, in die Ferne getrieben. . . . .

II.

Petrarka und der Humanismus.

1. Ort und Zeit der Bildung.

In seiner Jugend sah Petrarka, so erzählt er selbst einmal, den großen Dante, in seinem Mannes- und Greisenalter stand er mit Boccaccio in vertrautester Freundschaft und doch hat er erst in seinen letzten Lebensjahren den Dekamerone kennen gelernt, und erst spät, nach seinem eigenen, wenn auch nicht ganz sicheren Geständniß, sich mit der göttlichen Komödie vertraut gemacht. So nahe also sind die persönlichen Beziehungen der drei großen Heroen der italienischen Literatur und doch so weit die Kluft, welche in der literarischen Werthschätzung ein Jeder zwischen sich und den Andern ließ. Von den drei Meistern, besonders den beiden jüngeren, wissen wir, daß sie die italienischen Werke, welche ihnen unsterblichen Ruhm errungen haben, gern vernichtet hätten, wenn diese nicht schon in Aller Munde gewesen wären, und daß sie ihre Bedeutung durch die lateinischen Schriften zu erlangen wähnten, welche Jahrhunderte lang unbeachtet geblieben sind. Daher kommt es, daß, während über einen deutschen Dichter und Gelehrten nur ein genauer Kenner der Sprache, ein Stammesverwandter, urtheilen kann, über jene auch Solchen ein Wort zusteht, welche des Italienischen nicht vollkommen Meister sind.

Ja bei Petrarka ist das in noch erhöhtem Maße der Fall. Denn alle von ihm hinterlassenen italienischen Werke: Sonnette, Canzonen, Sestinen, Madrigale — italienische Prosa ist nicht von ihm erhalten geblieben — zeigen nur eine Seite seines Wesens: seine Liebe und seinen Liebesschmerz; sie befähigen daher nicht, seine Beziehungen zu Gleichstrebenden und Höherstehenden, die schweren Kämpfe zu erkennen, welche er, qualvoller und glorreicher als die meisten seiner Zeitgenossen und Vorgänger, mit den gewaltigen Mächten der Leidenschaft und Zweifelsucht rang; die Einwirkung, welche er durch seine politischen und religiösen Anschauungen auf die Gestaltung der Zeitverhältnisse geübt, die völlige Umwandlung, welche er durch seine literarischen Studien in dem Geistesleben nicht nur seines Volkes, sondern aller Nationen hervorgerufen hat.

Zur Erkenntniß aller dieser Dinge bieten nun die lateinischen Schriften: die Briefe und Gedichte, die philosophischen und polemischen, die kritischen und historischen Abhandlungen das werthvollste Material, und wie jene, die italienischen Gedichte, den schwärmerisch Liebenden, so zeigen diese in so klarem, hellstrahlendem Lichte den weltbürgerlichen Humanisten, den italienischen Patrioten, daß, wenn auch das allgemeine Interesse sich immer dem Dichter der Liebe zuwenden wird, der aus dem Herzen redend auch zu dem Herzen spricht, es sehr fraglich erscheint, welche Seite der Thätigkeit das grünendste Lorbeerreis aus dem unvergänglichen Ruhmeskranze verdient, den die Geschichte ihren Lieblingen spendet.

Der Dichter wird geboren, nicht allmählich gebildet, der Staatsmann gelangt im Strome der Welt durch Anschauungen und Erwägungen zu klarer Einsicht, zu tieferem Verständniß, der Gelehrte aber bedarf, um den aufgehäuften Stoff der Jahrhunderte sich anzueignen, ihn zu durchgeisten,

eines emsigen, jahrelangen Studiums, treu-fleißiger Arbeit. Ein jeder geistige Arbeiter hat Lehrjahre zu überstehen, so gut wie der Handwerker, ehe er zur Vollendung kommt; bei dem Gelehrten allein sind sie durch örtliche und zeitliche Grenzen genau fixirt.

Es wird daher nöthig sein, daß wir, um die Einwirkung Petrarka's auf die geistige Entwicklung seiner Zeit klar zu erfassen, seinen Bildungsgang genauer betrachten, als er ihn selbst in den oben mitgetheilten kurzen Notizen über sein Leben skizzirt hat.

Auch im Mittelalter war nirgends und in Italien weniger als andrer Orten, der Bildungstrieb vollkommen geschwunden und das Bewußtsein, Kindern nach den zurückgelegten ersten Jahren wahren Traumlebens, Kenntnisse beizubringen, namentlich unter den höheren Kreisen verbreitet. Daher schickte auch der alte Petrakko den neunjährigen Knaben, der sich mit seiner Mutter in Carpentras aufhielt, in die Schule. In dieser wurde Franz mit einem gleichaltrigen Gefährten, Guido Settimo aus Genua, der in dem geistlichen Stande, dem er sich widmete, später zu hohen Ehren gelangte und Erzbischof in seiner Vaterstadt wurde, von einem alten Lehrer Convenevole aus Prato in Toskana erzogen, einem mäßigen Kopfe, dessen geringe schriftstellerische Produkte heute kaum lesbar sind, aber trefflichem Schulmeister, der sein Handwerk gründlich verstand und gern betrieb und der zwar keinerlei materielle Vortheile aus seinem fast zwei Menschenalter hindurch getriebenen Berufe zog, ja sogar im hohen Alter in so große Armuth gerieth, daß er sich zur Unredlichkeit verleiten ließ, aber die Achtung und Liebe seiner Schüler in reichem Maße erwarb. Er besaß die Fähigkeit, die Begabung seiner Zöglinge rasch zu erkennen und die Hervorragenden schneller zu fördern; er gewann

Petrarka lieber, als er jemals einen aus der ihn umgebenden Schaar gewonnen hatte und konnte die reichlich fließenden Freudenthränen nicht zurückhalten, wenn er später Kunde von dem rasch berühmt Gewordenen vernahm. Auch Petrarka gedachte gern dieser Zeit: er erinnerte sich freudig des Alten, der unter seinen vielen, durch Geburt und Anlagen hervorragenden Schülern — einer ist später Cardinal geworden — gerade ihn als Liebling auswählte, übernahm bereitwillig als Erbe seines Vaters die Pflege des zum Erwerben unfähig Gewordenen, wenn er auch diese Güte durch einen schweren Verlust theuer bezahlen mußte, kam, als Convenevole lebensmüde gestorben war, der Aufforderung der Landsleute desselben ohne Weigern nach, ihm eine Grabschrift zu setzen, und errichtete ihm das schönste Denkmal in einem seiner Briefe, in dem er ihn kurz bezeichnete als: Leiter meines Geistes. Und wie dem Lehrer seiner Jugend, so widmete Petrarka auch dem Orte seiner Jugendbildung noch in späteren Jahren dankbares Gedenken; gleich einem Schiffer, der während vieler Jahre auf einem stolzen Segelschiffe der Wuth der Elemente preisgegeben, sich nach der kleinen an's Land befestigten, kaum beweglichen Barke zurücksehnt, auf der er als Knabe seine ersten stillen Ruderversuche gemacht hat, so verlangte Petrarka, als er ein langes Leben von Wanderungen, Genüssen und Entbehrungen überschaute, nach diesem einsamen Plätzchen zurück, an dem er in lieblicher Natur, ruhig und friedlich eine unvergleichliche Zeit durchlebt und, das Ohr unverwirrt von lärmendem Geräusch, den Geist nicht zerwühlt von quälenden Sorgen, sich von leichter Speise, wie ein Säugling von Milch, genährt hatte, um sich allmählich an festere Nahrung zu gewöhnen.

Vier Jahre (1315—1319) blieb Petrarka hier, lernte bei seinem Lehrer Grammatik und Rhetorik, den Inbegriff des

damaligen sprachlichen Wissens, und gewann aus sich die klare Einsicht, die der selbstständig Strebende nie früh und sicher genug erwerben kann: daß nur dem auf eigne Kraft Vertrauenden und eigne Wege Wandelnden, niemals dem auf der großen Heerstraße gedankenlos Schreitenden, die Erreichung eines hohen Zieles möglich ist. Während sich daher Andere in ihrer Jugend nur mit den Schulbüchern der damaligen Zeit, den moralischen, nach Augustin abgefaßten Sentenzen Prospers und den äsopischen, vermuthlich in der Sammlung des Romulus vorliegenden, Fabeln befaßten, wandte er, noch ein unreifer Jüngling, seine Neigung den Schriften des Cicero zu, von seinem Vater dazu angetrieben, der, nach des Sohnes Zeugniß, ein trefflicher Gelehrter hätte werden können, wenn er nicht durch die Sorge für den Unterhalt seiner Familie von wissenschaftlicher Beschäftigung zurückgehalten worden wäre. Freilich war das Interesse für Cicero zunächst nur ein äußerliches: der früh entwickelte Geschmack, der Schönheitssinn des Knaben erfreute sich zuerst an der glatten, edlen Form und meinte in ihr das Nachahmenswertheste, das Höchste gefunden zu haben; verschaffte aber immerhin dem jugendlichen Geiste eine kräftige Nahrung, deren vortreffliche Wirkungen sich während der ganzen Lebenszeit Petrarka's deutlich kundgaben.

Die Hinneigung zu Cicero mag vom Vater beeinflußt worden sein, aber bald zeigte sich auch gegen diesen ein bewußter Widerspruch. Denn der Vater glaubte zum Besten des Sohnes zu handeln, wenn er ihn zu dem juristischen Studium bestimmte, das er selbst getrieben und durch welches unterstützt er in beschränktem Kreise zu angesehener Stellung gelangt war; der Sohn aber, wenn auch vielleicht noch zu jung, um die Gründe seiner Abneigung zu erkennen, fühlte, daß er zu einem gewöhnlichen Berufsmenschen nicht geschaffen

sei und versuchte, so viel als möglich seinem inneren Drange zu genügen.

So kündete eine neue Zeit sich an: ein Mensch will, ohne dem Kloster anzugehören, in das während des Mittelalters alle tieferen Geister sich flüchteten, ohne in die engen Grenzen eines Faches und Berufes sich einschließen zu lassen, welche der ordnungsmäßig Dahinwandelnde als nothwendiges Erforderniß zur Schulung des Geistes betrachtete, als freier Mensch leben, als Berufsloser sich dem höchsten Berufe hingeben, die Menschheit zu erziehen; als Angehöriger keines Standes hoch über allen Ständen für das Ganze wirken. Bei solcher Gesinnung mußte bald in Petrarka der erste Kampf zwischen Pflicht und Neigung beginnen: er zog zwar nach Montpellier (1319), um, dem Wunsche seines Vaters gemäß, die Rechte zu studiren, begann aber, nur scheinbar sich dem äußeren Zwange fügend, sich in das Studium der geliebten Alten zu versenken, die er als seine liebsten Rathgeber betrachtete und aus Furcht, sie möchten ihm entrissen werden, sorgsam versteckte. Wirklich trat das Gefürchtete ein: die Bücher, aus ihrem Versteck gerissen, wurden, als Verführer zu Ketzereien, den Flammen übergeben. „Als ich das sah, erzählt Petrarka, da jammerte ich, als fühlte ich selbst die Flammen an meinem Leibe, bis der Vater, durch meinen Anblick gerührt, zwei schon angesengte Bücher dem Feuer entriß, mit der Linken die rhetorischen Schriften Cicero's, mit der Rechten die Gedichte Vergil's mir darreichte und lächelnd sprach: Nimm diese und benutze sie, aber selten, zur Erhebung Deines Geistes. Da nahm ich die dem Umfange nach kleinen Bändchen, die mir aber doch große Tröster geworden sind, und trocknete die Thränen."

Montpellier gehörte damals den Fürsten der balearischen Inseln, ging aber bald in die Herrschaft der französischen

Könige über, die, ursprünglich nur Besitzer eines kleinen Fleckchens in diesem Gebiete, allmählich das ganze an sich rissen, und war eine Stadt „voll Ruhe und Frieden, in der reiche Kaufleute, fleißige Schüler, berühmte Lehrer lebten“. Aber der Schüler gedachte später dieses Unterrichts so wenig, daß er nicht einmal seine berühmten Lehrer genannt hat; wir können nur vermuthen, daß unter ihnen der vielgenannte Jurist und Historiker Bartholomaeus von Ossa eine hohe Stellung einnahm.

Doch Montpellier galt nur als Vorstufe zum juristischen Studium; die eigentliche Stätte, von der aus die gelehrte Rechtsentwicklung ihren Ausgang genommen, in der sie während des ganzen Mittelalters die glänzendste Entwicklung gefunden hatte, war Bologna. Den Aufenthalt in dieser Stadt mußte der Vater besonders wünschen, um den Sohn zum eifrigen Jünger des Rechtsstudiums zu erheben, der Sohn willig wählen, um in Italien zu leben, dem Lande, wohin ein noch ungeklärter Drang, ein Sehnen, über das er sich nicht genaue Rechenschaft zu geben vermochte, ihn zog.

Wirklich bot Bologna dem Verlangen Beider volles Genüge.

Aber bei dem gewaltigen Gährungsproceß, den der werdende Mann durchmachte, war Petrarka Jüngling genug, um den Freuden der Jugend sich nicht zu verschließen; in Erinnerung daran gedachte er des Aufenthaltes zu Bologna als eines nicht kleinen Geschenkes, das ihm die Götter gewährt hätten. Es gemahnt uns an die eigne frohe Studentenzeit, wenn wir seine Schilderungen über Zeitvertreib und Vergnügungen lesen.

„Man konnte sich nichts Schöneres und Angenehmeres denken als Bologna. Von allen Seiten strömten die Schüler herbei, die Lehrer gemahnten durch Fleiß und Würde an die



großen aus dem Grabe erstandenen Juristen des Alterthums. Zudem herrschte Reichthum an allen Waaren, Fruchtbarkeit in allen Erzeugnissen, so daß man in allen Landen Bologna mit dem Beinamen „des üppigen" kannte. Da war ich denn mit meinen Altersgenossen fröhlicher und ausgelassener, als es sich vielleicht ziemte. Wir wanderten in der Stadt herum und schweiften an Festtagen weit über Land, so daß häufig die Sonne sank, wenn wir noch auf dem Lande waren, und tiefes Dunkel der Nacht eingebrochen war, wenn wir heimkehrten. Indeß wir fanden, so spät wir auch kamen, die Thore meist offen und wurden auch nicht erschreckt, wenn sie etwa geschlossen waren; denn keine hohe Mauer, sondern ein niedriger Zaun umgab die Stadt, die, ihrer Wehrkraft vertrauend, keinen Angriff fürchtete. So gelangten wir hinein und schlugen Jeder den Weg ein, der ihn am nächsten nach Hause führte, um von der Lust des einen Tages auszuruhen und neuer Freuden gewärtig zu sein." Auch größere Ausflüge wurden unternommen, z. B. nach Venedig, das ihm als die wunderbarste Stadt, als eine Welt im Kleinen erschien: der seinem Heimathlande lange entfremdet Gewesene wollte nun in vollen Zügen italienische Luft athmen.

Indeß durch Spaziergänge und Reisen wurde der dreijährige Aufenthalt in Bologna (1323—26) nicht ausgefüllt; es galt auch zu lernen. Wie wenig auch das juristische Studium ihm gefiel und wie wenig ihn mit der verhaßten Wissenschaft die seichte, anregungslose Art des Vortrags der Meister versöhnen konnte: er verwendete doch sieben magere Jahre darauf sie zu erlernen, von der er wohl wußte, daß sie nie die Kuh werden würde, die ihn mit Butter versorgte.

Doch mit Jurisprudenz allein begnügte sich sein reger Geist nicht. Schon mochten seine Lehrmeister, wie Oldrado da Lodi, ahnen, daß ihm, einem nicht gewöhnlichen Schüler,

freiere Bewegung als den übrigen zu gestatten sei; andere, wie Giovanni d'Andrea, schienen die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Alterthums als eine für den Juristen nicht überflüssige betrachtet zu haben, wenn auch die Art, in der Andrea Alterthumsstudien trieb, später dem Schüler keineswegs als die richtige erschien; endlich wirkten auch, trotz der gebietenden Juristen, andere Männer hier, wie Cecco d'Ascoli, der Philosophie und Astrologie vortrug, durch seine wissenschaftlichen Anschauungen den Blick Petrarka's auf Gebiete lenkte, die dieser später als kühner Ritter vorurtheilslosen Denkens aufhellte und Andere schauen lehrte, der ferner durch seine Hinneigung zur Dichtkunst auch den dichterisch gestimmten Jüngling zu den ersten Versen angeregt haben soll.

Doch nicht die Professoren blieben seine einzigen Lehrer. Auch Petrarka bewahrheitete den alten Spruch: „Vieles habe ich von meinen Meistern gelernt, mehr von meinen Genossen"; in dem gemeinsamen Streben gleichgesinnter Gefährten fand auch er den mächtigsten Antrieb zum Weiterschreiten. Mit Guido Settimo, dem Freunde der Kindheit, und mit seinem jüngeren Bruder Gerhard war Petrarka nach Bologna gekommen. Gerhard war noch sehr jung, von dem Einflusse des geistesmächtigeren Bruders damals und noch später beherrscht und sowohl zu heiterem Genusse, als zum ernsten Studium bewogen, nach einigen Jahren durch aufregende persönliche Erlebnisse dem fröhlichen Jugendtreiben entfremdet und zum Eintritt in ein Kloster veranlaßt. Doch auch die Mauern des Klosters Montrieux, welche Gerhard von der übrigen Welt abschlossen, hielten ihn nicht zurück, dem Bruder die treueste Theilnahme zu bewahren und durch regen Briefwechsel zu bethätigen; in dem Kloster gab er sich frommen Uebungen, weisen Gedanken hin, galt dem Bruder als Muster eines geläuterten, leidenschaftslosen Lebens und ward wegen

seiner reinen Gesinnung, seines thatkräftigen, aufopfernden Handelns hochgeschätzt.

Den Guido und Gerhard hatte er als Begleiter schon nach Bologna mitgebracht, aber auch hier erwarb er sich Freunde. Vor allem den Tommaso Caloria da Messina, einen mittelmäßigen Schriftsteller und Dichter, dem Petrarka in zahlreichen Briefen persönliche Erlebnisse erzählte und philosophische Fragen erläuterte. Schon von Bologna aus entwickelte er, ein Jüngling von 20 Jahren, in einer langen, auf Zeugnisse des Plautus, Cicero, Horaz gestützten Auseinandersetzung, daß von einem Sterblichen der Ruhm nicht erstrebt werden solle, da es nicht möglich sei, ihn vor dem Tode zu erreichen. Nicht lange genoß er den Umgang dieses Jugendfreundes und gab seiner schmerzlichen Trauer über den frühzeitigen Tod in zwei Briefen an die Brüder des Verstorbenen, in einer nicht auf uns gekommenen Grabschrift und in einigen Versen seines „Triumphs Amors" lebhaften Ausdruck. Ein andrer Freund war Mattheo Longo aus Bergamo, Neffe eines Cardinals und später selbst dem geistlichen Stande angehörig, ein Mann ohne besonderes Verdienst, der aber doch Petrarka werth genug schien, um während seines ganzen Lebens als trauter Genosse hochgehalten zu werden. Ein dritter bekannterer Freund aus jener Zeit ist Mainard Akursius, ein Nachkomme des gleichnamigen „Lichtes der römischen Jurisprudenz", den Petrarka, vielleicht wegen der in ihm zu findenden seltenen Vereinigung edler Geistes- und Herzenseigenschaften, als den „Olympier" bezeichnete, den er, trotzdem Akursius die schönen Wissenschaften nicht kannte, mit nur drei Auserwählten aus seinem Freundeskreise aufforderte, mit ihm zusammen zu wohnen und ein gemeinsames, den Studien und reinen Genüssen geweihtes Leben zu führen, den er aber bald durch einen schrecklichen

Tod verlor. Endlich der letzte aus diesem Kreise, aber dem Freundschaftsrange nach gewiß der erste, war Jakob Colonna, ein ruhmwürdiges Mitglied jener herrlichen Familie, unter den vielen Gönnern Petrarka's vielleicht der edelste. Denn wie hätte sich ohne ihn des Mittellosen Schicksal gestaltet, wie ohne seine milde, schonende Art des Gebens die köstliche Freiheit des Dichters so uneingeschränkt erhalten lassen! Er war, wie Petrarka ihn geschildert hat, ein Mann kühnsten Muthes in Wort und That, lebendigster Antheilnahme an den Ereignissen der Zeit und an ihren geistigen Bestrebungen, ein gewissenhafter Geistlicher, wenn auch durch Neid der Gegner nicht zu den hohen Ehrenstellungen gelangt, die er verdient hätte, ein italienischer Patriot, wenn er auch, treu seinem Amte, den größten Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte; kurz ein Mann, der seinen Freunden und besonders Petrarka nur den einen großen Schmerz bereitete, frühzeitig zu sterben.

Von diesem Freundeskreise wurde nach dreijährigem Zusammenleben Petrarka durch des Schicksals rauhe Hand hinweggerissen (6. Apr. 1326): durch den Tod des Vaters wurde er nach Hause gerufen und hatte bald darauf auch den Verlust der Mutter zu beklagen. Der Vater, der in seiner Weise den Sohn geliebt, wenn auch sein Streben nicht zu würdigen verstanden, hatte jedenfalls aufs treueste für den Unterhalt des Sohnes gesorgt und hätte ihm auch gern ein ansehnliches Vermögen als Erbschaft hinterlassen. Indeß die unredlichen Verwalter desselben betrogen ihn um das Geld und ließen ihm nur ein für ihn kostbares Stück, eine Handschrift des Cicero, welche der Vater besessen hatte, deren Werth sie aber nicht kannten. Der Verlust des Vermögens wurde durch die reichen Gaben großmüthiger Freunde gedeckt, der Verlust des Vaters, so schmerzlich er das Herz des Sohnes berühren mußte, brachte

einen unermeßlichen Vortheil: das Bewußtsein nämlich, nach eignem Gutdünken Studiengang und Lebensstellung einrichten zu können[1]).

Denn ohne ein äußeres Zeichen seiner abgeschlossenen Studien war Petrarka nach Avignon, das seine zweite Heimath war, gekommen, wie er denn Zeit seines Lebens ein Feind aller prunkenden, nichtssagenden Titel geblieben ist; und mit dem Augenblick, da er die juristischen Hörsäle verließ, hörte er auch auf Jurist zu sein. Nun hatte sich der Gegensatz klar in ihm ausgebildet; in sich einig und von äußeren Verhältnissen nicht mehr beengt, warf er sich mit einem Eifer, der um so größer war, je länger er hatte zurückgehalten werden müssen, auf das Studium der Schriftsteller des Alterthums. Nur ein einziges Mal hat er sich, soviel wir wissen, als Jurist gezeigt und auch hier mehr, um einem Freunde einen Gefallen zu erweisen, als um der Sache willen. Azzo da Correggio, ein neugewonnener Freund, hatte nämlich (1335) die Rechte seiner Familie und die der Skaliger gegen die Familie Rozzi zu vertheidigen und wählte sich als Beistand den Petrarka, der die Sache übernahm und mit Erfolg durchführte.

Sonst aber war die Jurisprudenz für ihn verschwunden zum Bedauern der Lehrer, die in ihm einen Helden der Rednerbühne, einen Meister des Wortkampfs und der scharfsinnigen Deutung zu sehen hofften, zum Staunen der Klüglinge, welche sich die wohlfeile Sorge machten, zu fragen, wie der Vermögenslose seinen Unterhalt bestreiten wolle. Und er blieb nicht bloß bei dieser stillen Abneigung gegen die Rechtswissenschaft stehen, sondern äußerte auch laut und lebhaft seinen Widerwillen gegen dieselbe. Dieser war zunächst erregt durch die herben Leidensjahre, welche er den Eltern zu Liebe mit dieser Wissenschaft zugebracht hatte, ferner durch die dem

Ohre des gebildeten Mannes häßlich klingende barbarische Sprache, der sich die Jünger derselben befleißigten, dann aber auch durch innere Gründe.

Als er später von seinem ehemaligen Lehrer, Giovanni d'Andrea, den Vorwurf zu hören bekam, er sei ein fahnenflüchtiger Soldat, da schrieb er ihm: „Ich habe auf diese Bemerkung eine treffende Antwort, die ich, da sie Dir keineswegs gefallen wird, verschweige und nur soweit äußere, als dies geschehen kann, ohne unser gutes Einvernehmen zu stören. Nichts hat einen guten Erfolg, das wider die Natur ist; ich konnte kein guter Jurist werden, da mich die Natur zum Liebhaber der Einsamkeit, nicht der Rednerbühne, schuf. Es ist möglich, daß ich nichts, also auch nicht diesen Schritt, in freier Voraussicht that, jedenfalls aber habe ich nichts Glücklicheres, um nicht zu sagen, Weiseres gethan, als das, daß ich eine Zeitlang in Bologna war, aber nicht in Bologna blieb."

Und später, als er von einem jungen Freunde um Rath angegangen wurde, wie man sich bei dem Rechtsstudium zu verhalten habe, antwortete er in ausführlicher Weise, weder ab-, noch zurathend, die Unverträglichkeit seiner Natur mit der Behandlung dieser Materie aufzeigend, aber die großen Männer aufzählend, die sich in derselben Verdienste erworben hätten. Aber dann betonte er, wie die Vielgespaltenheit und Verwirrung des Rechts ungeheuren Fleiß, das Vortragen große Beredsamkeit, die Verschiedenartigkeit der Geschäfte große Vielseitigkeit verlange; wie ferner die Kenntniß des in den geltenden Gesetzbüchern enthaltenen Stoffs nicht genüge, sondern ein Eindringen in den geschichtlichen Entwicklungsgang der Wissenschaft nothwendig sei. Da jedoch diese Erfordernisse von den gegenwärtigen Juristen nicht erfüllt würden, so seien dieselben von ihrer hohen Bedeutung herab-

Petrarka lieber, als er jemals einen aus der ihn umgebenden Schaar gewonnen hatte und konnte die reichlich fließenden Freudenthränen nicht zurückhalten, wenn er später Kunde von dem rasch berühmt Gewordenen vernahm. Auch Petrarka gedachte gern dieser Zeit: er erinnerte sich freudig des Alten, der unter seinen vielen, durch Geburt und Anlagen hervorragenden Schülern — einer ist später Cardinal geworden — gerade ihn als Liebling auswählte, übernahm bereitwillig als Erbe seines Vaters die Pflege des zum Erwerben unfähig Gewordenen, wenn er auch diese Güte durch einen schweren Verlust theuer bezahlen mußte, kam, als Convenevole lebensmüde gestorben war, der Aufforderung der Landsleute desselben ohne Weigern nach, ihm eine Grabschrift zu setzen, und errichtete ihm das schönste Denkmal in einem seiner Briefe, in dem er ihn kurz bezeichnete als: Leiter meines Geistes. Und wie dem Lehrer seiner Jugend, so widmete Petrarka auch dem Orte seiner Jugendbildung noch in späteren Jahren dankbares Gedenken; gleich einem Schiffer, der während vieler Jahre auf einem stolzen Segelschiffe der Wuth der Elemente preisgegeben, sich nach der kleinen an's Land befestigten, kaum beweglichen Barke zurücksehnt, auf der er als Knabe seine ersten stillen Ruderversuche gemacht hat, so verlangte Petrarka, als er ein langes Leben von Wanderungen, Genüssen und Entbehrungen überschaute, nach diesem einsamen Plätzchen zurück, an dem er in lieblicher Natur, ruhig und friedlich eine unvergleichliche Zeit durchlebt und, das Ohr unverwirrt von lärmendem Geräusch, den Geist nicht zerwühlt von quälenden Sorgen, sich von leichter Speise, wie ein Säugling von Milch, genährt hatte, um sich allmählich an festere Nahrung zu gewöhnen.

Vier Jahre (1315—1319) blieb Petrarka hier, lernte bei seinem Lehrer Grammatik und Rhetorik, den Inbegriff des

damaligen sprachlichen Wissens, und gewann aus sich die klare Einsicht, die der selbstständig Strebende nie früh und sicher genug erwerben kann: daß nur dem auf eigne Kraft Vertrauenden und eigne Wege Wandelnden, niemals dem auf der großen Heerstraße gedankenlos Schreitenden, die Erreichung eines hohen Zieles möglich ist. Während sich daher Andere in ihrer Jugend nur mit den Schulbüchern der damaligen Zeit, den moralischen, nach Augustin abgefaßten Sentenzen Prospers und den äsopischen, vermuthlich in der Sammlung des Romulus vorliegenden, Fabeln befaßten, wandte er, noch ein unreifer Jüngling, seine Neigung den Schriften des Cicero zu, von seinem Vater dazu angetrieben, der, nach des Sohnes Zeugniß, ein trefflicher Gelehrter hätte werden können, wenn er nicht durch die Sorge für den Unterhalt seiner Familie von wissenschaftlicher Beschäftigung zurückgehalten worden wäre. Freilich war das Interesse für Cicero zunächst nur ein äußerliches: der früh entwickelte Geschmack, der Schönheitssinn des Knaben erfreute sich zuerst an der glatten, edlen Form und meinte in ihr das Nachahmenswertheste, das Höchste gefunden zu haben; verschaffte aber immerhin dem jugendlichen Geiste eine kräftige Nahrung, deren vortreffliche Wirkungen sich während der ganzen Lebenszeit Petrarka's deutlich kundgaben.

Die Hinneigung zu Cicero mag vom Vater beeinflußt worden sein, aber bald zeigte sich auch gegen diesen ein bewußter Widerspruch. Denn der Vater glaubte zum Besten des Sohnes zu handeln, wenn er ihn zu dem juristischen Studium bestimmte, das er selbst getrieben und durch welches unterstützt er in beschränktem Kreise zu angesehener Stellung gelangt war; der Sohn aber, wenn auch vielleicht noch zu jung, um die Gründe seiner Abneigung zu erkennen, fühlte, daß er zu einem gewöhnlichen Berufsmenschen nicht geschaffen

unvergängliches Denkmal gesetzt hat? Einem Mitgliede dieses Hauses widmete Petrarka daher auch sein erstes Jugendwerk, eine nicht erhaltene Comödie „Philologia“. Sie wurde geschrieben, um den Giovanni di San Vito zu erheitern, einen alten Mann, der, um dem Haß seiner Gegner zu entgehen, manche Länder durchstreift hatte und nun in Avignon einen ruhigen Zufluchtsort gefunden zu haben glaubte, von wo ihn indeß auch bald die Feindschaft der Mächtigen verscheuchte. Die Comödie mag ihren Zweck erreicht haben. Wir kennen nur eine Person aus derselben: Tranquillinus, und zwei Verse, die sie zu sprechen hatte:

Die meisten Menschen leben von der Hoffnung
Und sterben, eh' ihr süßer Traum erfüllt ward;

so scharf wußte der Jüngling, der, allein auf sich angewiesen, in's Leben eintrat, die Menschen zu erfassen und zu schildern.

Um aber sich, die Welt und die Bücher ganz klar erkennen zu lernen, gab es kein besseres Hülfsmittel als Reisen. Es ist ein gemeinsamer Grundzug aller derer, welche den Zeiten neuerstehender Bildung angehören, daß sie der Heimath sich manchmal entziehn und fremde Länder aufsuchen. Nicht aus nichtiger Neugier, welche stets Fremdes begierig anzuschauen heißt, sondern aus dem überquellenden Drange, Andern aus dem neugewonnenen Schatze der Bildung mitzutheilen, sich selbst aus den verborgenen Gütern anderer Länder zu bereichern. Petrarka lernte das behagliche Stillleben, die glückselige Ruhe niemals kennen, ihm war der öftere Wechsel des Aufenthalts unabweisbares Bedürfniß der Natur, gerade wie zwei hochbedeutenden Männern späterer Jahrhunderte: Erasmus und Voltaire, die, Petrarka in Vielem gleich, auch darin ähnlich waren, daß sie während des größten Theils ihres Lebens keine bleibende Wohnstätte hatten. Doch war

er dieser Eigenthümlichkeit sich wohl bewußt und vertheidigte sich gegen etwaige Angriffe, die ihm Mangel an Stätigkeit und eine für einen Gelehrten tadelnswerthe Unbeständigkeit vorwarfen, mit der Ausführung, daß die Ruhe des Gemüthes nicht abhängig sei von dem dauernden Verweilen an demselben Orte, einem Satz, dessen Beweis er durch geschichtliche Beispiele großer Männer des Alterthums belegte, welche vielfach gereist seien. „So wanderten die Apostel, nach Ephesus und Syrien, nach Indien und Egypten: ihre Körper weilten an den verschiedensten Orten; ihr Geist aber war stets nach einem Ziele gerichtet".

Von 1329 an, da Petrarka in rüstigster Jugendfrische den Wanderstab zum ersten Male in die Hand nahm, bis 1373, da er von Alter und Krankheit gebeugt sich zum letzten Male auf ihn stützte, hat er ihn niemals für lange Zeit niedergelegt; wie Ulysses hat er manche Länder und Städte gesehn, Vieles erfahren und gelitten. Die erste Reise (1329) führte ihn durch die Schweiz nach Belgien. Da fand er in Lüttich, „einer guten Stadt, die viele Bücher besitzt, aber keine Tinte und wo die endlich aufgefundene dem Wasser ähnlicher war, als einem brauchbaren Schreibstoff", zwei Reden des Cicero, die er mit Hülfe eines Freundes abschrieb und rasch verbreitete. Dann (1330) galt die Reise dem Besitzthum seines Freundes Jakob Colonna, drei Jahre später Deutschland und Frankreich. Paris wurde angestaunt, aber nicht bloß mit dem flüchtigen Blick des Fremden, sondern mit dem kritischen des Forschers, Aachen besucht und die Erinnerung an Karl den Großen in Sage und Geschichte aufgefrischt in Köln wurden mit schnell erworbenen Freunden Feste und Volksgebräuche betrachtet und in anmuthigen Reisebriefen geschildert.

Doch diese Wanderungen waren nur Vorspiele. Petrarka

hatte gehofft, daß sich an die letzte derselben unmittelbar eine Reise nach Rom anschließen würde, er wurde aber in dieser Hoffnung durch die frühzeitige Abreise seines Gefährten Jakob Colonna, der ihn hatte erwarten wollen, getäuscht. Bald wurde indeß sein Sehnen nach Rom erfüllt: 1336 betrat er zum ersten Male den heiligen Boden, den er im Ganzen fünfmal zu betreten Gelegenheit fand. Und sowie er nun einmal den Fuß über Italiens Schwelle gesetzt hatte, gehörte er fast mehr diesem Lande an, als Frankreich, wo er sich zwar in Vaucluse, dem lieblichen Thale der Sorgue, ein eignes Heim erworben hatte, aber doch nicht beständig verweilte; seit 1352 vollkommen Italien an. Jedoch früher und später unterbrachen große Wanderungen sein ruhiges Verweilen. Daher giebt es kaum eine Stadt Italiens, die ihn nicht auf längere Zeit beherbergt hätte: Ferrara, wo das Gedächtniß an seinen zweimaligen Aufenthalt der späteren Glanzperiode voranleuchtete; Neapel, dessen Naturschönheiten und antike Erinnerungen an ihm den trefflichsten Schilderer fanden; Padua, dessen Fürsten er in innigster Freundschaft verbunden war, aus ihren Händen das stille Haus in Empfang nahm, das er in den letzten Jahren als ruhiger Gast bewohnte; Verona, das er als berühmte Stätte des Alterthums ehrte, und als reiche Fundgrube werthvoller Handschriften oft besuchte; Mailand, dessen Hof er sieben Jahre lang verschönte, als Lehrer und wissenschaftlicher Führer, wo er aber auch als politischer Rathgeber und Geschäftsträger benutzt und hochgehalten wurde; Florenz, das er mit geheimem Groll betrachtete, der auch im Alter nicht weichen mochte und Venedig, seine Jugendliebe, der er noch kurz vor seinem Tode die Treue dadurch bewies, daß er ihr seinen kostbarsten Schatz, seine Bibliothek vermachte. Von der Zeit an, da er in Italien, dem er dem Herzen nach immer angehört hatte,

auch dauernd als Bewohner weilte (1352), hat er nur zwei größere Reisen unternommen: nach Prag zum Kaiser, um dessen politische Plane zu erkunden (1356), und nach Paris zur Begrüßung des aus der Gefangenschaft der Engländer zurückgekehrten Königs von Frankreich (1360); aber innerhalb Italiens war er niemals lange an einen Ort zu bannen, denn es fehlten ihm die festhaltenden Familienbande, und ruheloses Ringen, feuriger Dichtergeist trieben ihn in die Weite.

Wo er aber hinkam, zogen ihn zwei Dinge besonders an: die Stätten des Alterthums, die, beredter, als Worte dies sagen konnten, ihm die Herrlichkeit des Alterthums vorzauberten und ihn selbst mitten in die Welt versetzten, die, seinen Zeitgenossen längst entschwunden, ihm als die einzig ruhmwürdige und wieder herbeizuführende erschien, und die Schriften der Vorzeit, die durch die Ungunst der nachfolgenden Jahrhunderte theils verloren, theils in verderbter Gestalt gerettet, von ihm mit unsäglichen Anstrengungen, durch eigenhändige Abschriften, aber auch durch Hülfe der Freunde, die er zum Suchen und Abschreiben an ihrem Wohnorte veranlaßte, oder auch als wissenschaftliche Reisende zur Wiedererrettung verloren geglaubter Werke nach entfernten Gegenden schickte, zusammengebracht und theilweise aus ihrer verunstaltenden Hülle in ein reines Gewand gebracht wurden. Sie sind durch ihn schuldvoller Vergessenheit entrissen und den kommenden Jahrhunderten als ewig frisch sprudelnder Quell jugendlicher Bildung überliefert worden.

Unter allen Schriftstellern war aber einer, der ihn in seiner frühesten Jugend begleitet hatte und in hohem Alter nicht verließ: Cicero. Wie hart auch über diesen Mann das Urtheil jetzt gefällt werden mag: über seine moralischen Eigenschaften, über seine politische Denk- und Handlungsweise, über seinen schriftstellerischen Werth; so muß ihm doch ein Ruhm

gelassen werden, ein Doppelruhm, dem kaum ein Schriftsteller andrer Zeiten gleichkommt, nämlich der: die Bildung eines ganzen Zeitalters nach ihren verschiedenen Ausprägungen zusammengefaßt, das wohlgefügte in dieser Ausarbeitung den Zeitgenossen selbst kaum bekannte Ganze ihnen als Eigenthum übergeben zu haben; dann aber als allumfassender Verarbeiter der im römischen und griechischen Alterthum gepflegten Gebiete: der Beredsamkeit und Poesie, der Geschichte und Philosophie der vortrefflichste Führer einer neuen Geistesepoche gewesen zu sein, die des bisher beschrittenen geistig öden Weges müde, sich nach neuen Quellen der Belehrung umsah und zunächst auf diesen Vertreter stieß, der dadurch, daß er Vieles vereinigte, Jedem etwas bringen mußte und durch seine von Geziertheit freie Formvollendung die Unkundigen lockte und die Kundigen erfreute. Petrarka schildert an vielen Stellen — und wir werden noch darauf zurückzukommen haben, — seine Verehrung für diesen Meister. „Wenn ich, so erzählt er, auf meinen Reisen die Mauern eines Klosters erblickte, dann gedachte ich in ihnen zu rasten, weil ich hoffte, es würde gelingen, ein Werk Cicero's zu finden". Und seine Begeisterung fand keine Grenzen, seitdem er das Wort Quintilians gelesen: „Der mag auch von sich gute Erwartungen hegen, der Cicero's Schriften mit Genuß und Freude liest".

Außer dem blendenden Glanze dieser hellen Sonne leuchtete anderer Sterne milderes Licht. Zunächst Vergil, der Schriftsteller, der wohl zu keiner Zeit des Mittelalters vergessen aber irrig genug aufgefaßt und beurtheilt wurde, der, selbst als Zauberer betrachtet, seinen Bewunderern und so auch Petrarka den Namen eines Zauberers eintrug und der doch bereits von Dante höher als irgend einer der Heroen des Alterthums emporgehoben worden war. Ihm folgten dann die übrigen Römer: Dichter und Prosaiker; kaum einer

der Männer, deren Schriftstellerruhm die Tiberstadt erfüllt hatte, blieb von dem Forscher vernachlässigt, dem das Alterthum fast so vertraut war als die Gegenwart.

Diese liebende Beschäftigung mit dem römischen Alterthum, die nun nicht mehr, wie in den Zeiten jugendlicher Oberflächlichkeit, nur der äußerlich glänzenden Form, sondern, wie es dem reifer werdenden Sinne geziemte, auch dem Inhalte, den verschiedenen von den römischen Schriftstellern flüchtig berührten oder vollständig bebauten Wissenschaftsgebieten galt, war allerdings einerseits durch die sich mächtig regende Lernlust, andrerseits aber durch einen gewissen national-patriotischen Eifer hervorgerufen. Denn die Römer waren ja Vorfahren der Italiener, der Zeitgenossen Petrarka's, ihr Ruhm war daher, so unähnlich auch die Nachkommen den Vorvordern waren, ein heilig zu haltendes, treu zu bewahrendes Erbe. Wie der Sohn aber, um das Andenken der Mutter zu ehren, häufig die Fremde gering achtet und ihren Werth unbillig herabsetzt, so verfuhren Petrarka und seine Zeitgenossen ungerecht gegen Griechenland und seine als bedeutendste Quelle aller Cultur von uns hochgepriesene Literatur, die sie nicht kannten und deren Ruhm sie beneideten. Erst spät und widerwillig wurde die bessere Ueberzeugung aufgenommen, deren langsames Eindringen freilich erklärlich genug ist. Denn wie könnte man es den Italienern jener Zeit verargen, daß sie sich weigerten die bettelhaften, nicht auf ihr Wissen, sondern auf ihren Ursprung eingebildeten griechischen Wanderlehrer als ihre Meister anzuerkennen, daß sie bei einem Vergleich zwischen dem zerrütteten, vor der Wuth anrückender Feinde ohnmächtig zitternden Griechenreiche und den jugendlich aufstrebenden, blühenden italienischen Städten und Republiken sich den Vorzug gaben und, freilich ungeschichtlich genug, diesen Vorzug immer besessen zu haben wähnten? Als aber einmal die richtigere

Erkenntniß sich Bahn gebrochen hatte, wurde der alte Irrthum zerstört, Homer in seine Rechte eingesetzt und die griechische Sprache eifrig gelernt. Auch Petrarka suchte sich dieselbe anzueignen, brachte er es indeß niemals darin zu irgendwelcher Vollendung.

So umfassend auch die Kenntnisse waren, die dem Jünger der alten Schriftsteller durch gründliches Studium derselben entgegengebracht wurden, eine blieb ihm verschlossen, die — ein zweifelhaftes Geschenk — der Welt erst durch das Christenthum gegeben wurde: die Theologie. Aber auch sie ist von Petrarka gepflegt worden. Nicht freilich so, wie es bei manchen Männern ähnlichen Strebens der Fall gewesen ist, daß er, nach einem dem heidnischen Alterthum gewidmeten frohen Jugendleben, im Alter ernst und düster geworden sich der theologischen Grübelei hingegeben habe, durch das Versenken in ihre Geheimnisse eine lockere Jugend habe sühnen und vergessen machen wollen; sondern mit der ernsten Mannesgesinnung, die dem einmal heiliggehaltenen Ideale unverbrüchlich treu bleibt, und auf der Eingangsschwelle zum Leben wie im Vorhofe des Todes nur vor den Göttern sich beugt, die wahrhafte Verehrung, nicht knechtische Furcht zu göttlichem Range erhoben hat. Petrarka ist stets Theologe gewesen und zwar ein denkender Theologe, der selbst in wichtigen Fragen sein Urtheil nicht blind gefangen gab und über den einen oder andern Punkt religiöser, kirchlich festgesetzter Meinungen: über Heiligenverehrung und Wunderglauben, über Papstgewalt und Gräbercultus seine besonderen Ansichten hatte, wenn er auch in Betreff der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens sein menschliches Urtheil den allgemeinen Festsetzungen der Kirche unterwarf. Von seiner frühen Jugend an schätzte er einen Kirchenvater ganz besonders hoch: Augustinus, stellte ihn als hellstes Licht der Kirche über alle andern Kirchenhäupter,

selbst über den hochgepriesenen Hieronymus, betrachtete neben den Werken Cicero's seine Schriften als die liebste Lektüre und unter diesen besonders die Confessiones (Bekenntnisse), die er stets bei sich trug, immer wieder las, für sich zum Muster nahm, und Andern wiederholt und dringend anempfahl. Auch die Bibel blieb ihm nicht fremd: Stellen aus ihr werden in den von Citaten strotzenden Schriften nicht selten als Beläge gebraucht, wenn sie auch freilich nicht so ganz als heimisches Geräth erscheinen, wie die Worte der Griechen und Römer [2]).

Betrachtet man das eben kurz geschilderte Studiengebiet und rechnet noch dazu, daß auch die medicinische Wissenschaft Petrarka nicht unbekannt geblieben war — wenn man überhaupt die damalige aus den Resultaten spärlicher Beobachtungen, aus gelehrt-scheinender Unwissenheit und thörichtem Aberglauben zusammengesetzte Medicin eine Wissenschaft nennen kann, — so darf man wohl sagen, daß Petrarka alle Fächer des Wissens kannte, ja beherrschte. Deswegen wurde er von den Zeitgenossen angestaunt und gepriesen, von allen Seiten angegangen um Urtheil und Belehrung, von allen Seiten mit Lobeserhebungen und Ruhmesversicherungen überschüttet.

Eine solche Stellung im Reiche des Geistes erwirbt ein selbstständiger Kopf, der nicht bloß in compilatorischer Weise den aufgehäuften Stoff der Jahrhunderte aufnimmt, sondern freigewählte Bahnen wandelt, nicht, ohne die hergebrachten Ansichten zu verletzen und als unrichtig zu bezeichnen; eine von Andern verliehene Krone trägt man nicht oft, ohne Alleinherrschaft zu beanspruchen, die eifersüchtig jeden Eindringling von den Grenzen ihres Reichs abzuwehren sucht: daher mußte es auch bei Petrarka geschehen, daß der Dichter und Humanist, der Philosoph und Theologe zum Polemiker wurde, angreifend oder abwehrend, je nachdem die Gelegenheit sich zeigte, theils aus

Lust am Streite, theils aus der Ueberzeugung, daß nur durch Kampf die Gegensätze versöhnt, daß nur durch Streit die Wahrheit erlangt werden könnte.

Je älter Petrarka wurde, um so mehr trat er als Streiter in Gebieten auf, für welche er bisher friedlich gearbeitet hatte, wodurch er wohl der Wissenschaft nützte, aber seiner Lernlust schadete. Trotzdem wurde diese nicht ganz vernichtet, sondern blieb ihm treu bis zum letzten Augenblick. Denn es ist eine verbreitete und wohl glaubliche Sage, daß der Tod den Siebzigjährigen mitten in der Arbeit überraschte, und eine gewisse Thatsache, daß er noch während seiner letzten Wochen in einer neuen Art schriftstellerischer Thätigkeit sich versuchte. Nicht mehr vermögend nämlich, Eigenes zu schaffen, bearbeitete er Boccaccio's rührend-schöne Erzählung von der treuen Griseldis in lateinischer Sprache und verschaffte dadurch dem Werke des Freundes eine Verbreitung, die es früher durchaus nicht gefunden hatte [3]).

Als Petrarka die Augen schloß, da war eine Zeit reichster Aussaat zu Ende, deren herrliche Ernte er nicht mehr aufsprießen sah; die Folgezeit aber schaut auf ihn, als auf den Vater einer neuen Bildung: des Humanismus, der Wiedererweckung des classischen Alterthums hin. Wohl war auch er sich dessen bewußt, daß er eine neue Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts einleite und gab dieser Erkenntniß gelegentlich in stolzen Worten Ausdruck; aber wie jeder gewissenhafte Arbeiter schöpfte er daraus nicht das Recht, zu ruhn, sondern die Pflicht, das Werk zu fördern: er war thätig, bis die Feder seiner Hand entfiel; sein Leben war ihm Lernen.

2. Einblick ins Innere, Beziehungen zur Außenwelt.

Zu den literarischen Kostbarkeiten, die zu besitzen Petrarka sich rühmte, zählte er eine Zeitlang auch eine Handschrift, ihm werth vor allen andern: die vermeintliche Abhandlung Cicero's de gloria. Er wollte dieselbe in einem Handschriftenbande, dem Geschenke des Raimond Sopranza, gefunden haben und hütete sorgfältig den theuren Schatz, dessen Ueberlieferung an die Nachwelt ihm durch die Unzuverlässigkeit eines Freundes dennoch vereitelt ward. Denn als er seinen alten Lehrer Convennevole, dem er sein Kleinod geliehen, mehrmals vergeblich zur Rückgabe desselben gedrängt und alle Mittel des Bittens und Forderns fruchtlos erschöpft hatte, mußte er endlich zu seinem Schrecken und Schmerz erfahren, daß der Alte in seiner Noth die Handschrift versetzt und dadurch dem Eigenthümer einen unwiederbringlichen Verlust bereitet hatte. Ob das Werk, welches Petrarka besessen, wirklich jene Abhandlung war, über die uns außer Cicero's eigener Angabe, daß er sie geschrieben, keine weitere Nachricht bekannt ist, oder ob der leichtgläubige Dichter, durch einen falschen Titel verführt, irgendwelche Bruchstücke ciceronianischer Schriften oder gar die Abhandlung eines Anderen für jenes seinem Wunsche so sehr willkommene Buch halten mochte — wie denn auch wohl in anderen Fällen das brennende Verlangen, verloren geglaubte Schätze an's Licht zu ziehen, ihn getäuscht hat, — jedenfalls wurde er von dem Glauben an die Echtheit seines unschätzbaren Besitzes vollkommen beherrscht. Seine Ansichten und sein Streben wurden von der muthmaßlichen Tendenz des Buches bestimmt und geleitet, welche keine andere gewesen sein dürfte, als die sich in dem folgenden Ausspruche Cicero's zusammenfaßt: „Grade die Besten werden von der

Sehnsucht nach Ruhm beherrscht. Ruhm aber ist nichts Unklares, in der Luft Schwebendes, sondern etwas Festes, Greifbares: nämlich das übereinstimmende Lob der Guten, die unbestechliche Stimme der Tugendrichter. Und weil Ruhm so das Spiegelbild der Tugend, der unzertrennliche Begleiter trefflicher Thaten ist, soll er auch von Edlen nicht verschmäht werden". Bot doch auch die ganze Geschichte des Alterthums, an deren eifrigem Studium das empfängliche Gemüth Petrarka's sich entzündete, bot ihm doch vor Allem Roms Entwickelung eine lange Reihe lebendiger Bestätigungen des Satzes, daß unter allen irdischen Dingen der Ruhm das Höchste sei.

Solche Lehren konnten dem begeisterten Jünger des Alterthums nicht unbeherzigt verklingen. Zwar hat er vor den Erstlingsarbeiten bis zu den höchsten Leistungen seiner dichterischen Kraft nach jener Selbstbilligung gerungen, die allein dem redlich Strebenden ein ruhiges Genügen giebt, zwar hat er es ausgesprochen, daß er nur für sich und die kleine Gemeinde derer schreibe, die ihn verständen, den Beifall der urtheilslosen Menge aber verachte [1]), den Nachruhm jedoch, den geläuterten Beifall späterer Zeiten, wollte er nicht entbehren; unsterblich zu werden im Gedächtniß der Menschen wie die von ihm geliebten Helden und Schriftsteller des Alterthums, das war der Trieb, der ihn in der Jugend nach jener höchsten menschlichen Auszeichnung, der Dichterkrone, verlangen hieß, der ihm im Alter noch den Wunsch eingab, seinen im Westen gepriesenen Namen auch im Osten gerühmt zu wissen [2]).

Dennoch trat mit dem vorrückenden Alter Petrarka's eine Zeit ein, in der seinem auf das Jenseits gerichteten Geiste jener Wunsch nichtig zu erscheinen begann. Denn nicht nur die Bibel, im alten und neuen Testament, nicht nur die Kirchenväter verdammten ein Streben, das über der Lust an blendendem Glanz das Heil der Seele versäumen mußte, auch

die innere Stimme gesellte sich zu jenen Aussprüchen und rief ihm immer lauter die Mahnung zu, daß der Ruhm ein äußerliches Gut, daß das Trachten nach Ruhm verwerflich sei.

Diese langsam gewonnene Erkenntniß konnte nicht ohne Wirkung auf sein Handeln bleiben. Denn es war nicht genug, daß er die Umwandlung seiner Meinungen in einzelnen Aeußerungen kund that, die dem Sinne seiner früheren Aussprüche widerstritten, noch auch, daß er allzu reichlich gespendetes Lob naher Freunde oder aufdringlicher Bewunderer durch bescheidene Bemerkungen abwehrte, sondern in seiner eigenen Seele erhob sich ein Kampf entgegengesetzter Bestrebungen, welcher endlich zu leuchtender Klarheit der Ueberzeugung, zum entschiedenen Siege der besseren Gesinnung führen sollte.

Solche Kämpfe hat wohl Jeder durchzukämpfen, der sich über das Maß des Gewöhnlichen zu erheben sucht; sie anzuschauen aber lohnt nur bei wahrhaft großen Geistern und ist bei diesen nur dann möglich, wenn sie die Nachwelt zu Zeugen ihrer Leiden gemacht haben. Petrarka hat seine Kämpfe geschildert. In einem besondern Buche, das unter den verschiedenen Titeln: „Geheimniß", „Von der Verachtung der Welt", „Vom Kampfe seiner Leidenschaften"[3]) vielfach gedruckt ist und das nicht mit Unrecht als Selbstbeichte bezeichnet wird, giebt er ein genaues Bild seines Seelenzustandes, eine lebhafte Schilderung des Vorganges, wie Gutes und Böses in ihm gerungen; außerdem spricht er auch an vielen anderen Stellen seiner Briefe und Schriften von dem Streite, der, einmal in ihm entfacht, sich nicht bändigen lasse, sein Inneres verzehre und ihm auch die äußere Ruhe raube[4]).

War jedoch dieses Ringen Petrarka's ein aufrichtiges? Hat der Leidende, der zum Anschauen seiner Krankheitssymptome nicht die Heilkünstler beruft, sondern durch Schilderung

seiner Leiden theilnehmende Freunde an sein Krankenlager fesselt, wirklich die Absicht zu gesunden, oder stachelt ihn nicht vielmehr die Eitelkeit, im Erdulden seiner Qualen als Held erscheinen zu wollen und die Bewunderung der Umstehenden als kühlenden Balsam auf die brennenden Wunden zu legen? Sagt doch schon Cicero, der Preiser und Verächter der Ruhmessehnsucht: „Selbst jene Philosophen, welche Werke über Geringachtung des Ruhmes geschrieben haben, setzen ihre Namen auf den Titel des Buches", gleichsam um durch erkünstelte Bescheidenheit sicherer das zu ernten, dessen Aussaat sie zu verbieten scheinen. Und Augustin, der Hervorragendste unter denen, die nach innerer Heiligung rangen und doch immer wieder durch äußerliche Reizungen in den Strudel der Begierden gezogen wurden, er, das große Vorbild Petrarka's: „Oft rühmt sich der Mensch, wie er den eitlen Ruhm verachte, aber sein Rühmen ist nur desto eitler. Darum darf er sich der wirklichen Verachtung des eitlen Ruhmes schon nicht mehr rühmen; denn er verachtet ihn nicht, da er sich innerlich rühmt."

Dennoch war Petrarka's Ringen gewiß ein aufrichtiges. Er hat die Schrift, in welcher er seine Geständnisse niederlegte, nicht der Oeffentlichkeit übergeben, so lange er lebte, hat in seinen Briefen und Schriften nie derselben Erwähnung gethan, vielmehr sie treu und heilig als sein „Geheimniß" bewahrt. Nur er und Augustinus, sein Unterredner in diesem merkwürdigen Zwiegespräch, sollte von seinen Thorheiten, seinen Schwächen und Sünden wissen.

Aber wie? Sollte nicht Einer, der in dem vollen Bewußtsein seines Fehls die Schuld bekennt und die Ursachen derselben klar aufzeigt, als ein Gebesserter aus dem Bußkämmerlein heraustreten, mit eiserner Willenskraft sich den Zaum anlegen und sich mit Gewalt von jedem Tritt zurück-

halten, der von dem enggezogenen Pfade der Pflicht, seitab in die bodenlose Tiefe des Verderbens führt? Hier liegt das Räthsel des menschlichen Wesens, hier die noch immer nicht genügend gelöste Frage, wie weit es der Erkenntniß möglich sei, den einmal von der Geburt an bestimmten Charakter von seiner Richtung abzulenken. Petrarka hat nämlich, nachdem er seine Bekenntnisse geschrieben (1343), noch dreißig Jahre gelebt und dieselben Fehler, welche er in starken Ausdrücken an sich getadelt, auf's Neue begangen, jene Eigenschaften, die er selbst als schimpfliche betrachtet hatte, nicht abgelegt.

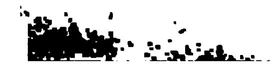
Petrarka war kein unbefleckt reiner Charakter, kein Held der Tugend, der leicht vom irdischen Schmutze sich befreiend, als erhabener Genius über der Menge der Lasterhaften schwebt, ein leuchtendes Vorbild den Strebenden; Petrarka war ein Mensch, erfüllt von dem Sehnen, den Flug nach jenen lichten Höhen zu lenken, deren Anblick seinen Geist entzückte, sich aufschwingend, aber von der eigenen Schwere am Boden festgehalten, den Fuß erhebend, ihn wieder zurückziehend und dennoch nimmer ermattend, ein Mensch, gleichweit entfernt von der trostlosen Resignation Derer, die den Kampf aufgeben, weil doch ein Ende nicht abzusehen, ein Erfolg wider die übermächtigen Kräfte nicht zu erzielen sei, wie von der trostloseren Hoffnungsseligkeit Derer, die durch ein Lispeln hergebrachter Gebetsformeln den zornesmuthigen Ausdruck zu bannen, durch andächtiges Falten der Hände das kampfbereite Ballen der Faust zu hindern vermeinen.

Im hoffnungsfreudigen Pilgerzuge der Menschheit zum ewigen Heile schreitet als Erster der Mann des vollendet Guten, der Tugendhafte, aber an zweiter Stelle der unerschrockene Kämpfer, der das Gute wollte, davon abwich, wieder dahin zurückkehrte, von Neuem in die Tiefe stürzte und sich dennoch zuletzt heraufarbeitete. Vor Jenem beugen wir ver-

ehrend das Knie und bleiben ihm fern, zu Diesem treten wir nahe hinzu und bieten ihm Bruderhand und Brudergruß; denn ihm sind wir verwandt.

Wer Selbstbekenntnisse schreibt, nicht aus Prunkluft, sondern um wirklich sein Inneres zu enthüllen, wer sie liest, nicht aus Neugier, sondern um in den Seelenkämpfen Anderer seine eigenen wie in einem Spiegel zu erkennen, der muß den alltäglichen Verhältnissen entrückt, über die gewöhnliche Umgebung emporgehoben sein. Diese Stimmung hat Petrarka selbst am besten geschildert.

Er bestieg, fast 32 Jahre alt, den Mont Ventoux, allein mit seinem Bruder Gerhard, da sich kein anderer der Gefährten zu der lästigen, mit Gefahren verknüpften Wanderung hatte bereit finden lassen. Dieses Gefühl des Alleinseins und die Schwierigkeiten des Marsches stärkten ihre Lust und erhoben den Muth; die Mahnungen eines Hirten, der ihnen auf steiler Höhe entgegenkam und ihnen sagte, daß er vor 50 Jahren selbst diesen Weg gemacht und kein anderes Gefühl davon zurückgebracht habe, als Bedauern und Ueberdruß, schreckte die kühnen Wanderer nicht. Vielmehr klommen sie rüstig empor der Spitze entgegen, welche der Hirt ihnen gewiesen hatte. Gerhard voran, der nur des Weges achtend die Schwierigkeiten möglichst vermied, Franz langsam hinterdrein, der mit seinen Gedanken beschäftigt, stolpernd und fallend, die Tücken der Alpenwege oft bitter empfand. Als er ermattet bei dem seiner harrenden Bruder ankam, da dachte er: „Wie es Dir heute beim Bergsteigen ergangen ist, so ergeht es Dir und Vielen häufig beim Wandern zum herrlichen Lebensziele. Dort wie hier führt ein enger Weg hinauf, dort wie hier winkt ein hochgelegenes Ziel, dort wie hier ragen Hügel, welche die Spitze umkränzen, aber das Ziel ist nur eines, nach dem wir Alle streben“. Angefeuert durch diesen



Gedanken, vollendete er nach kurzer Rast den Weg und kam bald mit dem Bruder auf dem Gipfel an, auf dem eine kleine Fläche zum Ruhen einlud. „Da stand ich staunend: unter meinen Füßen schwebten die Wolken, vor meinen Augen ragten in den geliebten Fluren Italiens die schneebedeckten Häupter der Alpen, mir unerreichbar fern und doch so nahe scheinend, als wenn ich sie berühren könnte. Ich glaubte die Luft Italiens zu athmen und sehnte mich mit unglaublicher Lust danach, Vaterland und Freunde wiederzusehn, und schalt dann wieder diese Lust weichlich und verwerflich. Weiter kam mir die vergangene Zeit in Erinnerung, ich dachte zurück an die in Bologna zugebrachten Studienjahre und erwog, wie viele Wünsche und Neigungen in mir anders geworden, wie aber die Fehler dieselben geblieben seien." ... „Und wiederum schweifte der Blick auf das großartige Naturschauspiel, das mich hierher gelockt hatte. Da erblickte ich im Westen die Küsten Frankreichs und Spaniens; dieses Landes Pyrenäengipfel vermochte zwar das Auge nicht zu erreichen, von jenem aber sah ich rechts die Gebirge von Lyonnais, links den Busen von Lyon, — die Rhone gewahrte ich unter unseren Füßen. Während ich so das Einzelne betrachtete, bald den Blick zur Erde senkte, bald Augen und Geist zum Himmel schweifen ließ, da nahm ich unwillkürlich Augustins Bekenntnisse heraus, ein Büchlein von geringem Umfang, aber unendlich reichen Inhalts, das ich immer bei mir trage, und traf gleich beim Oeffnen des Buches auf die Stelle: „Da gehen die Menschen hin, bewundern die Gipfel der Berge, die ungeheuren Meereswogen, die breiten Flußbetten, die Weiten des Oceans und das Kreisen der Sterne, vergessen sich aber selbst darob." Darüber erschrak ich, schloß das Buch, zürnte mir selbst, daß ich noch Irdisches anstaunte, da ich doch längst schon von



heidnischen Philosophen hätte lernen können, daß nur der Geist das einzig Große, Bewundernswerthe sei. Nun hatte ich den Berg und seine Aussicht genug betrachtet, wandte den Blick in mein Inneres und redete kein Wort, bevor ich in die Ebene hinabgelangt war" [5]).

In solcher geweihten Stimmung, in der ihm unwillkürlich die Gestalt seines geistigen Vaters, Augustin, erschien, vertraute er diesem die Qualen seines Herzens an.

Sein Bekenntniß ist ein schmuckloses Büchlein, das wohl verdiente, allgemeiner bekannt zu sein. Die Wahrheit erscheint Petrarka, und weist ihn an Augustin, auf daß dieser als menschlicher Stellvertreter der hehren Göttin die Klagen des bußfertigen Menschen vernehme. Und das Bekenntniß beginnt. Aber alsbald zeigt sich der Gegensatz zwischen dem Kämpfenden und dem Vollendeten darin, daß jener meint, dem Fehlerbelasteten, der sich zu befreien wünsche, fehle das Können, dieser dem, der auf halbem Wege stehen bleibt, Mangel des Willens zuschreibt. Aber Augustin entzieht ihm doch seine schützende Hand nicht und sie reden von dem „Ruhme bei den Menschen und dem Verlangen nach Unsterblichkeit des Namens". Augustin führt dem Petrarka vor, daß dieses Streben ihn zu den schwierigsten literarischen Plänen, einem großen epischen und historischen Werke, verleitet, zu dem bedenklichen Irrthum veranlaßt habe, als sei Unsterblichkeit bei sterblichen Menschen zu erlangen. Nur ein geringfügiger Theil der Welt sei die Erde und die auf ihr erlangten Schätze eitel und vergänglich: das Gepriesene werde geschändet, das Erworbene entrissen; besonders literarischer Ruhm durch Tod, Neid, Unbeständigkeit der Menschen und Untergang der Bücher ebenso leicht vernichtet, wie gewonnen. Daher müsse er von diesem Streben ablassen, die Pläne aufgeben, durch deren Verwirklichung er unvergängliche Berühmtheit zu erlangen gehofft; müsse viel-

mehr danach streben, in das Herz der Guten sich einzuprägen und in seinem eigenen Herzen der Tugend eine Stätte zu bereiten; müsse den Tod vor Augen haben, dessen unvermuthetes Eintreffen die Nichtigkeit jedes irdischen Verlangens klarer beweise, als alle Worte.

Wie die Ruhmsucht, eine Folge unweiser Selbstüberschätzung, den Mangel wahrer Selbsterkenntniß kundgibt, so auch das Symptom der Selbstunterschätzung, das mit dem modernen Ausdruck „Weltschmerz" genannte, aber unglaublich alte Gefühl der Unbefriedigtheit mit dem eigenen Schaffen und Streben, des Sehnens nach Befreiung aus drückenden Banden und zugleich des Unvermögens, dem Kerker zu entfliehen. Mag Petrarka den Ausdruck, den er dafür wählt: acedia auch von Seneka entlehnt haben, dies Gefühl ist echt.

Augustin als Seelenarzt will die Ursachen der Krankheit entfernen, um dadurch das Leiden desto sicherer zu zerstören, spricht daher zuerst von der angeblichen Mißgunst der Fortuna als der Quelle der Schmerzen und meint, Petrarka dürfe ihr durchaus nicht zürnen, da sie doch ihre Gaben ihm nicht versagt, ihn niemals gezwungen hätte, Hunger und Durst, Kälte und brennende Gluth, peinigende Armuth zu ertragen. Aber Petrarka gibt ihr Größeres schuld. Nicht körperliche Beschwerden habe sie ihm bereitet, aber schlimmere Qualen des Geistes und des Gemüths, sie habe ihm die goldene Mittelmäßigkeit versagt, die er immer zu erringen getrachtet habe, ihn gehindert, den von Andern ihm angewiesenen erhabenen Ehrenplatz zu verlassen, befreit von Unruhen und Sorgen, befreit von den Menschen, für sich allein zu leben. Gegen solches Hadern hilft nicht Augustins Trost: es sei nicht menschenmöglich, sich von der Welt abzusondern, selbst die größten Helden der Vorzeit hätten Lob und Tadel der Zeitgenossen ertragen, ihren Bedürfnissen sich



anbequemen oder zum Opfer fallen müssen; das sei eben Aufgabe des Menschen, in und mit der Welt zu leben.

Doch gerade diese Nothwendigkeit erzeugt Petrarka's Leiden: „Wer kann“, so ruft er aus, „meinen Lebensüberdruß, den täglichen Ekel genugsam schildern, wer diesen unwürdigen und verwirrten Kreislauf, diesen engen und schmutzigen Winkel, in dem ich mich aufhalte, in dem sich, als müßten sich Alle auf diesen Punkt stürzen, der Unflath der ganzen Welt zusammengedrängt hat? Wer vermag das in Worten wiederzugeben, dessen Anblick Widerwillen und Abscheu erregt (und mit diesen Bemerkungen spielt Petrarka auf Avignon an, ohne freilich den Boden der allgemeinen Klage zu verlassen): Die stinkenden Straßen, auf denen wüthende Hunde rasen, Schweine sich wälzen, Wagen mit ihrem Rasseln die Häuser erzittern machen und mit ihren Lasten den Weg versperren; die Menschen mit ihren verschiedenen, aber stets widerwärtigen Gesichtern: den durch Elend und Trauer abschreckenden der Armen, den von Wollust und Hochmuth verzerrten der Reichen; sie alle mit ihren entgegengesetzten Bestrebungen, mit ihren listigen Kniffen? Und da solcher Anblick den an Besseres gewöhnten Sinn abstoßen, edlen Gemüthern die Ruhe rauben, die Beschäftigung mit ernsten Studien vernichten muß, so flehe ich Gott an, daß er mich unverletzt aus diesem Schiffbruch errette, da ich manchmal glaube, als einzig Gesunder in diesem rasenden Taumel mich zu bewegen“.

Wohl möchte Augustin diese ihm unberechtigt scheinende Klage als eine äußerliche Krankheit auffassen, die auch durch äußere Mittel zu heilen sei: ihm fehle nur ein stiller, einsamer Ort zum Denken und Arbeiten, aber Petrarka widerlegt ihn. Sein Leiden sei ein tiefer, innerlicher Schmerz, es sei nicht zu heilen durch äußere Mittel, es sei nicht zu mildern durch wohlgemeinte Rathschläge, es sei nicht zu ver-



nichten durch geistige Beschäftigung mit den Werken der Weisen früherer Jahrhunderte; so lange das Herz schlage, könne diese Wunde zwar weniger schmerzhaft gemacht werden, aber nie vernarben.

Die Acedia ist eine tief in der Menschennatur liegende Krankheit, aber kein Laster. Indeß auch von solchen dünkt sich Petrarka nicht frei. Unter ihnen ist wohl das größte das der Liebe, von dem noch zu sprechen sein wird; doch bekennt er auch andere: übermüthiges Vertrauen auf seinen Geist, Stolz auf seine Beredtsamkeit, Vertrauen auf Kraft und Schönheit, Streben nach irdischen Dingen, denn seine angebliche Lust zur Zurückgezogenheit sei eine Selbsttäuschung, ein Spiel gewesen, durch das er nur zu sehr bewiesen habe, daß er die Genüsse, die er zu fliehen und zu verachten scheine, doch gar gern koste; Ehrgeiz, unter den Menschen zu glänzen, denn seine angebliche Verachtung des Ruhmes, sein von der Berührung mit den Menschen freies Einsiedlerleben sei eine Schaustellung gewesen, durch die er nur seine Unentbehrlichkeit für die Menschen, die Entvölkerung der Erde durch die Abwesenheit eines solchen Geistesfürsten habe klar darthun wollen. Er bekennt sich zu diesen Lastern, und gibt sich durch den Mund des Augustin Mahnungen und Rathschläge, daß und wie diese Laster abzulegen seien; dagegen erklärt er sich von anderen Fehlern frei, die ihm wohl von Andern vorgeworfen worden: Neid, Zorn und Schwelgerei, und erfährt darüber von Augustin Freude und Zustimmung.

Dem reumüthigen Beichtkinde mag es leicht und frei werden, wenn es dem liebenden Vater gegenüber die im tiefsten Innern schlummernden Gesinnungen aufdeckt; aber sobald diese frohmuthige Heldenthat geschehen ist, beschleicht das Gefühl unsäglicher Leere den eben noch so kühn Scheinenden: der Augenblick seliger Selbstbefreiung ist vorüber und den

4*



allein auf seine Kraft Hingewiesenen ergreift dumpfe Verzweiflung, packt die feige Lust nach dem Ender aller Schmerzen, nach dem Tode. Das Verlangen nach solcher äußeren Befreiung ist aber nicht das richtige; Augustin erklärt es für den schlimmsten aller Feinde und betrachtet als alleinige Mittel, um die Verzweiflung und die früher bekannten Fehler zu besiegen: Gebet, Buße, das Durchdrungensein von dem Gefühle der menschlichen Endlichkeit und der Erhabenheit der göttlichen Gnade. Petrarka ergibt sich dem Vater und Lehrmeister, aber doch kommt nach der dreitägigen Unterredung der alte unbesiegte Gegensatz zum Vorschein: Der Vollendete versichert, daß in dem Wollen schon die Kraft enthalten sei; der Kämpfende zweifelt, daß sein schwaches Können dem redlichen Willen genügende Hilfe bringen werde.

Wir möchten glauben, daß ein Mann, der so seine Seele entlädt, so sehr bekennt, durch seine Beziehungen zur Welt gelitten zu haben, nun sich von den Menschen zurückzieht und in einsiedlerischer Klause, im Mönchsgewande das Getriebe der Kinder der Welt verlacht. Petrarka aber gedachte nie Einsiedler zu sein in der Bedeutung, in der das Mittelalter diesen Begriff faßte, wies die ihm manchmal gemachte Aufforderung, in ein Kloster zu treten, entschieden zurück, erkannte vielmehr klar, daß unermüdete Geistesarbeit, daß *innere* Heiligung, nicht *äußere* Formen zur Selbstbefreiung führten. Um sich von *Allen* abzuschließen, dazu war er noch mit zu festen Banden ans Leben geknüpft, aber die Einsamkeit, das ruhige, nicht jeden Augenblick von Anderen gestörte, namentlich *amtlose* Dahinleben hat er eifrigst empfohlen und häufig für sich erwählt. Dadurch gerieth er freilich wieder mit sich in Kampf, denn gerade bei einem solchen wenig gestörten Denk- und Traumleben regten sich die Leidenschaften, wucherten Selbstpeinigung und Gelüste üppig auf, traten Neigungen und Be-

strebungen wieder ans Licht, die im Verkehre mit Andern als gebändigt erschienen waren; kam auch mit dem Kaiser Karl in launig-ernsthaften Streit, der ihm solche Gesinnung gewaltsam rauben wollte; aber er fuhr fort, als Feind der Städte, als Freund der Einsamkeit zu leben und diese als wahre Vorbereitung des himmlischen Paradieses zu lieben [6]).

Dieser Gesinnung gab er in einem ziemlich ausführlichen Werke: „Ueber das einsame Leben" Ausdruck, zeigte in ihm an der Hand der Geschichte, daß das einsame Leben von Kaisern, von Geistesfürsten: Theologen, Philosophen, Dichtern; von Christen und Nichtchristen hochgehalten worden sei, versuchte, durch einen Vergleich der Anhänger verschiedener Berufsarten mit den einsam Lebenden, durch eine Nebeneinanderstellung, wie diesen und jenen die Stunden vergehen, durch Schmähung der Verblendung und Thorheit der Städter, durch Widerlegung der von den Gegnern der Einsamkeit vorgebrachten Gründe, — den Nachweis zu führen, daß nur das einsame Leben zum Heile gereiche und die Leser zu bestimmen, dieser von ihm lebhaft vertretenen Meinung ihre Zustimmung zu schenken [7]).

Der Gesinnung entsprach dann auch die That: an zwei Orten hat er, um der minder wichtigen Plätze seines zurückgezogenen Lebens nicht zu gedenken, einen längeren Aufenthalt genommen, um frei von Aemtern und von dem belästigenden Zusammenströmen gleichgiltiger Menschen seine Zeit für sich und seine wissenschaftliche und dichterische Thätigkeit anzuwenden: als Mann in Vaucluse, als Greis in Arqua.

Aber so sehr er sich die einsam gelegenen Orte wählte, um dem Schwarm der Menschen zu entgehen, welche ihn, den berühmten Mann, in den Städten aufsuchten und umgaben, so wenig wollte er eins entbehren, das ihm als durch-

aus nothwendig zum Leben schien: den Umgang mit Freunden. Dieser Freundschaftscultus, der unter den Neueren zuerst von Petrarka gepflegt, dann von seinen Nachfolgern und Nachahmern, den Humanisten aller Länder, in lebhaftester Weise betrieben worden ist, mag allerdings durch die Erinnerung an die jugendlich-schönen, rührenden Freundschaftsbündnisse der Griechen, an die ernsten, klarverständigen Lebensgemeinschaften der Römer, vor Allem an den engen Bund, der zwischen Cicero und Attikus ein ganzes Leben hindurch bestand, beeinflußt worden sein; aber darum ist doch die Liebe, welche Petrarka mit der großen Zahl hervorragender Zeitgenossen verband, wahr und natürlich, nicht künstlich erzeugt.

Seine Freundschaft ist echt. Es war seine liebste Erholung, mit Freunden zusammen zu sein und, da von den in allen Theilen Italiens und auch im südlichen Frankreich ihm Angehörenden die Wenigsten mit ihm zusammenleben konnten, in einer möglichst häufig brieflichen Verbindung mit ihnen zu stehen. Zeuge dessen ist seine Briefsammlung, die an Umfang die uns aus dem Alterthum erhaltenen weit übertrifft. Freilich nahm ein solcher Briefwechsel viele Zeit und Mühe in Anspruch, denn er liebte es, wenn er auch wohl betonte, daß zwischen Engverbundenen kein Redeprunk angewendet werden dürfe, ein jedes Schriftstück nur als formvollendet aus seiner Hand zu geben und mußte daher manchmal klagen, daß die Stunden ihm durch Briefschreiben geraubt würden. Ein Bote komme und bringe ein Schreiben und wolle gleich die Antwort mit sich nehmen; kaum sei der eine fort, so trete der andere ein und erneuere dasselbe Verlangen. Aber wenn er auch durch Störungen gereizt, die Qual beklagte, welche allzugroße Aufmerksamkeit der Freunde ihm bereitete, so hielt er doch, bei ruhiger Ueberlegung „keine

Zeit für weniger verloren als die, welche, nächst Gott den Freunden gewidmet werde". Ja er bot, wie wir sahen, den vertrautesten seiner Freunde an, mit ihm zusammen zu wohnen, in vollster Gemeinschaft die Lebenszeit zu verbringen und wurde nicht müde, den Zögernden die Annehmlichkeit dieses Planes auszumalen. Allerdings war er, wie er sich selbst schildert, schwer zu bewegen, eine neue Freundschaft einzugehen, aber an der einmal geschlossenen hielt er unverbrüchlich fest und mochte darum auch die Lässigkeit seiner Freunde nicht vertragen. Mit liebenswürdigem Humor treibt er einmal einen der Seinigen, den mit dem Freundesnamen Laelius bezeichneten, von dem er lange nichts gehört hatte, zum Antworten an: „Ich habe zwar bisher ohne Erfolg versucht, Dich zu einem brieflichen Verkehr zu verlocken, aber ich will nicht aufhören, Dein Stillschweigen zu brechen, und bewirken, daß Du Dich bald schämen wirst, so oft das Schreiben Deines Freundes schweigend anzuhören. Ist die Wirkung erfolgt, so mache ich mir nichts daraus, ob ich Deine bisher geschlossene Lippe zum Zorn, zum Lächeln oder zur ernsten Rede öffne; sobald Du zu reden anfängst, bin ich Sieger. Belästigen Dich Deine alten Beschäftigungen, so will ich neue an ihre Stelle setzen, ist Dir aus Trägheit der Schreibgriffel entfallen, so will ich ihn durch Fleiß wieder festmachen; bist Du aber gar stolz geworden und hältst mich für unwürdig der Freundschaft, so will ich Dich von Deinem angemaßten hohen Sitz herunterreißen und wieder auf gleiche Freundschaftslinie mit mir setzen. Merke Dir also: ich werde nicht aufhören, mit Jammern und Klagen Deine Ohren zu bestürmen, bis Du entweder in alter Weise den Briefwechsel mit mir wiederherstellst, oder mir einen ausreichenden Grund der Aenderung Deines Benehmens angibst. Einer meiner Briefboten soll den andern drängen, bald soll ein Haufe Papier vor Dir liegen,

den Du aus Scheu vor der früheren Liebe nicht wegwerfen darfst, wenn Du auch Handschrift und Siegel des zudringlichen Freundes kennst. Widerwillig öffnest Du, liesest dann, weil Dich der Brief doch fesseln wird, und mußt lange und peinvoll lesen, weil Du der kurzen Arbeit des Schreibens entgehen wolltest. Willst Du daher meinem Rathe folgen, so rette, mit Hilfe Deiner Finger, die Augen und lehre die unedleren Körpertheile den edleren dienen".

Aber er schrieb nicht blos, um Worte zu machen und Redensarten zu hören, sondern aus innerem Drange. Die Abwesenheit von den Freunden sollte ein Verhältniß nicht unterbrechen, das, wie er wohl sagte, selbst der Tod nicht lösen könne. Um aber eine Freundschaft zu einer solch echten zu machen, mußte vollste Wahrheit unter den Freunden herrschen, die sich vor den Mächtigsten nicht verkrieche, — denn Freundschaft kenne keinen Unterschied von Stellung und Rang — und den Niedrigen gegenüberzutreten sich nicht scheue. In diesem Sinne verlangte er Wahrheit und erwartete auch, wenn nöthig, ein Wort des Tadels zu hören: ja freundschaftliches Schelten klinge ihm, so sagte er, angenehm. Ob er indeß selbst immer dieser Wahrheit gedient hat? Es findet sich freilich in seinen Briefen neben begeistertem Lobe auch mancher schonungslose Tadel (wir werden noch davon reden); aber es scheint, daß Licht und Schatten doch nicht immer in rechter Weise vertheilt seien, es müßte denn die Schaar, die sich um Petrarka versammelt hatte, eine der auserlesensten gewesen sein, die jemals die Erde bewohnt hätte. Und so mag er in nachsichtiger Güte Manches übersehen haben, das, wirklich erblickt, dem Tadel nicht entgangen wäre: wann er nämlich etwas sah, rügte er es scharf. Denn einen Vorwurf hegen, ohne ihn auszusprechen, eine dunkle Wolke am Horizont der Freundschaft aufsteigen zu sehen, ohne



sie zu zerstreuen, vermochte er nicht: Verdacht war ihm der Tod der Freundschaft. Wie sehr er den Verdacht, dieses schleichende Uebel, haßte, schilderte er in einer anmuthigen Fabel, die wiederzugeben ich mir nicht versagen kann. „Einst wanderten Feuer, Wasser, Wind und Verdacht zusammen. Als sie an einen Kreuzweg kamen und jeder nun auf seinem besonderen Pfade die Heimreise antreten wollte, da sprachen sie: Hier gehen wir auseinander, aber wir wollen Merkmale angeben, damit wir uns wieder treffen können. Da sprach das Feuer: Wo Rauch aufsteigt, mögt Ihr mich suchen; der Wind: wo Laub geschüttelt wird, Halme geknickt werden, da bin ich; das Wasser: wo Ihr Binsen seht, bin ich nicht weit. Der Verdacht aber sagte: Ich bin sehr leicht zu finden; denn ich stehe, während ihr in steter Bewegung seid, ganz still; wo ich einmal festen Fuß gefaßt habe, da zehre ich fort".

Bei solchen Gesinnungen ist es wohl begreiflich, daß nur durch den Tod, nicht aber durch leichtsinniges Verlassen und schlechte Beweggründe ein Freundschaftsbund gelöst wurde. In letzterer Beziehung hat Petrarka nur einen Vorwurf erleiden müssen: den der Undankbarkeit gegen die Colonna, ein Vorwurf, der aber nicht gerechtfertigt ist. Petrarka war, wie wir wissen, mit dieser Familie aufs engste verbunden: Jakob und Johannes liebte er wie Brüder, den würdigen Stephan im Rom verehrte er wie einen Vater, dessen Sohn, den jüngeren Johannes kos'te er wie einen Sohn. Da wurde der letztere während der kurzen Herrschaft des Cola di Rienzi in Rom getödtet und Petrarka mußte seinem Freund und Berather, dem Cardinal in Avignon, sein Beileid ausdrücken. Aber so sehr er auch das tragische Geschick bedauerte, er konnte es doch nicht als unverschuldet betrachten, denn die Colonna gehörten zu d e n Adligen, die Rom's Freiheit und den Tribun bedroht hatten. In diesem Kampf zwischen dem höchsten Gut: der Liebe zum Vaterland

und dem köstlichen Schatz der Freundesliebe, mußte Petrarka das erstere wählen, denn das Wohl des Vaterlandes war ihm hochheilig; er durfte einen Mord nicht anklagen, der ihm Rom's Unversehrtheit zu gewährleisten schien. Aber die Pflicht der Dankbarkeit, der innigsten Anhänglichkeit an den Freund vernachlässigte er darum nicht. Denn kann man ergebener schreiben, als er es that: „Ich gestehe Dir offen, daß ich Dir Alles verdanke, was ich habe: Geist, Körper, den ich nur als Fremder bewohne, und äußere Güter. Sie alle sind durch Dich und in Deiner Umgebung gepflegt und gemehrt worden, so daß ich gedrängt werde, diesen Griffel, diese Rechte und das bischen Geist, das ich habe, zu Deinem Trost zu verwenden". Und dann, nachdem er die Trostgründe erschöpft hatte, schloß er: „Bei vielem Unrecht, welches Dir das Geschick zugefügt hat, hat es Dir ein Herrliches verliehen: den reichsten Stoff zum Lobe. Bewahre diesen, gewähre unsern Zeitgenossen und Nachkommen, daß sie den trotz des Unglücks ungebrochenen Geist und die edle Hoheit eines wahrhaft römischen Sinnes weiter an Dir bewundern und preisen" [8]). Der Cardinal Colonna starb bald darauf, und die übrigen Mitglieder dieses Hauses traten mit Petrarka wieder in freundschaftliche Beziehung.

Echte Freundschaft verträgt aber ebensowenig einen Bruch, wie zeitweilige Spannung, plötzliches Losreißen und heftigeres Aneinanderschließen, die der flüchtigen Liebeständelei ihren Reiz gewähren mögen. Daher kannte Petrarka kein Schwanken und Schmollen, sondern nur wahres Miteinander- oder gleichgiltiges Nebeneinandergehen. Und auch wenn zwischen seinen Freunden eine Mißstimmung und Gehässigkeit sich kundgab, wie einmal zwischen den ihm in engster Weise verbundenen Laelius und Sokrates, ruhte

er nicht eher, als bis er durch briefliche Mahnungen das alte trauliche Verhältniß wiederhergestellt hatte [9]).

In der Freundschaft achtete er weder Rang noch Stellung. Er durfte bei dem ihm von den Zeitgenossen willig gespendeten Ruhme ohne Ueberhebung sagen, daß ihm keiner zu hoch stehe, um als Gleichberechtigter neben ihn zu treten, und er war nicht so hochmüthig, um einen Niedriggestellten, der es seinem Geist und Charakter nach verdient hätte, von seiner Freundschaft auszuschließen. Für das erstere mögen seine noch zu schildernden, zum Theil sehr innigen Beziehungen zum Kaiser, manchen Päpsten, vielen hochgestellten geistlichen und weltlichen Beamten als Beweis dienen; für das letztere seine Anhänglichkeit an den alten Lehrer Convennevole, seine willige Nachgiebigkeit gegen den Goldschmied Henrikus Capra in Bergamo, der dem berühmten Dichter, als dieser, dem heftigen Andringen weichend, einen kurzen Besuch in Bergamo machte, wie einen im Triumph einziehenden Fürsten begrüßte und bewirthete [10]).

Und wie Petrarka gern die Freundschaft der Strebenden annahm, so drängten sich diese von allen Seiten, aus allen Ländern an ihn, um seiner theilhaft zu werden. Indeß würde es zu weit führen, alle diese Namen zu nennen, alle Einzelnen zu betrachten; wir müssen uns begnügen, nur einige wenige hervorzuheben.

Dionysius von Burgos, seit 1328 Doctor der Philosophie und Theologie in Paris, als Philologe und Dichter, besonders auch als Astrolog ausgezeichnet, wurde mit Petrarka im Jahre 1333 befreundet. Er leitete den jugendlichen, frohem Lebensgenusse hingegebenen Dichter zu ernster Betrachtung, schenkte ihm Augustins Confessionen, rief dadurch eine vollkommene Umwälzung in Petrarka's Gesinnung hervor und wurde Herzensberather und Beichtvater des

Freundes. An ihn ist der oben (S. 46 fg.) besprochene, merkwürdige Bericht über die Besteigung des Mont Ventoux gerichtet, der die Sinnesumwandlung Petrarka's vortrefflich schildert, an ihn andere Bekenntnisse, die uns nur angedeutet, nicht erhalten sind. Als dann Dionysius Paris verließ und, auf einer Reise nach Italien Avignon berührte, empfing er von dem Dichter die dringendste Einladung, nach Vaucluse zu kommen, und entsprach derselben (1339). Da mag der Gemüthsbund Beider befestigt und die Einwirkung des würdigen Geistlichen auf Petrarka's Herzenszustand fortgesetzt worden sein, aber das Zusammenleben dauerte nicht lange. Denn bald nachher ging Dionysius nach seiner Vaterstadt Florenz, folgte von hier einer Einladung des Königs Robert von Neapel, dessen Gunst er gleichfalls seinem Freunde verschaffte und starb zu Neapel, nachdem er noch zum Bischof von Monopoli ernannt worden war (1342). Sein Tod wurde von Petrarka innigst betrauert. In einem lateinischen, an den König Robert gerichteten Gedichte pries er den Todten als einen Glücklichen, von den Banden des Irdischen befreiten, und fuhr dann fort:

Nicht hat der grausame Tod dem Dahingegangenen geschadet,
Der in des Himmels Pallast Wohnung der Seligen bewohnt;
Uns nur hat er peinvollen Schmerz und traurigen Jammer
Tief im Herzen erregt, mir und den Musen, der Welt.
Denn mir war er ein zweiter Vater, so huldvoll und milde,
Wie kein Andrer nach ihm jemals dem Fehl sich geneigt.
Wahrheitsquell war er der Welt, nun vom neidischen Schicksal entwässert,
Der, stets, sprudelnd und klar, Flüsse und Ströme gespeist.
Und den Musen war er ein Stern so leuchtenden Glanzes,
Daß er die Fernen bestrahlt, daß er die Zukunft erhellt — [11]).

Dem lange Zeit in Frankreich Ansässigen, wenn auch in Florenz Geborenen, mag der Engländer folgen. Freilich sind die Beziehungen Petrarka's zu Richard de Bury ganz

anderer Natur, als die eben geschilderten; mit ihm wurden nur während des Zusammenseins beider Männer in Avignon und in Briefen wissenschaftliche, besonders geographische Fragen: über die Lage der Insel Thule, erörtert. Bury war ein hochbedeutender Mensch, Staatsmann und Gelehrter, als ersterer um die Finanzverwaltung Englands sehr verdient, Großkanzler des Staats und in Gesandtschaften beim Papste (1330 und 1333), beim Friedensschluß mit Frankreich (1339) thätig, als letzterer durch die Erziehung Eduard III. und durch sein merkwürdiges Buch: Philobiblion, ein autobiographisches, bibliographisches und literarhistorisches Werk, dem kein ähnliches aus jener Zeit an die Seite zu stellen ist, über die Zeitgenossen hervorragend. Bury's kurzer Aufenthalt in Avignon und sein früher Tod († 1345) ließen es zu einer vertrauteren Gemeinschaft nicht kommen, die bei der hohen geistigen Bedeutung beider Männer von der größten Wichtigkeit hätte werden können [12]).

Den Ring auswärtiger Freunde möge ein Deutscher schließen. Denn wenn auch Petrarka Deutschland und dessen Bewohner mit feindlichem Blicke betrachtete, so verschloß er sein Auge nicht vor der Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit Einzelner. Unter allen Deutschen, die ihm bekannt wurden, hielt er aber einen besonders hoch. Das war Ludwig von Kampen, der in demselben Jahre wie Petrarka geboren war, in engen Beziehungen zu der Familie Colonna stand und wie es scheint, bei ihnen in Avignon bis zu seinem Tode (1361) lebte. Er war namentlich für die Musik begabt, in seinem Betragen fein und gewandt, in seiner Unterhaltung angenehm und belehrend, verwerthete aber, soweit uns bekannt ist, niemals schriftstellerisch seine reichen geistigen Gaben. Petrarka lernte ihn 1330 während eines längeren Aufenthaltes bei Jakob Colonna, dem Bischof von Lombez,

kennen, zugleich mit einem andern schon genannten Freunde Laelius, mit denen er ein Freundestriumvirat bildete, dessen harmonische Einheit selten gestört wurde; lebte, so oft er sich in Avignon, oder dem benachbarten Vaucluse aufhielt, mit Sokrates in vertrautester Gemeinschaft, ließ, wenn er in Italien war, den Freund Sorge für sein Haus und seinen Garten tragen, lud ihn zu wiederholten Malen ein, nach Italien zu kommen, theilte ihm persönliche Erlebnisse mit, übersandte ihm philosophische Abhandlungen, die er so gern in Briefform kleidete und widmete ihm und Laelius in seinem „Triumph der Liebe", folgende wohl der Mittheilung werthe Stelle:

Ich wandt' mich ab von den gewohnten Wegen.
Mein Sokrates und Lälius kam gegangen,
Und länger mocht' ich ihrer Worte pflegen.
Welch' Freundespaar! Was auch die Dichter sangen,
Was Redner sprachen je an schönem Lobe,
Kann ihrer Tugend Werth doch nicht umfangen.
Wir drei bestanden jede Schicksalsprobe.
Sie lernten mein Geheimstes klar erkennen,
Sie wußten, wie mir Sturm im Herzen tobe!
Von ihnen soll nicht Zeit noch Ort mich trennen,
Wie ich im Herzen hoffe und begehre,
Bis einst zu Asche wird mein Leib verbrennen.

Als er, kaum ein Jahr vor dem Tode des Sokrates diesem die ihm gewidmete Abtheilung der Briefsammlung zuschickte, schrieb er ihm: „An Dich ist der Anfang, an Dich der Schluß gerichtet; nimm hin, was Du begehrtest", dankte ihm für seine Freundschaft, bat um Erhaltung derselben, aber auch um Mäßigung der Bewunderung, welche der Freund ihm schenkte, und rief, als er den Tod des Freundes erfuhr, aus: „Was soll ich nun thun, da mir der Tod das entreißt, was mir am meisten am Herzen lag, meinen einzigen Freund,

meinen theueren Sokrates?" Wohl dachte er manchmal daran, daß dieser Freund kein Italiener, daher wegen seiner Geburt der Freundschaft nicht ganz würdig sei, aber deßhalb hob er gern mit Nachdruck hervor, daß er nach Geist und Charakter vollkommen Italiener geworden sei. Und so liebte er den Deutschen, dessen Vaterland er haßte [13]).

Doch mochten sich auch manche Ausländer Petrarka's Freundschaft rühmen, vor Allem waren es Italiener, die von ihm aufgesucht und geliebt wurden. Unter diesen aber kaum einer längere Zeit hindurch und in innigerer Weise, als Giovanni Boccaccio. Wie unsere deutsche classische Literaturepoche uns menschlich nahetritt durch den schönen Freundschaftsbund Goethe's und Schiller's, so wird die Blüthezeit der italienischen verklärt und erleuchtet durch die herzlichen persönlichen Beziehungen, welche Petrarka und Boccaccio mit einander verbanden.

Boccaccio war neun Jahre jünger als Petrarka. Er mag den älteren und rascher berühmt gewordenen Schriftsteller schon 1333 zu Paris, dann 1341 zu Neapel gesehen haben, aber persönlich nahe ist er ihm erst getreten, als Petrarka 1350 seine Vaterstadt Florenz besuchte. Damals durfte Boccaccio, der nun selbst schon zu Ruhm und Ansehen gelangt war, den Meister, dem er die Richtung in seinen Studien, die eigenthümlich-philosophische Entwicklung verdankte, den er daher stets mit Bewunderung genannt und treu verehrt hatte, auch Freund nennen und bewahrte diese Freundschaft unverbrüchlich fast ein Vierteljahrhundert hindurch.

Zum Beweise dessen mag uns der ausgedehnte Briefwechsel dienen, den beide Männer — die Heroen der italienischen Literatur lateinisch — mit einander geführt haben und von dem 30 Briefe Petrarka's erhalten sind. In ihnen gibt

Petrarka eine Schilderung seines häuslichen, stillen Gelehrtenlebens, der kleinen Ereignisse, die dasselbe unterbrachen, seiner Umgebung, erkundigt sich nach dem Leben des Freundes, hält mit Vorwürfen nicht zurück, die durch den etwas lockeren Wandel Boccaccio's und die in Folge dessen eingetretenen Krankheiten gerechtfertigt sind und hilft zu wiederholten Malen, zuletzt noch in seinem Testamente, mit seinem geringen Reichthum die Schulden des Freundes decken und seine Armuth erleichtern. Mehrmals lud er den ständig in Florenz Weilenden zu sich ein und behielt ihn dreimal auf längere Zeit bei sich als Gast, aber immer wieder eilte Boccaccio nach Florenz zurück, dem er ganz angehörte und ließ sich durch Petrarka's Drängen nicht bewegen, gemeinsam mit ihm zu leben und so den Plan zu verwirklichen, den dieser einst mit geliebten Jugendfreunden hatte ausführen wollen. Doch zeigte sich Boccaccio für solche freundschaftliche Theilnahme nicht blos durch herzliche Verehrung, sondern auch durch persönliche Dienste dankbar: suchte den Freund mit seiner Vaterstadt Florenz wieder in ein erträgliches Verhältniß zu bringen, und bestürmte ihn mit Briefen, als dieser sich nach Mailand und in eine, wie es dem Freunde schien, unwürdige Knechtschaft zu dem dortigen Fürsten begeben hatte. Diese aus echter Liebe geflossenen Mahnungen nahm Petrarka zwar freundlich auf, richtete sich aber nicht danach; über diesen Punkt konnte zwischen den Freunden keine rechte Uebereinstimmung erzielt werden, denn während Petrarka sich für stark genug hielt, Herrendienst mit literarischer Unabhängigkeit vereinigen zu können, betrachtete der Republikaner Boccaccio jeden Dienst als Zeitverlust und Freiheitsraub.

Aber die diesen Beiden gemeinsamen Interessen waren noch andere und höhere als die Fragen des täglichen Lebens.



Sie waren als reife Männer zusammengekommen und hatten über die Art ihrer Studien, über das Betreiben derselben die gleichen Anschauungen. Nur während Petrarka Philosophie und Dichtkunst zugleich betrieb und in beiden so hervorragte, daß es den Zeitgenossen zweifelhaft schien, worin ihm die Palme gebühre, entfernte sich Boccaccio, je älter er wurde, immer mehr von der früher gepflegten Poesie und vermied selbst, den Namen eines Dichters für sich in Anspruch zu nehmen. Das mochte nun Petrarka nicht zugeben und schrieb ihm daher: „Du zürnst, daß ich Dich als Dichter anrede. Ein solcher Zorn ist seltsam: da Du Dichter sein willst und den Namen verschmähst, während andere den Namen begehren, ohne Anspruch auf ihn zu haben. Oder glaubst Du deswegen auf die Bezeichnung verzichten zu müssen, weil Du noch keinen Dichterkranz trägst? Dann müßten ja alle Musen schweigen, wenn der Lorbeer aus der Welt schwände". Unbekümmert um solche Bescheidenheit erörterte Petrarka mit seinem Freunde poetische Fragen, übersandte ihm seine eignen lateinischen Dichtungen, gab ihm Erläuterungen dazu, legte ihm Verbesserungsvorschläge für dieselben vor und räumte dem verständigen Urtheile des Freundes gern das ihm gebührende Recht ein. Auch rein wissenschaftliche Fragen wurden in dem Briefwechsel behandelt: so oft einer der beiden Freunde in den Besitz einer neuen Handschrift kam, theilte er dem Andern den glücklichen Fund mit: so wanderten Briefe Cicero's, Werke Varro's, eine Schrift Augustin's von einem zum andern, wurden gelesen und gelobt und trugen mit dazu bei, in Beiden die Verehrung für das römische Alterthum noch mehr zu steigern. Als später auch die Beschäftigung mit der griechischen Sprache aufkam, unterstützten sich beide, nun schon in höherem Alter, wie fleißige Schüler; ihr Streben war nur darauf gerichtet, gemeinsam

der Sache zu nützen, nicht in kleinlichem Neide einander den Rang abzulaufen und persönliches Lob einzuernten.

Aber so sehr auch Beide das Alterthum ehrten und in der Entdeckung und Bekanntmachung der Schätze desselben ihre hohe Aufgabe erblickten, so konnten sie doch auch in ihren schriftstellerischen Werken nicht verleugnen, daß sie Italiener waren. Zwar hörte Boccaccio mit staunender Bewunderung das Bekenntniß seines Meisters, der seine italienischen Jugenddichtungen verdammte und viele davon zum Feuertode bestimmte, wollte auch wohl selbst diesem Beispiele nacheifern und war nahe daran, die Nachwelt des köstlichsten italienischen Prosawerkes zu berauben, das sie nun ihr eigen nennt; gleichwohl verehrte er Dante's italienische Meisterwerke und gab dieser Verehrung lauten Ausdruck. Das that er auch einmal in einem an Petrarka gerichteten Gedichte, überschickte diesem Dante's göttliche Comödie und entschuldigte sich wegen des diesem Werke zuertheilten Lobes. Petrarka aber verwarf eine solche Entschuldigung als gänzlich unnöthig.

„Fahre nur fort — das ist kurz der Inhalt seines ausführlichen Schreibens — den Dichter zu pflegen, welcher Dir die erste Jugendbildung verschafft hat, denn er verdient es. Ich bin ganz frei von Neid diesem großen Mann gegenüber, gönne ihm vielmehr, wie jedem Rühmenswerthen, gern sein Verdienst und weise die Behauptung, daß ich seinen Ruhm beneide, als eine Verleumdung zurück, die man gebraucht hat, um mich bei den Liebhabern der Volkspoesie zu verdächtigen. Auch sonst liegt jeder Grund zum Hasse fern, da ich Dante in meiner Kindheit nur ein einziges Mal gesehen habe; dagegen habe ich Gründe zur Liebe und Bewunderung; denn er war mit meinem Vater und Großvater befreundet und theilte mit ihnen das gleiche Schicksal der Verbannung. Wenn

ich trotzdem seine Bücher niemals verlangt und dadurch zu dem Vorwurfe Veranlassung gegeben habe, daß ich ihn beneide, so geschah diese scheinbare Vernachlässigung aus Furcht, ich möchte, wenn ich diese Schriften stets vor Augen hätte, sein Nachahmer werden. Nun aber, da diese Furcht geschwunden ist, habe ich seine Werke gelesen und bekenne gern, daß ich ihm unbestritten den ersten Rang als Meister der italienischen Sprache einräume. Hätte er länger gelebt, so wäre ich wohl sein bester Freund geworden und gewiß ein besserer Beurtheiler als der unverständige große Haufe. Nun da ein persönlicher Verkehr unmöglich ist, so verkünde ich seinen Ruhm und bedaure nur, daß er bloß in italienischer Sprache gedichtet, sich dadurch von dem auserlesenen Kreise der Gebildeten entfernt und seinen Namen und Ruhm dem Volke preisgegeben hat, dessen begeistertste Lobsprüche nicht die würdige einem Großen geziemende Anerkennung sind".

Nachdem Petrarka in dieser Weise einmal seine Gesinnnug klar ausgesprochen hatte, scheute er sich nicht, wiederholt darauf zurückzukommen, wies nochmals Dante die erste Stelle unter den italienischen Schriftstellern an, begnügte sich mit der zweiten und war bereit, auch diese dem Boccaccio zu überlassen, wenn er darauf Anspruch machte. Auch sonst nannte er Dante's Namen, führte in seinem „Triumph der Liebe" ihn mit Beatrice unter den Liebenden der neueren Zeit an erster Stelle an und beauftragte in einem Sonett, das er an seinen verstorbenen Freund Sennuccio richtete, diesen, auch Dante seinen Gruß im Himmel zu überbringen.

Mit solchem Erfolg seines Briefes konnte Boccaccio zufrieden sein, aber auch er erhielt noch von Petrarka, kurz vor dessen Hinscheiden, eine Anerkennung seines „Dekameron", wie er sie schwerlich erwartet hatte. Petrarka las denselben

erst in seinen letzten Jahren, und übersetzte, wie wir sahen, die letzte Geschichte desselben; sein Urtheil aber über das Buch faßte er in folgenden Worten zusammen, die wohl mitgetheilt zu werden verdienen: „Ich habe Dein Buch flüchtig durchgesehn und ohne bei dem Einzelnen lange zu verweilen, das Ganze durchblättert. Da ich so las, wunderte ich mich weder darüber, daß es von den Gegnern bissig angegriffen, noch daß es von Dir trefflich vertheidigt worden ist, denn ich kenne sowohl Deine herrlichen Geistesgaben, als die freche und feige Art der großen Menge, die zu Allem unfähig, nur zum Schimpfen bereit ist. Ich aber ergötzte mich selbst bei schnellem Durchlesen an dem Buche. Denn die schlüpfrigen Stellen werden durch das jugendliche Alter, in dem Du Dich beim Schreiben befandest, durch die italienische Sprache, den Stoff, und das Publikum, für das Du schriebst, entschuldigt. Ueberdies fand ich auch ernste und fromme Stellen, welche jene vergessen machen. Besonders lange weilte ich, nach der Sitte flüchtiger Leser, am Anfang und am Ende des Buches, und bewunderte in jenem Deine naturgetreue und doch so künstlerische Schilderung der Pest in Florenz, jener schrecklichsten Plage unseres Jahrhunderts, und in diesem die schöne von den übrigen ganz abweichende letzte Erzählung, welche mir so gefiel, daß ich sie auswendig lernte, um sie andern mitzutheilen und, da dies häufig mit großem Erfolg geschehen war, sie ins Lateinische übersetzte, um sie auch den der italienischen Sprache Unkundigen zugänglich zu machen".

Diesem Briefe folgt in der ganzen Briefsammlung Petrarka's nur noch ein einziger, gleichfalls an Boccaccio gerichtet, das letzte Schriftstück, das überhaupt aus Petrarka's Feder geflossen ist (vom 8. Juni 1374). Es schließt mit den Worten: valete amici, valete epistolae, lebet wohl ihr Freunde, lebet wohl ihr Briefe. Mit diesem Gruße an alle,

die er geliebt hatte, nahm er von dem Abschied, der ihm im Leben vielleicht am nächsten gestanden hatte.

Boccaccio aber bewahrte dem Todten über das Grab hinaus seine Freundschaft und Liebe. Er war durch Krankheit gehindert, selbst zu erscheinen und die Hinterbliebenen zu trösten; statt seiner schickte er nun einen Brief. Er könne, so schrieb er, nur mit ihnen weinen; nicht über den Todten, der zur Ruhe eingegangen, sondern über die übrigen Hinterbliebenen und über sich, der wie ein steuerloses Schiff in den Wellen schwanke und wie ein ruderloses Fahrzeug, das von den Winden umhergetrieben werde. „Uns allen ist der Tod gemeinsam; er ging voran und fleht nun den barmherzigen Vater, daß er uns im Leben Kraft gegen Versuchungen und einen ruhigen sanften Tod verleihe". Nur daß der Todte in Arqua begraben sein wollte, beklagt der Florentiner, und schilt seine Vaterstadt, daß sie den großen Mann während seines Lebens zu fesseln unterließ. „Nun wird dieser kleine Ort ebenso unsterblichen Ruhm erlangen, wie Tomi Vergil's, Smyrna Homer's wegen. Von weitester Ferne werden die Menschen herbeiströmen und ihr Unglück bejammern, daß sie den nicht lebend gesehen haben, dessen Grab sie jetzt besuchen. Aber auch die Wahl dieses kleinen Ortes ist ein Zeichen wahrer Bescheidenheit und echter Größe, nur der des Christus zu vergleichen, der lieber eine arme Jungfrau als eine stolze Königin zur Mutter haben wollte." [14])

Es ist ein anmuthendes Bild, das wir nun verlassen: Petrarka und seine Freunde: sie alle frei von prunkender Aeußerlichkeit, aber von edlem Sinn und frischem geistigem Streben erfüllt.

Doch nicht alle dem Besseren ergebenen Zeitgenossen waren Petrarka's Freunde. Denn einer, der wie er, so sehr auf selbstgeschaffenen Bahnen wandelte, mußte sich die auf dem

altgewohnten Wege Wandelnden entfremden und wer so rücksichtslos sprach wie er, mußte wohl manchmal auch die Gesinnungsgenossen von sich entfernen. Daher hatte auch Petrarka Feinde und wußte, daß er sie hatte. Wie große Meeresströme beständig hin- und herfluthen, so werde auch, meinte er, ein großer Name von der Gunst emporgetragen, vom Haß herabgeschleudert; und er habe, so fügte er an einer andern Stelle hinzu, ganz besonders das Unglück gehabt, von Solchen beurtheilt zu werden, die kein Geschick gehabt hätten, ein Urtheil zu fällen. Trotzdem hielt er es für eben so unnöthig wie unmöglich, stets den Feinden gegenüberzutreten: kleine Kläffer, die glauben, jeden Vorübergehenden anbellen zu müssen, bringe man am besten durch Nichtbeachtung zum Schweigen. Nur nicht immer sollte man dieses Schweigen anwenden, weil man dadurch leicht die Meinung erregen könne, daß man zum Antworten zu schwach sei; thue es noth, so müsse auch der Friedlichste aus seiner Ruhe heraustreten.

Immer aber, so oft auch der ruheliebende Petrarka zum Ergreifen der Feder, seiner einzigen Waffe, genöthigt wurde, vermied er es, den Namen der von ihm Angegriffenen zu nennen; denn er meinte, durch Nennung der Person die Sache nicht zu fördern und glaubte, ob er nun in einem Briefe oder in einer Schrift dem Gegner antwortete, denselben so bezeichnet zu haben, daß eine Namensnennung nicht mehr erforderlich wäre. In den Antworten aber bediente er sich aller erlaubten Mittel: des Humors, der ihm auch sonst zu Gebote stand, der Ironie, des bitteren Ernstes und manchmal auch der heftigen Schmähung.

Indeß schon aus dem Gesagten können wir schließen, daß diese Feindschaften und Streitigkeiten selten aus persönlichen Reibungen hervorgegangen sind, sondern aus wissen-

schaftlichen Gegensätzen und diesen, als einem wesentlichen Theile der literarischen Thätigkeit Petrarka's, müssen wir eine besondere Betrachtung widmen [15]).

3. Wissenschaftliche Bestrebungen und Kämpfe.

Petrarka ist, wie man wohl mit Recht gesagt hat, der erste moderne Mensch. Wie die Geschichte des Mittelalters überhaupt von einem universalistischen Streben erfüllt ist und im Gegensatze dazu die neuere Zeit dem partikularistischen sein Recht verschafft, so trägt die Entwicklung des Einzelnen in jener Zeit ein allgemein gleichförmiges Gepräge an sich, während in dieser der Individualität zu dem ihr lange vorenthaltenen Platze verholfen wird.

Die mittelalterliche Bildung ist durch die Kirche erzeugt, gepflegt und bestimmt. Aus diesem Grunde zeigt sie, wie das Kind die Züge der Eltern an sich trägt und die Gewohnheiten der Erzieher anzunehmen pflegt, ein gleichförmiges, der unverrückbar feststehenden Kirche entsprechendes Ansehen. Die wissenschaftliche Ausbildung wird der Theologie untergeordnet; die Entwicklung der Sittlichkeit und des Charakters nach Maßgabe der Kirchensatzung geregelt.

Das Streben der neueren Zeit dagegen richtet sich darauf, dem Individuum zu seinem Rechte zu verhelfen: an die Stelle der beengenden Theologie tritt die befreiende Philosophie; die gebotene von Außen her festgestellte Kirchensatzung wird durch die freie pflichtbewußte Moral ersetzt. Für die tieferen Gemüther des Mittelalters gab es keinen gewöhn-

licheren Schritt als die Flucht aus dem Leben ins Kloster, für die freien Geister der neuen Zeit war die Flucht aus dem Kloster ins Leben das Signal zur Freiheit. Statt des Strebens nach äußerer Heiligung wird das Verlangen mächtig nach innerer Weihe.

Unter den Verkündern einer neuen Zeit nun ist Petrarka einer der Ersten und seinem Beispiel sind die Humanisten der späteren Zeit gefolgt. Schon ihn beseelt das Gefühl, dem am Ende des 15. Jahrhunderts Piko della Mirandola den bezeichnenden Ausdruck gegeben hat. Er läßt nämlich Gott zu dem Menschen sprechen: „Mitten in die Welt habe ich Dich gestellt, damit Du um so leichter um Dich schauest und sehest alles, was darinnen ist. Ich schuf Dich als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit Du Dein eigner freier Bildner und Ueberwinder seiest; Du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen Dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen; die Engel sind von Anfang an oder doch bald hernach was sie in Ewigkeit bleiben werden; Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, Du hast Keime eines allartigen Lebens in Dir.“ [1])

In welcher Weise Petrarka sich diesem Streben nach freier Charakterentwicklung hingab, haben wir schon gesehen; wir müssen nun die selbstständige Weise betrachten, in welcher er sich bemühte, seinen Geist zu entfalten und sehn, wie er bei diesem Bemühen in Gegensatz zu der Art gerieth, in der man bisher die Wissenschaften betrieben hatte.

Der Blick des Forschers richtet sich zunächst auf die ihn umgebende Natur. Aber die Betrachtung der Natur ist je nach dem Zustande der Bildung eine verschiedene. Auf der ersten Stufe der Naturbetrachtung erblickt der Mensch in der



Natur nur Gottes Schöpfung, bewundert deren wohlgeordnete Schönheit und preist den Schöpfer; auf der zweiten schwärmt er in einer noch wenig geklärten Empfindung für die entgegenstrahlende üppige Pracht und beginnt, den Nutzen des Geschaffenen zu erkennen und hervorzuheben; erst auf der dritten empfindet er den wahrhaft aesthetischen Genuß und fängt eine wissenschaftliche Betrachtung an, die von allgemeiner Schwärmerei, wie von praktischer Nutzbarkeit-Auffassung gleichweit entfernt ist.

Einer der ersten, die auf dieser Stufe stehn, ist Petrarka. Welche Gefühle er bei einer Bergbesteigung hegt und wie er dem Gefühl Ausdruck zu geben versteht, haben wir bereits gesehn. Zwar führt er auch bei Naturschilderungen, gewissermaßen zu seiner Rechtfertigung, seine geliebten Alten an, aber doch steht er hierbei auf eigenem Boden: er weiß die malerische Bedeutung einer Landschaft von ihrer Nutzbarkeit zu trennen; er wird in den Wäldern von Reggio von dem großartigen Eindrucke der Natur so ergriffen, daß er ein unterbrochenes Gedicht wieder beginnt [2]).

Wo er auch hinkommt, sieht er die Natur mit den Augen des Künstlers. Besonders die Gegenden Italiens, des Landes, welches er besonders liebte, hat er den Freunden anziehend geschildert: die Umgebung Roms, Neapels und anderer Städte, die er häufiger betrat. Ebenso wie die Schönheit der Natur betrachtete er verständnißvoll die großen Naturereignisse, durchdrungen von dem gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gefühl des Menschen hervorbringen sollen, aber nicht erschüttert von feiger, abergläubischer Furcht. Wie anschaulich hat er den großen Sturm geschildert, den er 1343 in Neapel erlebte: man glaubt mit ihm zu sehn, wie überall tiefe Nacht herrscht, wie die Fluthen, von des Windes Gewalt gepeitscht, in die Stadt hereinbrechend Häuser und Straßen über-

schwemmen; man meint mit ihm auf flüchtigem Pferde die angsterfüllte Stadt zu durcheilen und rathlos unter den Rathlosen zu stehn. Auch ein Erdbeben hat er beschrieben, nämlich dasjenige, das 1355 in Basel und in ganz Oberdeutschland wüthete und die Gemüther in Schrecken setzte, und das von ihm bemerkt wurde, da er, den Kaiser Karl erwartend, sich in der deutschen Stadt aufhielt [3]).

In gleicher Weise hat Petrarka auch, ohne sich wissenschaftlich mit Botanik und Zoologie zu befassen, seine liebende Aufmerksamkeit den Pflanzen und Thieren zugewendet. In lebendigster Weise erzählt er z. B., daß in dem ländlichen Aufenthaltsorte, in dem er gelebt, ein Adlerpaar gehaust und seine Jungen beschützt habe, aber nicht habe hindern können, daß ein Sauhirt, „dessen Sinn rauher als der der ihm untergebenen Schweine, ja der wilden Eber gewesen sei", mit Gefahr seines Lebens das Nest und die Kleinen geraubt habe, daß das Adlerpaar dann das Nest auf einen noch weniger zugänglichen Fels verlegt habe, aber auch hier vor den Nachstellungen des wagehalsigen Räubers nicht sicher sei. Aehnliche aus eigener Beobachtung geflossene Bemerkungen finden sich häufig: über die Treue der Hunde, deren Lob er einmal einen ganzen Brief widmet, über die Gewohnheit der Thiere, in Gesellschaft der Menschen zu leben, und ihnen zu dienen, wobei er freilich bekennt: „von den Fischen erinnere ich mich nichts ähnliches gelesen zu haben"; auch über die Pflanzen zeigen sich sinnige Beobachtungen: er erfreut sich an ihrem Duft und überschickt sie Befreundeten, damit auch sie sich daran erquicken [4]).



Vor allem aber hat er sich in anziehendster und zugleich anspruchsloser Weise der Betrachtung und Beschreibung des Stückchen Landes hingegeben, das er sein eigen nannte: des reizenden, von dem Flüßchen Sorgue bewässerten Thales

Vaucluse. Dies zu beschreiben wird er nicht müde. Er schildert die Schönheit der Natur und die Annehmlichkeit des Landlebens, die beruhigende Einsamkeit und die wohlthuende Biederkeit der Menschen; er wendet sich dem Flüßchen zu, beschreibt, wie es, ohne irgendwelche künstliche Beihülfe der Menschen aus dem Felsen herabströmt, krystallhelles Wasser zeigt und bald nach seinem Ursprunge zum schiffbaren Gewässer sich entwickelt, und so lieblich und anmuthvoll sei, daß es, einem göttlichen Wesen gleich, Verehrung und Anbetung verdiene und bald auch mitten im Garten einen Altar erhalten solle. Diesem Garten war dann seine ganz besondere Pflege geweiht: er stellt dar, wie er den Nymphen des Flusses ein Stück Land abgerungen und es zum Gärtchen gestaltet habe; er gibt einem Freunde, dem er während seiner Abwesenheit die Aufsicht über sein Besitzthum anvertraut, Vorschriften über die Behandlung des Gartens, macht Angaben über Zeiten der Saat und der Ernte, über die Art und Weise der Pflege und der Bebauung.

Hier in Vaucluse fühlte er sich wohl; hier konnte er ungestört sein Lob der ländlichen Einsamkeit singen, das ihm den Beinamen Silvanus einbrachte, und seinem Hasse gegen die Städte Ausdruck geben; hierhin sehnte er sich stets, denn er hatte hier Momente der höchsten Lust und des tiefsten Schmerzes erlebt und erinnerte sich immer daran, daß Alles, was er als Schriftsteller geleistet, hier geplant, begonnen und ausgeführt worden war.

Unter den vielen Stellen, in denen er seinen geliebten Aufenthaltsort geschildert hat, ist es schwer, die treffendste hervorzuheben; möge daher eine der vielen hier folgen, und zwar eine, in der er einen seiner Freunde auffordert, sein stillbehagliches Leben zu theilen. „Das Clima ist angenehm, die Lüfte mild, sonnig die Erde, klar die Quellen, fischreich

der Fluß, schattig der Hain, kühl die Höhlen, grasreich die stillen Winkel und lachend die Wiesen; hier hört man das Brüllen der Rinder, das Zwitschern der Vögel und Murmeln der Bäche: das ist das liebliche Thal, das, weil es so heimlich und versteckt liegt, den Namen Vaucluse (= vallis clausa) mit Recht trägt. Rings herum liegen Hügel, dem Bacchus und der Minerva geweiht, Alles reichlich darbietend, was zu Speise und Trank dient. Damit ich aber nicht durch Aufzählung der materiellen Genüsse als Schlemmer erscheine, sage ich kurz, daß Alles, was aus Wasser und Erde entsteht und sich in ihnen vorfindet, hier in solcher Weise vorhanden ist, als wenn es, nach dem Ausdruck der Theologen, im Paradiese, nach der Redeweise der Dichter, in den elysäischen Feldern entstanden wäre.“ [5])

Auf Beobachtungen, wie sie Petrarka in seinem Landaufenthalte und auf seinen von ihm anziehend geschilderten Reisen machte, beruht, außer der Naturwissenschaft auch die Geographie. Für diese Wissenschaft, die zu seiner Zeit in Europa, außer in Spanien, fast keine Pflege fand, hat Petrarka gleichfalls Manches geleistet. Die Schilderung der von ihm eingeschlagenen Wege ist vortrefflich, seine Darstellung von Land und Leuten klar und anschaulich; aber er beschäftigt sich auch mit andern geographischen Fragen: über die nach der Lage der Insel Thule, welche er nach Mittheilung seines Freundes Richard de Bury und nach mittelalterlichen geographischen Werken zu entscheiden sucht (o. S. 61); er vergleicht die britannischen Inseln mit Sicilien nach ihrer Lage und Gestalt; er macht feine Bemerkungen über den Zusammenfluß von Rhone und Saone; u. a. m. Endlich schrieb er auch ein kleines geographisches Werk. Von einem Freunde nämlich aufgefordert, ihn nach dem heiligen Lande zu begleiten, schickte er, statt seiner eine unter dem Titel: Itine-

rarium Syriacum selbstverfertigte Aufzählung der wichtigsten Plätze in Italien, Griechenland und dem den Alten bekannten Orient bis Alexandria, mit mannigfachen aus den römischen Schriftstellern geschöpften geschichtlichen Notizen. Die kleine in drei Tagen entstandene Arbeit sollte dem Freunde kein Wegweiser, sondern ein Erinnerungsbüchlein zur Weckung des religiösen und geschichtlichen Sinnes sein und hat als solches gewiß seinen Zweck erreicht [6]).

Ebenso wie Petrarka als einer der Ersten den für die geographische Wissenschaft einzig gesunden und nutzbringenden Weg der Beobachtung einschlug und die auf demselben gewonnenen Kenntnisse nicht nur für sich durch Schilderungen verwerthete, sondern auch Anderen durch Anschauung zuführen wollte, — er soll die früheste Karte von Italien haben entwerfen lassen [7]) — so darf er auch den Namen eines Vaters der Geschichtsforschung in Anspruch nehmen, dadurch daß er zeigte, worauf vor ihm noch Keiner hingewiesen hatte, wie unwissenschaftlich es sei, alle überlieferten Nachrichten blindlings zu glauben und daß er der Kritik zu ihrem Rechte verhalf.

Bei zwei Gelegenheiten zeigte sich besonders sein kritisches Streben.

Karl IV. hatte Petrarka (1355) eine Urkunde der Kaiser Julius Caesar und Nero für Oesterreich vorgelegt und ihn um seine Meinung über dieselbe gefragt. Petrarka erklärte die Urkunde ohne Bedenken in den stärksten Ausdrücken für untergeschoben und gab folgende Gründe zur Unterstützung seiner Meinung an: Caesar rede von sich als „Wir", was er in seinen Briefen nie thue; er schmücke sich mit dem Titel Augustus, den erst sein Nachfolger angenommen und den späteren Kaisern als Bezeichnung imperatorischer Würde hinterlassen habe; er nenne sich mit dem Namen König, den kein

Schriftsteller ihm jemals ertheilt habe; er gebrauche das Wort Austria, einen ganz unrömischen Ausdruck; er bringe keine Jahresangaben, keine Nennung von Consuln, Angaben, die in keiner echten römischen Urkunde fehlen. Da fast dieselben Gründe auch der Ausfertigung der Urkunde durch Nero widerstritten, so schließt er, die ganze Urkunde trage so sehr den Stempel der Unechtheit an sich, daß nur „ein altes Weib oder ein tölpelhafter Bauer durch sie getäuscht werden könnte."

Eine zweite critische Arbeit ist der Nachweis der ungeschichtlichen Fiction Vergil's, den Aeneas und die Königin Dido zu Zeitgenossen zu machen, ein Nachweis, an den sich die Auseinandersetzung anreiht, wie wenig die sonstigen Erzählungen alter Schriftsteller über Dido zu dem Bilde paßten, das Vergil von ihr entwerfe. Auch sonst begnügte er sich nicht bloß mit den überlieferten historischen Thatsachen, sondern stellte selbstständig kleine historische Untersuchungen an, z. B. über die Todeszeit Christi[8]).

Es ist leicht begreiflich, daß Petrarka bei seinem klaren Blicke, seinem tiefen Eindringen in alle von ihm betretenen Studiengebiete auch für die Geschichtsforschung ein Neuerer wurde. Denn er liebte die Geschichte und ermahnte seine Freunde, die Berichte über die Vorzeit zu lesen, spielte in seinen Briefen gern auf eigene Erlebnisse, auf Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit an, sprach es aber doch aus, daß ihm die Entwickelung der neueren Zeit, d. h. der von Christus an gerechneten Weltperiode unbekannter sei, als die römische Geschichte. In dieser aber war er ein heimischer Genosse; es scheint manchmal, als stände er mitten inne in der römischen Zeit; seine Briefe strotzen von Beispielen aus der römischen Geschichte, die er immer zur Hand hatte, zu wem und über welchen Gegenstand er auch redete, so daß

schon die Zeitgenossen diese Häufung ihm manchmal zum Vorwurfe machten.

Doch mit solchen geringfügigeren Bemerkungen begnügte er sich nicht, er faßte selbst Pläne zu großartigen Geschichtswerken und führte sie theilweise aus.

Unter diesen Plänen war der umfassendste der einer römischen Geschichte von Romulus bis Trajan, eines Werkes, das, wie er selbst sagte, Zeitaufwand und Arbeitskraft in ungeheuerstem Maße beanspruchte. Das Werk sollte, wie es scheint, in einzelne Biographien zerfallen, ist aber nicht vollendet, sondern nur bruchstückweise so bearbeitet worden, daß die 31 erhaltenen Lebensbeschreibungen die Zeit von Romulus bis Julius Caesar umfassen. Die Biographie Caesar's, die Petrarka lange Zeit abgesprochen und erst in neuerer Zeit als sein Eigenthum nachgewiesen worden ist, ist die umfangreichste und wichtigste. Sie ist besonders aus Caesar's Werken und Sueton geschöpft, doch mit eignem Urtheil bearbeitet, mit dem Versuche einer Charakteristik und dem Hinweise versehen, daß Petrarka die Schauplätze der Thaten aus eigenem Anschauen kennt, mit Citaten aus Cicero und Vergil, mit eingestreuten Bemerkungen gegen die Wahrheit der Träume und gegen die Astrologie. Sie ist eine fleißige Arbeit, die, ohne Neues zu bringen, das bekannte Material verständig und ziemlich erschöpfend verwerthet; von Bewunderung Caesar's erfüllt, ohne doch in Uebertreibungen zu verfallen; „Caesar's Mörder, so schließt sie, tödten sich selbst oder finden durch Andere ihren Tod, damit kund und offenbar würde, daß dieser Mord weder Gott noch den Menschen gefallen habe."

Ein zweites geschichtliches Werk, das, wenn auch nicht ganz vollendet, doch in seinem allergrößten Theil durchgeführt vorliegt, ist eine in der Art des Valerius Maximus, unter dem Titel: de rebus memorandis bearbeitete Sammlung von

Anekdoten, treffenden Aussprüchen, Charakterzügen bedeutender Männer. Da diese fast ausschließlich aus dem römischen, seltener aus dem griechischen Alterthume gewählt und ganz vereinzelt von Zeitgenossen berichtet sind, so ist der Quellenwerth des Werkes nicht groß. Desto größer ist aber das culturhistorische Interesse des Buches. Es zerfällt in vier Theile, von denen der erste über Muße und Studium, der zweite über die erste Tugend: die wahre Klugheit, und ihre Theile: Gedächtniß, Verstand und Witz, der dritte über Schlauheit und praktischen Verstand handelt. Am merkwürdigsten ist der vierte Theil, der aus den Berichten der Alten alles zusammenstellt, was von den übernatürlichen Beziehungen zwischen Göttern und Menschen berichtet wird und der durch kleine eingestreute Bemerkungen und ausgeführtere Behauptungen für die Beurtheilung der Anschauungen jener Zeit, besonders der religiösen Stellung Petrarka's, wichtig und anziehend ist.

Das dritte Werk sollte eine Darstellung der letzten Ereignisse des zweiten punischen Krieges, eine Verherrlichung des älteren Scipio Afrikanus sein, dessen Persönlichkeit unter allen Heldengestalten Roms Petrarka die verehrungswürdigste und zugleich vertrauteste war. Da aber das Werk kein rein wissenschaftliches, sondern ein großes episches Gedicht ist, so wird es besser in anderem Zusammenhange behandelt.

Neben diesen großen selbstständigen Arbeiten zeigte Petrarka auch Sinn für die geschichtlichen Hilfswissenschaften: er sammelte Münzen, besonders römische Kaisermünzen, freute sich, ihre Inschriften zu verstehen und schenkte einen Theil seiner Sammlung dem Kaiser Karl, um in ihm die Erinnerung an seine Vorgänger zu erwecken und das Streben in ihm anzufachen, ihnen gleich zu werden; er soll auch die Anregung zur Prägung der ältesten Medaillen gegeben haben [9]).



Dadurch daß Petrarka in Naturbetrachtung, Behandlung der Geographie und Geschichte seinen eignen Weg ging, wurde er der Nachwelt ein erwünschter Verbesserer, der Mitwelt kein hindernder Störenfried. Letzteres mußte er aber werden, als er in zwei Wissenschaften eingriff, die schon seit längerer Zeit in Italien eifrige Pflege fanden: die Jurisprudenz und Medicin. Petrarka's Auftreten gegen beide hat eine gemeinschaftliche Wurzel: nämlich das ästhetisch-wissenschaftliche Unbehagen, das in ihm erregt wurde durch die barbarische Form, deren sich die Juristen bedienten, durch die abergläubischen Vorstellungen, denen die Mediciner huldigten.

Schon in Petrarka's Bildungsgeschichte haben wir gesehn, wodurch er zum Auftreten gegen die Juristen gedrängt wurde und in welcher Weise er seine Abneigung kundgab; zur Bekämpfung der medicinischen Wissenschaft wurde er erst in seinem reiferen Alter veranlaßt. In seiner Jugend war er sehr selten krank gewesen; erst später empfand er körperliche Beschwerden — besonders den September betrachtete er als einen gefährlichen Monat — und mußte die Hülfe der Aerzte häufiger in Anspruch nehmen. Dabei merkte er bald, daß ihre Kunst nicht das leistete, was sie versprach. Ungeduldig, wie er war, ertrug er nicht die langsamen Versuche, die ihn peinigten, ohne ihm Linderung zu gewähren; wurde unwillig darüber, daß ihm die Aerzte das widerriethen, was ihm für seine Natur am angemessensten erschien: Genuß des Obstes und kalten Quellwassers und häufiges Fasten; suchte sich, da er auf die Heilkraft der Natur oder, wie er sich ausdrückte, auf Gottes Unterstützung mehr vertraute, als auf ärztliche Kunst, durch kleine Mittel und geduldiges Ausharren selbst zu helfen und nahm nur, wenn die heftiger werdenden Schmerzen eine Vernachlässigung der Krankheit nicht mehr als Geistesstärke, sondern als Wahnwitz erscheinen ließen, zu

den Jüngern der ihm verächtlichen Kunst seine Zuflucht. Als dies einst wiederum geschehen war, da ein heftiger Fieberanfall ihn schüttelte, verkündeten ihm die Aerzte, daß er um Mitternacht sterben müsse und den Morgen nur dann erleben könne, wenn er sich durch künstliche Mittel den Schlaf entziehen lasse. Er willigte aber nicht darein, sondern überließ sich dem Schlafe, um lieber schlummernd in den Tod einzugehn, als sich der zweifelhaften Operation anzuvertrauen und erwartete nach einer wohl durchschlafenen Nacht, die ihm, statt des Todes, Genesung brachte, am Schreibtisch sitzend am nächsten Morgen die Aerzte, welche, herbeieilend um seinem Leichenbegängniß beizuwohnen, den Gesunden voll Erstaunen mit den Worten begrüßten: er sei ein wunderbarer Mensch.

Durch solche Mißerfolge der Aerzte konnte Petrarka's gesunkenes Vertrauen zu denselben nicht wieder hergestellt werden. Von frühe an hatte er, trotz der Freundschaft, die ihn mit einzelnen, bedeutenden Aerzten, wie Albertino da Canobbio, Marko aus Mantua, Giovanni Dondi und Anderen verband, sich nicht gescheut in vertrauten Briefen seine Verachtung der ärztlichen Wirksamkeit offen auszudrücken und die Freunde ermahnt, seinem Beispiele folgend, sich den Händen dieser kunstmäßigen Mörder zu entziehen; nun aber setzte er offen den Aerzten gegenüber sein Mißtrauen und den Grund desselben auseinander und versuchte auch durch Schriften die gelehrte Welt von der Richtigkeit seiner Meinung zu überzeugen.

„Denn es handelt sich" — so sagt ein hervorragender Kenner der Geschichte der Medicin — „nicht um abrupte Aeußerungen Petrarka's über Aerzte und Medicin des 14. Jahrhunderts, sondern um den Ausdruck einer ganzen, in sich systematisch zusammenhängenden vollständig ausgebildeten Ge-

sinnung; ja es zeigt sich, daß diese Gesinnung die Frucht ist und die Bedeutung hat eines aus der ganzen inneren Geschichte Petrarka's hervorgegangenen, nach und nach gleichsam mit seinem Selbst verwachsenen Lebensverhältnisses. Petrarka hat von der Zeit an, da er in sich zu größerer Reife gekommen, nicht aufgehört, die Medicin sich zum Gegenstand ernstesten Nachdenkens zu machen. Er hat das Treiben der Aerzte seiner Zeit im Stillen unablässig beobachtet, sich die Frage über dessen Werth und Unwerth vorgelegt und ist von dem skeptischen Standpunkt auf dem er begann, nach und nach zu den Aerzten in eine critische Stellung gekommen".

Unter den hierher gehörigen schriftstellerischen Erzeugnissen Petrarka's sind besonders zwei zu erwähnen.

Das eine sind seine Briefe an den schon genannten Giovanni Dondi, den berühmten Arzt und Astrologen, dem Petrarka sehr zugethan war und auch in seinem Testament seine innige Freundschaft erwies. Dondi hatte dem Sechsundsechzigjährigen, der damals gerade von mancherlei schweren Leiden heimgesucht war, sechs Mittel zur Bekämpfung seines Uebelbefindens angegeben: die Enthaltung von gesalzenem Fleisch, Fischen, rohen Gemüsen; von Quellwasser, Obst und die Abstellung des Fastens. Die drei ersteren verspricht er ohne Weiteres zu befolgen, die drei letzteren nicht. Um seine abweichende Ansicht zu begründen, ergeht er sich in langen Auseinandersetzungen, unter denen besonders die Vertheidigung des Wassers höchst merkwürdig ist: man glaubt in dieser lebhaften Anpreisung der Heilkraft des Wassers den fanatischen Anhänger einer modernen ärztlichen Theorie, nicht einen alten, jeder praktischen Wirksamkeit gänzlich fremden, Gelehrten zu hören. Er betont besonders die schlimmen Wirkungen des Weins, dessen Genuß die Aerzte anriethen, und erzählt, wenn auch mit Schmerz, doch zur Stütze seiner Ansicht, den Aus-

spruch eines zeitgenössischen egyptischen Sultans: „Die Christen mögen mächtige und hochherzige Männer sein, aber sie trinken Wein und sprechen daher abends stolze Drohungen aus, deren sie sich morgens nicht mehr erinnern".

Die von Dondi vorgeschriebenen Mittel verlangten nicht eine vorübergehende Unterbrechung, sondern eine vollständige Veränderung der gewohnten Lebensweise. Gegen ein solches Verlangen wendet sich Petrarka als gegen ein ungerechtfertigtes und wirkungsloses. Denn jedes Alter, so führt er aus: Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter verlangten ihre bestimmte Nahrung und eigenthümliche Lebensweise; der Verständige werde beide, nach den Forderungen seiner Natur, die zu erkennen er sich frühzeitig bemühen müsse, feststellen; werde aber nicht im Stande sein, sie ohne großen Schaden für seine ganze Entwickelung willkürlich abzuändern. Um die Richtigkeit dieser Meinung zu erhärten, wies Petrarka auf sein eigenes hohes Lebensalter hin, das er nur der eingehaltenen Regelmäßigkeit und der selbstgewählten Lebensweise verdanke. „Ich bin vierzehn Jahre älter als Vergil, drei als Cicero und Aristoteles, zehn Jahre älter als Caesar und Scipio; des Achilles, Alexander und Hektor, die in ihrer Jugendblüthe dahingerafft wurden, ganz zu geschweigen. Und wenn auch andere Heroen des Alterthums länger gelebt haben, als ich, so genügt es doch, solche Männer an Lebensdauer übertroffen zu haben." Doch auch diese großen Männer des Alterthums, die Gegenstände der innigsten Verehrung Petrarka's, hatte Dondi als Hilfstruppen mit ins Treffen geführt: sie sollten durch ihre oft ausgesprochene Hochachtung der Aerzte den Jünger des Alterthums bekehren; die medicinischen Schriftsteller der Griechen und Römer sollten für den Inhalt, den sie darboten, dasselbe Vertrauen fordern und

erhalten, das Cicero für die Rede, Vergil für die Dichtkunst gewährt erhielt.

Aber Petrarka gab diesem Verlangen nicht nach. Denn die Gesetze, welche diese aufgestellt hatten, waren ihm allgemeingültige, feststehende ästhetische Normen, die sich nicht änderten, da das Material sich nicht änderte, über das auch die früheren Gesetzgeber verfügt hatten; die von jenen gegebenen Regeln waren, nach Petrarka's irriger Anschauung, nur zeitweilig geltende, die ihre Bedeutung verlieren mußten, sobald der niedrige Grad der Erkenntniß, dem sie ihren Ursprung verdankten, verschwunden und mit einem höheren vertauscht worden war. Nicht eine Wissenschaft der Medicin läugnete Petrarka, sondern eine Erkenntniß derselben durch die Zeitgenossen. „Sie ist von den Unsern nicht verstanden, oder, wenn du das lieber hörst, zwar verstanden, aber nicht individualisirt, nicht zur Anwendung auf die einzelne unendlich verschiedene, noch unergründete Menschennatur fähig gemacht... Ich spreche von den eigentlichen Aerzten (physici), nicht von den Chirurgen, die zwar von den Aerzten mit vornehmer Verachtung behandelt, dagegen von mir und anderen Kranken, die an Wunden und Verletzungen litten, gern benutzt worden sind und mit Geschick und Schnelligkeit Hilfe gebracht haben".

Die andere Schrift, von der man dem Titel nach erwarten sollte, daß Petrarka in ihr seine Ansichten noch ausführlicher entwickelte, ist eine gegen einen ungenannten Arzt gerichtete Streitschrift, vier Bücher Invektiven, wie er sie selbst genannt hat. Sie war in folgender Weise entstanden.

Papst Clemens VI. war krank geworden (1352) und Petrarka, der sich damals in Vaucluse befand, zu den Vertrauten des Papstes gehörend und nach dem Vorrechte derselben in das Krankenzimmer zugelassen, flüsterte dem Kranken zu,

er möge sich vor den Aerzten hüten und schrieb ihm, da der Kranke darum bat, das im Gespräch kurz Angedeutete in einem Briefe ausführlicher nieder, dessen wesentlicher Inhalt etwa der ist.

„Die Furcht, welche mich und alle Deine Freunde in Folge Deiner Krankheit erfüllt, wird vornehmlich durch die Menge Aerzte erregt, welche Dein Bett umlagern. Denn sie sind unter sich uneinig, weil Jeder, ohne etwas Besseres als sein Vorgänger zu wissen, doch etwas Neues angeben will; wir aber, in der thörichten Hoffnung, rascher zu genesen, geben uns dem Neuen hin und erinnern uns nicht, daß die Aerzte, um zu lernen, Menschen brauchen und die Tödtung eines Menschen als eine ganz unsträfliche Handlung betrachten. Sie, unsere angeblichen Retter, sind unsere Feinde und Jener hatte Recht, der auf seinen Grabstein die Worte setzen ließ: Durch die vielen Aerzte bin ich zu Grunde gegangen. Daher verabschiede die vielen Aerzte, die Dich umgeben, verbanne besonders die Schönredner, und wähle nur einen durch Treue und Wissen Hervorragenden, damit Du durch ihn gesundest.“

Dieser Brief, vom Papste den Aerzten mitgetheilt, rief unter denselben eine große Erbitterung hervor; besonders einer von ihnen häufte bittere Schmähungen auf Petrarka, die dieser in einem Briefe beantwortete, der uns nicht mehr erhalten ist. Dabei hätte der Streit sein Ende gehabt, wenn nicht die Aerzte nun ihrerseits versucht hätten, den ihrer Meinung nach zudringlichen Spötter in der öffentlichen Meinung herunterzusetzen, zu diesem Zwecke bissige Bemerkungen machten, daß der Poet bei seinem Lügenhandwerk bleiben sollte, und ihm ketzerische Ansichten vorwarfen. Durch solche Anschuldigungen gereizt und durch Freunde, die um seine Ehre besorgt waren, angestachelt, schrieb Petrarka die In=

vektiven, die von zeitgenössischen und späteren Verehrern neben die Verrinen und Philippiken Cicero's als würdiges Seitenstück gestellt wurden.

Aber eine Ausführung von Petrarka's Ansichten über Medicin und Aerzte sucht man in dieser Schrift vergebens. Petrarka verwahrt sich mehrmals dagegen, als wollte er über die Medicin im Allgemeinen sprechen, er betont, daß er nicht die guten mit den schlechten Aerzten verwerfen, sondern nur einen aus der Zahl der Letzteren gebührend strafen wolle und meint, daß die medicinische Wissenschaft ihm später noch dankbar sein würde, trotzdem seine Schrift gegen einen der ihrigen gerichtet sei. Aber von Angriffen gegen den Arzt, als Arzt, welche der Titel erwarten läßt, ist in der Schrift kaum etwas zu bemerken: nur ein Capitel richtet sich gegen die Aerzte, welche den Anspruch erheben, Todtenerwecker zu sein, weil sie das Gesundwerden Schwerkranker ihrer Kunst, das Sterben derselben der Natur zuschreiben; ein andere will seltsamerweise aus der Bläße der Aerzte den Beweis herleiten, daß sie keine Philosophen sind; an anderen Stellen vergleicht er die Aerzte schmähend mit dem griechischen Rhetor Phormio, der es gewagt habe, in Gegenwart Hannibals eine lange Rede über die Kriegskunst zu halten. Sonst ist die Schrift weit weniger eine Angriffsschrift als eine Vertheidigung des von Petrarka eingenommenen humanistischen Standpunkts, der allerdings von den Berufsmenschen jener Zeit nicht getheilt und darum angefeindet wurde [10]).

Unter den Aerzten jener Zeit hielten Viele, selbst der oftgenannte Dondi, ihre Wissenschaft allein für nicht genügend, um Kranke zu heilen, sondern meinten, sie müßten sich zu diesem Behufe einer Afterwissenschaft bedienen, die damals den Meisten als unentbehrlich galt und auch später noch oft genug unheilvolle Verwirrungen anrichtete: der Astrologie. Auch



gegen sie, wie gegen alle Schlingpflanzen, die sich um die echte Wissenschaft rankten und diese zu verhüllen drohten, wendete sich Petrarka's heftiger Angriff. Schon bevor er von einem hoch stehenden, aber unwissenden Geistlichen, wegen seiner Beschäftigung mit Vergil beschuldigt wurde, ein Zauberer zu sein, hatte er mit der Bekämpfung derselben begonnen, und auch nachher hörte er mit derselben nicht auf, die als eine Culturthat von hoher Bedeutung gepriesen zu werden verdient, zumal da zu jener Zeit ein Auftreten gegen die in allgemeiner Anerkennung stehende Wissenschaft mancherlei Gefahren in sich barg.

Persönlich hatte er sich über die Astrologen nicht zu beklagen. In seiner Jugend wurde ihm von einem verheißen, er werde vertraute Freundschaft und ganz besonderes Wohlwollen von allen Fürsten und hochstehenden Männern seiner Zeit genießen; in seinem Alter erhielt er von einem alten Hofastrologen das Geständniß, daß dieser seine verwerfende Meinung theile; während seines ganzen Lebens genoß er die Freundschaft mancher Männer, die sich auch als Astrologen einen Namen gemacht haben, z. B. des schon erwähnten Dionysius von Burgos. Daher galt sein Kampf gegen die Astrologie durchaus nicht den Personen, sondern nur der Sache.

Auch in diesem waren ihm Cicero und Augustin schon vorangegangen, aber er freute sich seine Lehrmeister hier anzutreffen und bekannte sich gern als ihren Schüler. Mochten sie mit ihren Waffen den Streit geführt haben, er hielt es nicht für überflüssig, aufs Neue das Schwert zu ziehn. Seine Streitschriften lesen sich wie die gluthvollen Strafreden eines Eiferers gegen die falschen Propheten.

„Gewiß ist der Tod, ungewiß, wie, wo und wann er eintrifft und das ganze Schicksal des Menschen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Was wollen also die Seher?

Was quälen sich die Astrologen? Was bemühen sich die Mathematiker in eitler Neugier? Lasset doch, ihr Thoren, die Sterne ihre Bahnen ziehen. Denn mögen sie nun Einfluß auf unser Schicksal haben, oder Künftiges andeuten; eines ist sicher: sie bleiben uns unerklärlich und reden laut vor aller Welt, daß eure Angaben Lügen sind. Entscheidet Euch daher, so lange es noch Zeit ist, ob Ihr weiter thöricht über etwas Nichtiges, eitel über etwas Unerreichbares sprechen wollt. Denn wenn Ihr auch nicht aufhören wollt, uns mit der Fluth Eurer Lügen zu überschwemmen, so sind wir doch müde zu hören, müde zu erwarten, ob endlich etwas von dem eintreffen wird, was Ihr wie Trunkene vor Euch herlallt. Sagt uns doch einmal bestimmt: dies wird geschehn, dann wird jenes folgen und begnügt Euch nicht damit, nach den Ereignissen Euch zu brüsten, als hättet Ihr sie vorausgesagt Wozu ermüdet Ihr ohne Erfolg den Himmel, die Erde, die Menschen? Wozu unterwerft Ihr die hellen Sterne Euren thörichten Gesetzen? Wozu wollt Ihr Euch, die Freigeborenen zu Sclaven der leblosen Gestirne machen? O, ich erkenne Eure lächerliche Keckheit, Eure unerhörte Frechheit; ich durchschaue Euren nichtswürdigen Handel, in dem Ihr von denen, welchen Ihr das menschliche Geschlecht verkauft, nichts, von den thörichten und elenden Verkauften aber den Kaufpreis verlangt und erpreßt, von ihnen, die weder Vergangenheit noch Gegenwart kennen und nur von der Zukunft wissen wollen, von der man doch nichts wissen kann. Ihr spielt mit Namen, wie Mars und Venus, Jupiter und Saturn, Ihr versetzt Wesen in den Himmel und wollt sie zu unsern Heilsträgern machen, die als Verdammte in dem Tatarus wohnen. Wir aber wollen nicht den dienenden Himmelsschaaren uns unterwerfen, sondern Gott selbst dienen; auf ihn trauen wir, an ihn glauben wir, nur bei ihm schwören



wir, ihm allein gehorchen wir, ihm, der uns geschaffen hat und den Himmel und die Sterne und Alle regiert, und der weder der Sterne bedurfte, um uns hervorzubringen und zu beherrschen, nach unserer Hilfe, um den Sternenlauf zu regeln".

Aber nicht blos mit ernsten Strafreden suchte er diesen Aberglauben der Zeitgenossen zu unterdrücken, sondern auch in scherzhafter Form ihn lächerlich zu machen und Begegnisse zu erzählen, in denen vor seinem klaren Verstande die Thorheit der Astrologen nicht Stich halten konnte. Eins ist besonders erwähnenswerth.

Petrarka lebte am Hofe der Visconti in Mailand. Diese, die drei Brüder Mattheo, Barnaba, Galeazzo, wollten den Beginn ihrer Herrschaft feierlich begehn und hatten Petrarka beauftragt, in einer Rede dem Volke die Bedeutung des Ereignisses auseinanderzusetzen. Demgemäß fand an einem von dem Hofastrologen bestimmten Tage die Feier statt. Kaum aber hatte Petrarka seine Rede zur Hälfte gehalten, als er von dem Astrologen durch die Bemerkung unterbrochen wurde, jetzt sei der für die Krönung passende Augenblick gekommen, den man nicht ohne große Gefahr vorübergehen lassen dürfe. „Da hielt ich inne, um mich nicht öffentlich einer soweit verbreiteten Thorheit zu widersetzen; jener aber stand erschreckt und zaudernd still, brach endlich in die Worte aus, es sei noch etwas Zeit bis zu jener glückbringenden Stunde und bat mich, doch während dessen fortzufahren. Zu dieser Aufforderung lächelte ich, sagte, ich sei zu Ende, könnte doch nicht zum letzten ein allerletztes Wort hinzufügen, wüßte auch gerade keine Anekdote, die ich dem mailändischen Volke erzählen könnte. Worauf jener schwitzend, mit den Händen die Stirn reibend verlegen sich hin und her wendete, bis er zuletzt, während Keiner sprach, und die Einen Zornworte

murmelten, die Andern höhnisch lächelten, ausrief: Die Stunde ist da". [11])

Ebenso wie die Astrologen alle Andern für unwissend, sich allein für die Wissenden hielten, so gab es zu jener Zeit eine stolze, sich allein hochschätzende theologisch-philosophische Sekte, die uns freilich nur aus Petrarka's Schriften bekannt ist, die des Glaubens lebte, daß das Vertrauen auf die Autoritäten früherer Zeit thöricht, daß ein eifriges Studium der Schriftsteller des Alterthums unnütz und verderblich, und daß nur die Resultate, die dem absoluten Denken verdankt würden, heilbringend seien. Sie, die ihrer unbeschränkten Selbstständigkeit sich rühmenden Philosophen, erkannten nur einen Meister an, nämlich Aristoteles und seinen Commentator Averroes und nannten sich nach diesen beiden bald Aristoteliker, bald Averroisten. Sie blickten mitleidig lächelnd auf alle Zeitgenossen hin, die sich durch mühsames Studium der Alten Kenntnisse erwerben und in ihrer ganzen Denkrichtung der von jenen eingeschlagenen folgen wollten und scheinen besonders Petrarka als den Führer jener Schaar als den Bemitleidenswerthesten hingestellt zu haben. Dieser Gesinnung gaben sie in Reden, vielleicht auch in Schriften Ausdruck und Abgesandte dieser, einer geheimen Gesellschaft vergleichbaren Sekte, suchten Petrarka gradezu in seiner Wohnung auf, bemühten sich, mit hochmüthigen Worten und Mienen ihm das Irrige seiner Anschauungen darzulegen, nannten Paulus einen albernen Schwätzer, Augustinus einen unglaubwürdigen Erdichter von Seelenleiden und Glaubenskämpfen und bedienten sich auch wohl gegen Petrarka höhnender Bezeichnungen. Ein solches Auftreten mußte diesem, der, durch die reichlichen Ruhmesspenden der Zeitgenossen verwöhnt und durch eine gerechtfertigte Selbstschätzung seiner Fähigkeiten und Leistungen dazu gelangt war, für sich eine gleichsam

oberrichterliche, über die Anderen erhabene Stellung zu beanspruchen und für die von ihm verehrten Meister gleiche Verehrung zu verlangen, verbrecherisch und strafwürdig erscheinen. Daher forderte er, da er selbst vermuthlich als persönlich Betheiligter das Wort in einer wissenschaftlichen Streitsache nicht ergreifen wollte, seinen jungen Freund Luigi Marsigli auf, gegen die Jünger des Unglaubens zu schreiben. Als sich dieser aber dessen weigerte, ergriff Petrarka selbst die Feder und schrieb das Werk: „über seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit", ein Werk, dessen Zweck ist, „die christliche Einfalt gegen die philosophische Aufgeblasenheit zu Ehren zu bringen".[12])

Schon aus diesen Worten ergiebt sich ein Moment, dessen Hervorhebung zur Charakteristik Petrarka's nothwendig ist: er weiß mit seiner liebenden Hinneigung zum klassischen Alterthum die gläubige Verehrung des Christenthums zu verbinden, er ist sogar ein Apologet des Christenthums gegen Angriffe, die zu jener Zeit bereits aus dem Schoße des Humanismus heraus versucht wurden, wie sie später zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen innerhalb des italienischen Humanismus gehörten. Diese christliche Gesinnung aber ist nicht bei ihm ein Zeichen zunehmenden Alters, eine Folge körperlicher Hinfälligkeit, wie dies wohl bei gesinnungsschwachen Menschen sonst der Fall ist, sondern erfüllt ihn während seines ganzen Lebens. Wie er in der eben skizzirten Schrift, einer Frucht seines hohen Alters, das Christenthum zu Ehren bringt gegen vornehme Ueberhebung, wie er in seinen bis in die Jugendjahre hinaufreichenden Ausfällen gegen die Astrologen dem unwahren Vertrauen auf die Sterne den kindlichen Gottesglauben entgegenstellt, so tritt er allezeit als ein gläubiger Christ auf, dessen Religiösität die Liebe zum classischen Heidenthum keinen Eintrag gethan hat, allezeit als ein Forscher, dessen philo-

sophisches Denken und Sinnen eine Schranke anerkennt: die Bestimmungen der Kirche; allezeit als ein Sohn der christlichen Gemeinde, der diese Schranke auch den unbegrenzten Zweifeln mancher Zeitgenossen ziehen will. Diese Gesinnung hat an vielen Stellen der Briefe und Schriften Petrarka's ihren Ausdruck gefunden; einen sehr bezeichnenden in einem Briefe, in welchem er die von der „großen Compagnie" in Italien angerichteten Verwüstungen beklagt. Da ruft er, sich an Gott wendend, aus: „Wenn Du auch von uns beleidigt bist und kein Gefallen hast an unserer Freiheit, so stelle Dich doch, da Du gewiß Jener Diebstahl, Mord, Raub und Ehebruch nicht weiter mit ansehn magst, jenen Uebeln entgegen und zeige Dich denen als Herr, die in ihrem Herzen sprechen: es gibt keinen Gott und hilf, o Vater, den Deinen, die vielleicht die Rettung nicht verdienen, aber doch auf sie hoffen, mit Thränen in den Augen Deinen Namen anrufen und offen bekennen, daß es keinen andern Kämpfer für uns gibt, als Dich, unsern Gott". [13])

4. Der Humanist.

Alle die Angriffe, durch welche Petrarka die ihm entgegenstehenden Richtungen bekämpfte, machen nur einen Theil seiner literarischen Thätigkeit aus. Sie berühren, kann man sagen, nur obenhin das Feld, das er bebaute, und betreffen nicht eigentlich sein Gebiet. Aber auch auf diesem mußte er häufig genug kämpfend und abwehrend auftreten, falsche Ansichten zurückweisen und seine Absichten, vor jeder Mißdeutung geschützt, klar darlegen.

Er hatte das eine vielbetriebene Brodstudium der damaligen Zeit, die Jurisprudenz vernachlässigt und mit verächtlichen Worten behandelt; das andere, die Medicin, so heftig angegriffen, daß die damaligen Aerzte ihm, der nicht einmal Zunftgenosse war, bitter zürnten; er hatte die Astrologie verhöhnt, die „moderne“ Philosophie in ihre Schranken zurückzuweisen und die von diesen beiden Afterwissenschaften bedrohte Theologie in ihrer Reinheit wiederherzustellen versucht, wenn er auch, trotz seiner Hinneigung zur Theologie, die mit seinem vorschreitenden Alter sich immer mehrte, niemals auf den Namen eines Theologen Anspruch machte; er hatte also manche Studiengebiete berührt, ohne sie sein eigen nennen zu können; welches betrachtete er nun als das seine?

Sein Studium war das, was die Folgezeit unter dem Begriff „Humanitätsstudien“ zusammengefaßt hat, was er, ohne einen Gesammtnamen dafür zu brauchen, als Pflege der Poesie und Beredsamkeit bezeichnet hat: Die eifrigste Lektüre der Schriften des klassischen Alterthums, das Bemühen, die äußere Schönheit und wohlgefügte Abgerundetheit der Muster klar zu erkennen und ihren Inhalt, vor Allem die Geschichte und Philosophie des Alterthums, voll und wahr in sich aufzunehmen.

Solche Studien haben in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters gewiß Viele beiläufig betrieben, Manche mögen sich ihnen mit Ernst und Eifer hingegeben haben, Keiner aber hatte beim Betreiben derselben ein anderes Ziel im Auge, als den behaglichen ästhetischen Genuß, den Zeitvertreib müßiger Stunden, Keiner sah in dem Erwecken der Studien des Alterthums eine ernste Arbeit, eine Lebensaufgabe. Der Bahnbrecher für diese Auffassung ist Petrarka.

Er hätte diese seine Thätigkeit durch ein öffentliches Lehr-

amt oder durch schriftstellerische Wirksamkeit ausüben können, aber er zog letztere vor. Von jener hielt ihn zunächst der Einblick zurück, welchen er während seiner Studienzeit von dem beschränkten Sinne erhalten hatte, in welchem sich die damaligen Universitäten von jeder freieren Geistesrichtung abschlossen, dann auch seine Natur, der die Uebernahme irgend eines Amtes widerstrebte. Zu dieser drängte ihn seine eifervolle Hingabe zu den geliebten Studien und das lebendige Bewußtsein, daß er, als der Erste, der diesen Weg beschritten, die Pflicht habe, auch Andern Kunde davon zu geben.

Die schriftstellerischen Leistungen, durch welche Petrarka unter den Zeitgenossen für Bekanntmachung und Verbreitung der humanistischen Studien wirkte und durch welche er sich bei den Späteren den Ehrennamen eines Vaters des Humanismus erwarb, sind sehr zahlreich. Sie bestehen zunächst aus den sehr umfangreichen geschichtlichen, philosophischen und polemischen Arbeiten, die zum großen Theil schon oben besprochen sind; ferner aus den Gedichten, welche noch im Folgenden behandelt werden sollen; endlich aus den Briefen. Sie alle zusammen füllen in den sechs Gesammt-Ausgaben, die von ihnen vom Ende des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und zwar zumeist in Deutschland, nur eine einzige in Italien, veranstaltet worden sind, zwei starke Foliobände; manche von ihnen, besonders die Briefe, sind in zahlreichen Einzelausgaben erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt worden; nur sehr wenige aber liegen in einem lesbaren, kritisch bearbeiteten Texte vor, nämlich die Briefe, in den Ausgaben von Fracassetti, die kleineren Gedichte in der von Rossetti.

Besonders die Briefe nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre Wichtigkeit erkannte Petrarka selbst dadurch an, daß er, nachdem er freilich in einem aus freien Stücken

veranstalteten Autodafé seiner Schriften tausend oder mehr Briefe und Gedichte den Flammen übergeben hatte [1]), die erhaltenen sorgfältig verwahrte und in verschiedenen Sammlungen zur Veröffentlichung bestimmte. Die erste und größte, 24 Bücher, die Briefe der Jahre 1326 bis etwa 1362 umfassend, nannte er Epistolae familiares, und widmete sie seinem Jugendfreunde Sokrates; die zweite, die Briefe seines Alters Epistolae seniles, 17 Bücher, 1361 bis 1374, widmete er dem Vertrauten seiner reiferen Jahre, Franzesko Nelli, den er mit dem Namen Simonides bezeichnete; die dritte unter dem Titel variae, stellte er aus einer Reihe von Briefen zusammen, welche er theils geschrieben, theils erhalten hatte, aber als in den Zusammenhang der genannten Sammlungen nicht passend erachtete; die vierte endlich, Epistolae sine titulo, die während seines Lebens nur den Adressaten bekannt werden sollte, richtete er an Bischöfe oder hochgestellte Geistliche, und besprach in ihr mit Offenheit, nicht selten mit Rücksichtslosigkeit, die Verhältnisse der Kirche.

Alle diese Briefe Petrarka's sind ein merkwürdiges Denkmal seines Geistes. Sie sind nicht, wie man vermuthen könnte, flüchtige Erzeugnisse seiner Mußestunden, sondern nach Form und Inhalt ausgearbeitete Studien, sie geben in ihrer Gesammtheit ein deutliches Bild von dem Umfange seiner wissenschaftlichen Arbeit, von der Tiefe seines Gedankenlebens; nur von den Kämpfen seines Gemüthes wissen sie, wenn sie auch nicht schweigend an ihnen vorübergehen, wenig zu sagen. Daher ist das ganze Ringen und Streben Petrarka's aus den Briefen allein nicht zu erkennen, aber gerade sie sind im Stande, die durchaus eigenartige selbstständige geistige Entwickelung Petrarka's darzulegen, wenn sie sich auch in ihrer äußeren Form an ein klassisches Muster aus dem Alterthum,



an Cicero, anlehnen, dessen berühmtester Briefsammlung auch ein Theil der unserigen seinen Namen verdankt.

Auch in der Sprache Cicero's, der lateinischen, sind diese Briefe Petrarka's, wie alle seine bisher besprochenen größeren Schriften, geschrieben. Doch wollte Petrarka, so hoch er Cicero auch stellte, niemals ein sklavischer Nachahmer des gefeierten Römers sein, er bemühte sich vielmehr, wenn er oder seine Freunde in seinen Briefen oder Gedichten einen an Stellen aus alten Schriftstellern anklingenden Satz gefunden hatten, diesen zu tilgen, erkannte selbst, daß sein Stil sich von dem Anderer unterscheide und hätte gewiß keinen Einspruch dagegen erhoben, wenn er erlebt hätte, daß seine Ausdrucksweise von späteren Kritikern, z. B. dem Spanier Ludwig Vives, dem Deutschen Heinrich Bebel als eine moderne derjenigen der Alten entgegengestellt wurde. Nur darin hielt er sich streng an das Vorbild der Alten, daß er sich in Briefen stets der Anrede „Du" bediente und seine Freunde bat, sich doch auch diesem Zwange zu unterwerfen und die Barbarei der Modernen, die Anrede mit „Ihr", zu meiden; sonst verlangte er durchaus, daß ein Jeder seinen eigenen Stil haben müsse und nicht von Diesem oder Jenem Sätze entlehnen dürfe, und sprach es aus, daß er zwar liebe, seinen Geist nach einem Vorbilde zu entwickeln, nicht aber von ihm auch das Gewand zu nehmen uud sich damit zu schmücken [2]).

Daher gibt sein Stil das Leben wieder, wie er aus dem Leben entquillt, ist verständlich und anregend, und verdient in hohem Grade die Anerkennung, welche Schopenhauer ihm in den Worten spendet: „Die lateinisch schreibenden Schriftsteller, welche den Styl der Alten nachahmen, gleichen doch eigentlich den Masken; man hört nämlich wohl was sie sagen, aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie, den Stil. Wohl aber sieht man auch diesen in den lateinischen Schriften der Selbstdenker, als welche sich zu jener Nach-

ahmung nicht bequemt haben, wie z. B. Scotus Erigena, Petrarka, Baco, Cartesius, Spinoza, Hobbes" [3]).

So handhabte Petrarka die lateinische Sprache leicht und selbstständig wie seine Muttersprache; um sich aber die Kenntniß derselben in dieser Vollkommenheit anzueignen, hatte er sich lange in gründlichster Weise mit dem Studium der römischen Schriftsteller beschäftigen müssen. Unter diesen war, wie wir gesehen haben, Cicero sein Lieblingsautor, das Aufsuchen der Schriften dieses Vaters der römischen Beredsamkeit sein Bemühen auf Reisen und seine stete Sorge während des häuslichen Stilllebens.

Es ist kaum möglich, eine genaue Aufzählung aller ciceronischen Schriften zu geben, welche Petrarka fand; sicher ist nur, daß er die wichtigsten philosophischen, eine große Anzahl der Reden (die für Archias, z. B. in Lüttich), vor Allem die Briefe (die familiares in Verona) fand, kennen lernte und, was weit wichtiger ist, selbst abschrieb oder durch Freunde in Abschriften verbreiten ließ und dadurch schon den Zeitgenossen eine reiche Quelle der Belehrung verschaffte.

Nur einzelne Schriften gingen ihm verloren, nachdem er sie besessen zu haben glaubte, wie Cicero's Schrift „vom Ruhme", andere blieben ihm, trotz eifrigen Suchens, verborgen, wie desselben „vom Staat", „über den Trost", „vom Lob der Philosophie". Die große Zahl der in seinem Besitze vereinigten ciceronischen Schriften, unter denen sich viele befanden, die seit Jahrhunderten unbekannt gewesen waren, mußte ihm den Wunsch nahe legen, eine vollständige Sammlung derselben zu veranstalten und ihn bei Andern als die zu einem solchen Werke ganz besonders geeignete Persönlichkeit erscheinen lassen. Daher gab ihm auch Papst Clemens VI. und dessen Bibliothekar Giovanni Tricastrino den Auftrag dazu, dem sich Petrarka zwar gern unterzog, bei seiner Aus-



führung aber bald gestehen mußte, daß „während überflüssige und unnütze, ja geradezu schädliche und verderbliche Reichthümer mit soviel Sorgfalt und Mühe zusammengescharrt wurden, Handschriften in mangelhaftester Weise aufbewahrt würden und daher nur selten vorkämen.“ Für sich aber hörte er nicht auf zu sammeln und betrachtete die so gesammelten Werke als seine vertrautesten Freunde. Da standen sie um ihn die großen Bände und lächelten ihn an; manchmal aber zeigten sie auch ihre Tücke und einer brachte, herabfallend, Petrarka eine Wunde bei, über die er zwar jammerte, aber sie doch als eine von einem Freunde bereitete Plage geduldig ertrug. Nur eines bedauerte er manchmal in Betreff Cicero's wie in Betreff der anderen von ihm geliebten römischen Schriftsteller, daß sie keine Christen gewesen seien. Denn wenn Cicero auch wegen seines Glaubens an die Unsterblichkeit ganz besonders gelobt wird, wenn ihm auch einmal, wie es scheint, mehr Vertrauen geschenkt wird als den katholischen Schriftstellern, so ist sein Heidenthum doch manchmal eine Schranke, welche Petrarka hindert, sich ihm in so rückhaltlos vertrauter Weise anzuschließen, wie z. B. dem Augustinus.

Trotz aller Hochachtung für Cicero, die sich in begeistertsten Ausdrücken, in häufigen Lobeserhebungen kundgibt, ist Petrarka nicht blind für die Fehler seines Helden. Er weiß nicht nur, daß schon alte Schriftsteller, wie Seneka, ihm Vorwürfe gemacht haben, sondern fügt neue hinzu. So tadelt er einmal seine Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit, erzählt, daß er in einer Gesellschaft diese Vorwürfe weiter ausgeführt, bei einem Greise aber lebhaften Widerspruch gefunden habe, der in wahren Schrecken gerathen sei, daß seinem Cicero ein Makel beigelegt werden könne. An einer anderen Stelle spottet er, daß Cicero, obschon er so wenig zum Kampf und Streit geeignet gewesen sei, doch so sehr nach der Ehre des Triumphs

7*



gegeizt habe; an einer dritten macht er ihm heftige Vorwürfe, daß er den lebenden Cäsar gelobt, mit Schmeichelreden überhäuft, den Todten aber mit Schmähworten angegriffen habe. „Ich würde es ruhiger ertragen, wenn er den Lebenden getadelt und den Todten gelobt hätte, denn der Tod pflegt Haß und Neid zu mildern oder zu vernichten“.

Ein ausführliches, zusammenfassendes Urtheil Petrarka's aber über Cicero und die übrigen hervorragenden Schriftsteller des römischen Alterthums findet sich in einer Reihe von Briefen, welche Petrarka meist nach Auffindung bedeutender Schriften an die Heroen des Alterthums richtete, als weilten sie noch unter den Lebenden. Cicero hat zwei Briefe erhalten, von denen der eine die tadelnden Bemerkungen enthält, der andere mit Lobeserhebungen angefüllt ist.

Der Tadel bezieht sich besonders darauf, daß sich Cicero immer in Streit eingelassen, niemals nach Ruhe gestrebt habe, daß er nicht die sich stets gleichbleibende, echte Freundschaft beweisende Gesinnung gegen Verwandte und Bekannte gezeigt, daß er besonders gegen Antonius eine zu heftige Wuth in sich getragen habe, die sich allein aus seiner republikanischen Gesinnung nicht erklären und rechtfertigen lasse. Dieser Tadel wird aber reichlich aufgewogen durch das Lob, das Petrarka in folgenden Ausruf zusammendrängt: „O, erster Fürst der römischen Beredsamkeit! Nicht nur ich, sondern wir alle danken Dir, die wir uns mit den Blumen der lateinischen Sprache schmücken. Denn aus Deinem Quell wässern wir unsere Gefilde. Gern bekennen wir, daß wir, von Dir geleitet, durch Dein Vorbild auf den richtigen Weg gewiesen, in Deinem Namen selber verherrlicht, gleichsam unter Deinen Auspicien zu unserer Kunst des Schreibens gekommen sind, so gering sie auch ist“. Er bedauert nur, daß in dieses Jubellied über Cicero's Schriften sich mancher Trauerton mische,



der darüber laut werden müsse, daß viele seiner Schriften verloren, andere nur in verderbter Gestalt erhalten seien und die wenigen in würdiger Form aufbewahrten durchaus nicht die Beachtung fänden, welche sie verdienen; daß endlich die Stadt Rom, welche Cicero auf dem hohen Gipfel ihrer Macht und Größe geschaut hätte, nun einen so traurigen Anblick böte, daß er am besten ganz verschwiegen bliebe[4]).

In Petrarka's Werthschätzung der Schriftsteller des Alterthums nahm Vergil die Stelle unmittelbar nach Cicero ein; wie dieser der glänzendste Vertreter der römischen Prosa, so ist jener der Dichterkönig des alten Rom. Schon der Umstand, daß Cicero die frühesten Leistungen des jugendlichen Dichters als Meisterwerke gepriesen hatte, spornte den Ciceroverehrer an, diese Dichtungen kennen zu lernen und zu feiern; nachdem er sie kennen gelernt hatte, hielt er sie so werth, daß er in eine Vergilhandschrift, die wir noch heute besitzen, Nachrichten über das Leben seiner vertrautesten Freunde und seiner Geliebten eintrug. Er rühmte den Dichter an unzähligen Stellen, vertheidigte ihn gegen die im Mittelalter so häufig gegen ihn erhobene Beschuldigung, er sei ein Zauberer gewesen, scheute sich aber auch nicht, ihm wegen seiner Kritiklosigkeit Vorwürfe zu machen. In dem Briefe, welchen er an Vergil richtete, rühmt er besonders die Aeneis und gibt eine wehmüthig klingende Schilderung des traurigen Zustandes der Orte: Neapel, Mantua, Rom, als der Stätten, an denen Vergil geweilt habe.

Es würde zuweit führen, in ähnlicher Weise auch die übrigen römischen Schriftsteller zu besprechen, an welche Petrarka seine halb bewundernden, halb tadelnden Briefe richtete: Seneka, M. Varro, Quinctilian, Livius, Asinius Pollio, Horaz. Sie alle weiß Petrarka in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, für einen Jeden ein



charakteristisches Moment zur Beurtheilung zu finden, wenn er auch von Einzelnen, z. B. von Varro sehr wenige Schriften sich verschaffen konnte. Nur über einen derselben, über Seneka, mag noch ein Wort gesagt werden. Denn ihn las Petrarka ganz besonders eifrig, entnahm ihm gewisse Ausdrücke und einzelne philosophische Ansichten, und liebte es, sein eigenes Kämpfen und Leiden mit dem des Römers zu vergleichen. Das Schreiben an ihn ist ein höchst eigenthümliches. Petrarka tadelt, daß Seneka bei Nero ausgeharrt habe, da dieser Kaiser doch so schändlich gewesen sei, daß er von jedem rechtlichen Manne hätte gemieden werden müssen; daß Seneka bei seinem kaiserlichen Gönner alle übrigen Schriftsteller in den Hintergrund habe drängen wollen, um seinen eignen Ruhm zu erhöhen; daß er in seinen Tragödien gegen den Kaiser aufgetreten sei, den er sonst immer verherrlicht habe. (Freilich macht sich Petrarka selbst den Einwand, daß, nach Meinung Vieler, Nero's Freund nicht Verfasser der „Tragödien Seneka's" gewesen sei.) Die Anhänglichkeit an einen solchen Kaiser fürchtet Petrarka aus Seneka's Billigung der neronischen Grausamkeit gegen die Christen herleiten zu müssen, doch meint er, daß dieser Billigung Seneka's freundschaftlicher Brief an den Apostel Paulus widerspreche, wenn er auch freilich nicht ganz überzeugt ist, daß Seneka das Christenthum klar erkannt habe[5]).

So war Petrarka eifrigst bemüht, die Reste des römischen Alterthums zu sammeln und sie zum wahren Eigenthum für sich zu gestalten. Aber da er historischen Sinn genug hatte, um die Entwickelung der Zeiten zu erfassen und die Abhängigkeit der römischen Literatur von der griechischen zu erkennen, so wollte er sich nicht mit jener allein begnügen. Dieses Streben nach Fortbildung ist um so rühmenswerther,

da er während seines ganzen Lebens ein Gefühl der Eifersucht und des Neides gegen Griechenland hegte.

Schon in seiner Jugend hatte er einmal gelegentlich ausgesprochen, daß derjenige, welcher einen Griechen für glücklicher hielte als einen Römer, dasselbe thäte, als wenn er einen Sklaven für edler erklärte als einen Freigeborenen; in seinem Alter benutzte er eine Fehde mit den Aerzten, welche sich besonders auf griechische und arabische Schriftsteller als ihre Autoritäten beriefen, um rückhaltlos seine Meinung über die Griechen zu äußern.

„Ein bedeutender Arzt hat gesagt, daß wenn etwa ein Lateiner dem Hippokrates gleich wäre, er nicht wagen dürfte, gegen ihn aufzutreten, oder bei diesem Wagniß verlacht werden würde. Wahrlich, ich bedaure die Unsern, denen so jeder Weg zum Ruhme abgeschnitten wird. Aber ich möchte doch hervorheben, daß nach Plato und Aristoteles über alle philosophischen Disciplinen Cicero und Varro, nach Demosthenes über Beredsamkeit derselbe Cicero zu schreiben gewagt hat, daß nach Homer Vergil als Dichter aufzutreten sich unterfing, und daß diese Nachfolger ihre Vorgänger erreichten oder übertrafen. Die römischen Historiker aber, Titus Livius und Crispus Sallustius haben ihre griechischen Muster, Herodot und Thucydides, weit hinter sich gelassen, die römischen Juristen haben sich als Urheber der Zwölftafelgesetzgebung zu Besitzern reicher Saatfelder erhoben gegenüber den Griechen, die sich durch die Solonische und Lykurgische Verfassung als Inhaber winziger Kleehufen gezeigt haben. Nach den griechischen Mathematikern scheute sich unser Severinus nicht das Wort zu ergreifen; nach ihren vier Theologen haben die unsrigen ebensoviel geschrieben und mehr geleistet. Und da dem so ist, sollen wir die Araber fürchten? Wir, die wir die Griechen in Form und Inhalt häufig, ja,

wenn wir dem Cicero glauben, immer, sobald wir uns angestrengt haben, erreicht und sogar besiegt haben, dürfen getrost mit allen andern Völkern den Vergleich aushalten" [6]).

Trotz dieser Gesinnung aber hat Petrarka versucht, die griechische Sprache und Literatur kennen zu lernen und hat dadurch einen unberechenbaren Einfluß auf die wissenschaftliche Gestaltung der Folgezeit gewonnen. Petrarka sagt selbst einmal über seine Studien: „Ich sehnte mich immer sehr nach Kenntniß der griechischen Sprache und würde gewiß, wenn sich nicht widriges Geschick und der bedauernswerthe Tod eines ausgezeichneten Lehrers dem Beginnen widersetzt hätte, heute mehr als ein Kenner der elementarsten Dinge sein."

Dieser Lehrer, von dem Petrarka spricht, war ein aus Seminara in Calabrien gebürtiger Geistlicher, Barlaam. Er hatte gewiß schon in seinem Heimatlande, das aus jener Zeit, da es Großgriechenland genannt worden war, griechisches Wissen noch in das Mittelalter hinübergerettet hatte, diese Sprache, vielleicht als Muttersprache, gelernt, ihre Kenntniß in Constantinopel vervollkommnet und 1339, dann zum zweiten Male 1342, in Avignon zu verwerthen gesucht. Damals lernte ihn Petrarka kennen und begann bei ihm Unterricht in der griechischen Sprache zu nehmen und zum Entgelt dafür den Lehrer, der halb Grieche, halb Italiener war, in der reineren Aussprache des Lateinischen zu unterweisen. Bald aber verschaffte er, mehr für das Wohl des Lehrers als für sein eigenes bemüht, ihm das Bisthum zu Geraci und beraubte sich dadurch einer oftersehnten Unterstützung.

Seit dem Weggange des Lehrers scheinen die griechischen Studien fast 12 Jahre geruht zu haben. Da bekam Petrarka (1354) von Nikolaus Sigeros, einem am Hofe zu Constantinopel in hohem Ansehn stehenden Beamten, den er gleichfalls in Avignon kennen gelernt und um Aufsuchung

und Uebersendung von Handschriften gebeten hatte, statt eines Cicero, den er erwartete, Homer's Gedichte, die er zwar bewunderte, aber nicht verstand. Doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken, ersuchte seinen Freund und Gönner, ihm die Werke anderer griechischer Schriftsteller, Hesiod und Euripides, zu schicken und fand bald Gelegenheit, seinen kostbaren Besitz auch zu genießen. Denn es ist nun wohl erwiesen, daß Petrarka es war, auf dessen Antrieb und Kosten ein Schüler Barlaam's, der Calabrese Leonzio Pilatio, ein aufgeblasener, unstäter und nicht ganz zuverlässiger Mensch, der dem Petrarka von seinem Freunde Boccaccio zugeführt worden war, Homer's Ilias und Odyssee übersetzt hat. Durch diese Uebersetzung, so hölzern sie uns auch in den geringen Proben, die wir von ihr besitzen, erscheint, wurde eine frühere in Italien verbreitete Wiedergabe der homerischen Gesänge verdrängt, die einem Pindar von Theben zugeschrieben, von Petrarka aber als ein ganz werthloser, schülerhafter Auszug characterisirt wird; und sie ist es, der als alleinigen Quelle so manche begeisterte Jünger der classischen Studien ihre Kenntniß des griechischen Dichters verdanken [7]).

Kurz vor der Zeit, da Petrarka diese ihm so werthvolle Gabe empfing, hatte er einen Brief erhalten, der im Namen Homer's geschrieben, von irgend einem Verehrer des Sängers, gewiß aber nicht, wie man vermuthet hat, von Boccaccio, abgefaßt war und der ihm Veranlassung gab, auch an Homer, ähnlich wie an die großen Schriftsteller des römischen Alterthums, einen Brief zu richten, der auf das erwähnte Sendschreiben Bezug nahm und etwa Folgendes enthält:

„Mich drängt es, wie ein Kind, das ein kostbares Geschenk erhalten hat, mit seinen weisen und beredten Erzeugern zu lallen; ich will Deinen Klagen antworten und Dir für Deine Werke und Deinen Brief Dank sagen. Dieser enthielt

angenehme Mittheilungen über Deine Geburtsstätte, Lehrer, Reisen, über den Ursprung der Poesie, über Deine Werke, aber auch viele Klagen, welche leider nur allzu gerechtfertigt sind, wie ja das Große stets, da es nicht nach Gebühr gewürdigt wird, Veranlassung zur Klage hat. Deine Werke sind zu wenig bekannt, Vieles davon ist verloren, der Ruhm, den Du erworben hast, ist nichtig. Doch Du darfst Deine Klagen nicht allzu sehr häufen. Vielmehr thust Du recht daran, wenn Du Deine Spötter verdammst, der Nachahmer Dich freust, denn ihr Wirken ist ein Zeichen von der Bedeutung dessen, dem die Nachahmung gilt. Auch über Vergil solltest Du nicht klagen, trotzdem er Deinen Namen nie genannt hat. Denn er hätte dies sicher gethan, wenn er länger gelebt hätte, wollte Deiner am Ende seiner Aeneis gedenken und hat in seinen kleineren Jugendwerken Deiner Erwähnung gethan. Jammere nicht über Vernachlässigung. Auch der Sonne widerfährt es und zwar zu ihrem höchsten Ruhm, daß schwache Augen sie nicht sehen mögen, Nachtvögel sie meiden. Und so wirst auch Du von Alten und Neuen, in denen nur ein einziger Funke des alten Geistes lebt, nicht nur als heiliger Philosoph, sondern als größer und erhabener denn ein Philosoph betrachtet, weil Du die weisesten Gedanken dichterisch verklärst. Und schon sammelt sich eine Schaar von Verehrern Deines Namens, die, einstweilen noch klein, bald anwachsen wird. Florenz besitzt vier, einen fünften Sohn der Stadt in fernen Landen, Bologna einen, Verona zwei, Sulmo und Mantua, Rom und Perugia je einen. Die Anhänger werden sich mehren, sobald die Uebersetzung, an der fleißig gearbeitet wird, vorliegen wird, dann wirst Du wie ein Lebender wandeln im Gedächtniß der Menschen. Bis dahin und später will ich das Wenige, das in meinen Kräften steht, für Dich zu thun versuchen, ich, der

ich selbst für mich kaum wirken und arbeiten kann. Für Dich habe ich den besten Platz in meinem Herzen bestimmt, denn meine Liebe zu Dir ist heiß wie die Strahlen der Sonne und meine Hochachtung und Verehrung übersteigt jede menschliche Schätzung" [8]).

Durch diese begeisterte Liebe zu Homer, dessen verwandten Genius er ahnte, hat Petrarka mehr für die Aufnahme der griechischen Studien gethan als mancher gründliche Kenner grammatischer Schwierigkeiten, auch hier ist er der Wegweiser gewesen, dessen ausgestreckter Hand die späteren folgen konnten, um den richtigen Pfad nicht zu verfehlen. Petrarka besaß aber von Werken des griechischen Alterthums außer Homer noch den Plato. Plato ist für ihn unter den griechischen Prosaikern das, was Homer unter den Dichtern: er ist der Göttliche, wie er schon im Alterthum hieß, der erste unter den Philosophen. Weitaus der erste, gerade im Gegensatz zu Aristoteles. Denn dieser, als der im ganzen Mittelalter zwar in verderbter Gestalt bekannte, aber immerhin gelesene und geehrte Philosoph erschien ihm, dem erbitterten Widersacher jeder mittelalterlichen Richtung, als heftig zu bekämpfender Gegner und der Umstand, daß die zeitgenössischen seine humanistisch-religiöse Gesinnung verachtenden Feinde den Aristoteles auf ihren Schild erhoben und sich Aristoteliker nannten, mußte seinen Zorn gegen diesen von Scholastikern hocherhobenen und zugleich von schädlichen Neuerern für ihre Zwecke benutzten griechischen Geisteshelden noch mehr steigern. Gegen einen solchen Zorn vermag selbst Cicero's allmächtige Autorität wenig. Sie bestimmt Petrarka nur dazu, an die hervorragende geistige Bedeutung des Aristoteles unwillig, doch dem besseren Wissen sich fügend, zu glauben; aber trotz ihr kann er dem Stil, der Ausdrucksweise des Aristoteles keinen Geschmack abgewinnen, vermißt

vielmehr in ihr alle Wohlredenheit; kann ferner den Lehren des Aristoteles keinen Beifall schenken, weil seine Ermahnungen, die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen, nicht von solcher inneren Gluth erfüllt seien, wie die des Cicero und Seneka [9]).

Man würde Unrecht thun, wenn man aus der ebenangeführten Beurtheilung, und aus manchen andern Stellen den Schluß ziehen wollte, daß die Wohlredenheit, die äußere Form, Petrarka zum Studium der Schriftsteller des Alterthums angezogen habe, daß sie das Ziel gewesen sei, nach dem er für sich selbst gestrebt habe. Vielmehr war sie die äußere Hülle, die ihm nicht ganz wegwerfenswerth schien, aber nur dann, wenn ihr auch ein innerer Kern entsprach. Das Hersprechen vieler, schönklingender Worte erschien ihm als Geschwätzigkeit; die „Lüge der Eloquenz", die ihm während seiner Jugend als lockend erschienen war, ekelte ihn im Alter an; die wahre Beredsamkeit dagegen, nämlich das würdevolle Vortragen edler, tugendhafter Lehren, das nur dem echten Weisheitsjünger möglich, aber auch nöthig ist, wurde von ihm stets hochgehalten und erstrebt [10]).

Wie bei der Sprache, so war ihm auch bei den Büchern die äußere Form nur die Nebensache. Zwar hatte er die Bücher gern, sprach es oft aus, daß sie ihm die liebste Umgebung seien, schilderte mit Behagen sein mit Büchern und Handschriften aller Art vollgestopftes Arbeitszimmer, rühmte die Reichhaltigkeit seiner Bibliothek und ermunterte Bekannte und Unbekannte unaufhörlich, ihm Bücher zu suchen, aber doch wurde er nie von der Einsicht verlassen, daß „Männer der Wissenschaft nur die genannt werden dürfen, welche nach dem Inhalt der Bücher begierig sind, nicht die, welche Bücher häufen aus Lust am Besitz, ohne Begierde sie zu

nutzen, als Zimmerschmuck, ohne Sehnsucht, sie als Geisteszierde zu gebrauchen." [11])

Nur eine solche Gesinnung konnte ihm selbst inneres Genügen verschaffen, bei den Zeitgenossen theils ein gleiches Streben erzeugen, theils Widerspruch hervorrufen. Besonders das Letztere. Denn ein äußerlicher Cultus des Alterthums würde als eine wenig gefährliche Spielerei selbst den strengsten Richtern unschädlich erschienen sein, während eine so innige Verschwisterung mit Schriften und Ideen des Alterthums als anstößig, vielleicht als ketzerisch betrachtet werden mußte. Den Meisten nämlich war Petrarka ein Theologe, da er äußerlich dem geistlichen Stand angehörte; einem solchen aber wurde die Beschäftigung mit Allem, was nicht in engster Beziehung zum Christenthume stand, als Verbrechen angerechnet. Schon Hieronymus hatte versucht, gegen eine solche Anschauung Verwahrung einzulegen, aber seine Stimme war im Laufe der Zeiten durch das allgemein gewordene Geschrei der Gegner übertönt worden; nun übernahm nach Jahrhunderten Petrarka als der Erste die Stimmführung in einem erbitterten Kampfe, der manche Geschlechter hindurch geführt werden sollte.

Zunächst vertheidigte er den Satz, daß auch dem Theologen die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthume zieme, durch Anführung von Stellen seines liebsten Gewährsmannes, des Augustinus. Er wies nach, daß dieser sich mit den römischen und griechischen Schriftstellern sehr viel beschäftigt und den größten Gewinn aus dieser Lektüre gezogen habe. denn er habe in Plato's Werken eine Bestätigung vieler christlicher Lehren und in Cicero's Schrift: „Hortensius" einen solchen Anreiz zum moralischen, die äußeren Güter verachtenden und nur die Tugend hochhaltenden Leben gefunden, daß er durch sie eine ganz neue Weltanschauung gewonnen habe.

Dann aber versuchte er auch mit seinen eigenen Gründen die Berechtigung seines Standpunkts zu erweisen. Da das äußerlich erkennbare Merkmal der humanistischen Studien eine gewählte, schöne Form war, so glaubte Petrarka dadurch, daß er deren Rechtmäßigkeit nachwies, auch die Quelle derselben, nämlich die Studien selbst, als eine wohl zu duldende erscheinen zu lassen. Daher zeigte er, daß die Evangelisten sich zur Bezeichnung Christi bilderreicher Ausdrücke: Lamm, Löwe u. s. w. bedient, daß die Schriftsteller des alten Testaments: Moses, David, Salomon sich poetischer Redeweise befleißigt hätten und schloß daraus, daß auch für einen frommen Christen, für einen Theologen der Gebrauch dieses scheinbar äußerlichen Beiwerks nichts Gefährliches in sich berge, wenn nur der Inhalt dessen, was gesagt würde, wahr und heilsam sei.

Mit solchen verständigen Auseinandersetzungen mochte er fromme und denkende Männer, wie seinen Bruder Gerhard, an welchen der eben besprochene Brief gerichtet ist, zu seiner Meinung herüberziehn, nicht aber fanatische Eiferer. Indeß auch den von derartigen Männern vorgebrachten Mahnungen trat er, sobald sich die Gelegenheit bot, gegenüber und suchte die von ihnen erzielten Wirkungen zu vernichten. Unter diesen Versuchen ist folgender der merkwürdigste.

Eines Tages erhielt Petrarka von seinem altbewährten Freunde Boccaccio einen Brief des Inhalts: Vor Kurzem sei ein Mönch Gioachino Ciani zu ihm gekommen, der in seinem Namen und in dem seines verstorbenen Klostergenossen Pietro Petroni ihm verkündet hätte, daß Christus ihnen erschienen sei und ihnen aufgetragen habe, ihm (Boccaccio) und mehreren Andern, unter denen auch Petrarka, mitzutheilen, daß sie nur noch wenige Jahre zu leben hätten, und ihnen dringend ans Herz zu legen, daß sie für die kurze Lebenszeit, die ihnen noch vergönnt sei, ihre Lebensweise ändern und



sich, statt der bisher gewohnten wissenschaftlichen Beschäftigung, ernster, heiligender Betrachtung hingeben sollten. Um seine Aussage als wahrheitsgemäße zu bekräftigen, habe der Mönch ihm wichtige Mittheilungen über seine tiefverborgenen Geheimnisse gemacht und ihn dadurch so erschreckt, daß er wirklich entschlossen sei, den Warnungen Gehör zu geben. Auf dieses Schreiben nun antwortete Petrarka (18. Mai 1362).

Er stellt nicht in Abrede, daß Sterbende die Fähigkeit haben können, Zukünftiges vorherzusagen, aber er leugnet, daß in der Mittheilung des Mönches etwas Schreckhaftes enthalten sei: denn das Leben des Menschen ist kurz und wir Greise wissen, daß wir schon mit einem Fuß im Grabe stehn. Der Weise also richtet sein Leben stets so ein, daß er jeden Augenblick zum Tode bereit ist; ihm ist der Tod kein Uebel, sowenig wie das Leben ein Gut. Daher werde der gleichmäßige Ernst, der ihn veranlaßt habe, seinem geistigen Leben eine bestimmte Richtung zu geben, ihn niemals verlassen, niemals dem Schwanken eines Schwächlings Platz machen, der, ohne inneren Halt, beim Herannahen einer Gefahr sich jedem äußeren Drucke beuge. „Wozu sollen wir daher“, fährt Petrarka fort, „die heidnischen Dichter und Schriftsteller meiden, welche von Christus nichts wissen, da man doch ungescheut die Werke der Ketzer liest, die Christus kennen und ihn doch läugnen. Glaube mir: Vieles, was Zeichen der Feigheit und Trägheit ist, wird als Wirkung klugen Rathes und ernster Gesinnung ausgegeben. Die Menschen verachten oft, was sie nicht erreichen können; und gerade der Unwissenheit ist es eigenthümlich, das zu verurtheilen, was ihr versagt, und keinen dahin gelangen zu lassen, wohin ihr der Zutritt verwehrt ist. Wir aber, die wir die Wissenschaften kennen, dürfen ihnen weder durch Mahnung zur Tugend, noch durch Androhung des Todes ent=

zogen werden; denn sie erregen dem strebenden Gemüthe die Liebe zur Tugend und vernichten oder vermindern wenigstens die Todesfurcht, sie halten also ihren Besitzer nicht von dem Wege der Vervollkommnung zurück, sondern unterstützen ihn und ebnen ihm den Pfad. Wie aber der kranke und schwache Magen manche Speisen abweist, welche der gesunde und hungrige wohl verträgt, so mag dem schwächlichen Geist Manches Verderben bringen, das dem heilen und kräftigen segensreich ist". Nachdem Petrarka dann gezeigt, daß die großen Männer des Alterthums bis in ihr höchstes Alter den Studien obgelegen haben, schließt er diese Auseinandersetzung folgendermaßen: „Wohl weiß ich, daß Manche die Heiligkeit ohne Bildung erlangt haben, aber ebenso weiß ich, daß Keiner durch Bildung von ihr ausgeschlossen worden ist. Freilich hat der Apostel Paulus die Thorheit gerühmt, welche die Wissenschaften verschmäht, aber Jedermann weiß, was dieses Rühmen bedeutet. Soll ich Dir nun offen meine Meinung sagen, so ist sie die: Der Weg zur Tugend durch Unwissenheit ist eben, aber verächtlich. Alle Guten haben nur ein Ziel, doch verschiedene Wege und die gemeinsam Wandelnden sind unter einander sehr verschieden. Der eine geht schnell, der andere langsam; jener Allen sichtbar, dieser den Blicken verborgen; hier einer hoch erhoben, dort einer demüthig gebeugt. Aller Weg führt zum gedeihlichen Endziel; am ruhmvollsten aber der, der frei und hoch daliegt. So ist auch das Wissen, das sich zum Glauben durchgerungen hat, weit besser als die Einfalt und sei sie noch so heilig, und keiner der Thoren, die ins Himmelreich eingegangen sind, steht so hoch wie ein Wissender, der die Krone der Seligkeit erlangt hat"[12]).

Das sind männliche Worte, wie sie nur das klare Bewußtsein einer großen Lebensaufgabe eingibt, Worte, die

Petrarka niemals, selbst im Angesicht des Todes nicht, zurücknahm, durch die er den etwas schwachmüthigen Boccaccio bewog, seine thörichte Furcht aufzugeben und gemeinsam mit dem größeren Freunde die Studien des Humanismus fortzusetzen.

---

5. Der Dichter.

An den Stellen, an welchen Petrarka seine humanistischen Studien vertheidigte, bediente er sich, da er keinen andern Gesammtnamen für dieselben kannte, zu ihrer Bezeichnung oft des Namens: Poesie, und nannte sich und die Freunde, welche gleiche Wege mit ihm gingen: Dichter. Daß er ein Dichter war, das weiß Jeder, der seinen Namen einmal vernommen hat, daß er aber seinen lateinischen Dichtungen die Lorbeerkrone und hohen Ruhm verdankte, ist weniger bekannt. Diese Dichtungen sollen uns hier beschäftigen.

Nicht immer fand seine Beschäftigung den erwünschten Anklang. Mit dem höhnenden Ausrufe: „Der Dichter möge bei seinem Lügenhandwerk bleiben", trat man ihm, wie wir sahen, entgegen, als er versuchte, die Aerzte in ihre Schranken zurückzuweisen. Ein solches verderbliches Mißverständniß bemühte er sich dann durch eine Ausführung dessen, was er unter Dichtkunst verstand, durch eine Vertheidigung seines Dichterberufes, zu entkräften.

Auch bei dieser Vertheidigung konnte er sich, seiner Gewohnheit nach, auf Zeugnisse der Schriftsteller des Alterthums berufen. Er knüpfte an das Wort Cicero's an, daß der Dichter aus sich heraus seine Werke schaffe, angeregt

durch die treibende Kraft des Geistes und erfüllt von göttlichem Odem; an einen Ausspruch des Ennius, daß die Dichter „Heilige" genannt werden müßten. Die Aufgabe dieser Propheten, denen er wohl selbst anzugehören wünschte, ohne doch den Muth zu haben, selbst sich den hohen Rang anzuweisen, bestimmte er, theils mit den Worten des Lactantius, theils mit seinen eignen, dahin: „sie sollten erfinden und gestalten, die Wirklichkeit in irdischen und überirdischen Dingen mit künstlichen Farben bemalen und mit der Hülle einer anmuthigen Fiction bedecken, bei deren Wegnahme die Wahrheit klar hervorleuchte, die um so mächtiger wirke, je schwieriger sie gefunden würde." Daher ist die Dichtung keine Lüge, sondern Wahrheit, wenn auch verborgen und umhüllt, die eben wegen dieser eigenthümlichen, allegorischen Umkleidung nicht einem Jeden, besonders nicht dem großen Haufen verständlich, aber den gebildeteren Geistern angenehm und genußerregend ist.

Zum Beweise des letzten Satzes konnte Petrarka wiederum das reiche Feld der Geschichte benutzen. Denn selbst in einer so wenig literarischen Zeit, wie die war, in welcher Petrarka lebte, wagten nur Wenige, die Unsterblichkeit eines Homer oder Vergil zu läugnen (und selbst diese Läugner mußten zugestehn, daß die von Jenen besungenen Helden die schönste Unsterblichkeit genössen); die Anderen aber, die in der Bildung etwas vorgeschrittener waren, ergötzten sich an diesen Werken und sahen mit Freuden, daß selbst die Kirchenväter sich der Dichter bedient, ja selbst gedichtet hätten, daß die vortrefflichsten Männer des Alterthums und der späteren Zeiten die Dichtkunst hochgehalten und die Dichter geehrt hätten.

Aber die Geschichte lehrte, wie Petrarka nachweist, noch ein Zweites: sie zeigte, daß die Dichter wahre Propheten waren, denn sie hatten „noch bevor die durch das Christen-

thum hervorgerufene große religiöse Umgestaltung sich vollzog, eine heilsame Veränderung der religiösen Begriffe angebahnt, das Falsche der heidnischen Götterlehre geahnt und dieselbe zwar nicht in offenem Streite bekämpft, aber im Geheimen, durch Zweifel, durch Verspottung, durch Verneinung zu erschüttern versucht.

In Folge dieser beiden Umstände: des Urtheils bedeutender Männer und der großen sichtbaren Leistungen der Dichtkunst ist, so folgert Petrarka, die Dichtkunst zu einem höheren Rang erhoben, als sie in dem Sinne der urtheilslosen Menge dagestanden hatte. Sie muß nun als nothwendig, vor Allem auch als heilsam für die studirende Jugend erklärt werden, sie verdient es, unter die freien Künste gerechnet zu werden, wenn ihr auch gewöhnlich innerhalb des bestimmten Kreises derselben kein besonderer Platz angewiesen wird.

Während Petrarka durch solche Behauptungen die von den Berufsmenschen jener Zeit schwer angegriffene Kunst hoch erhob, zugleich aber auch starke Anforderungen an den stellte, welcher sich der Dichtung widmen und einen ähnlichen Platz, wie die Dichter vergangener Zeiten, einnehmen wollte, machte er den schwächeren Geistern ein Zugeständniß. Er erklärte es nämlich für gestattet, daß der Dichter, wenn er auch von innen heraus schaffen solle, doch ein fremdes Muster nachahmen dürfe, allerdings so, daß er dabei nicht wie ein Maler verfahre, der ein getreues Abbild einer Person liefere, sondern wie der Bildner, der in dem von ihm geformten Antlitz des Sohnes die Züge des Vaters wiedererkennen lasse [1]).

Doch auch durch dieses Zugeständniß war es nicht leicht gemacht, den Dichternamen zu erlangen. „Die Poesie ist ein göttliches Geschenk und nur im Besitze weniger Menschen"; es gibt nur eine geringe Anzahl wahrer Dichter. Denn die Masse derer, die zu Avignon und in andern Städten herum-

laufen und sich mit dem Namen eines Dichters brüsten, eine Masse, die oft in einer Stadt die Zahl aller Dichter des Alterthums erreiche, sei alles dichterischen Geistes baar und verdiene in keiner Weise den heiligen Namen [2]).

Solch strenges Urtheil sprach Petrarka um so eifriger aus, da er von vielen Seiten der Schuld geziehen wurde, durch sein Vorbild die Jugend von ernsten Studien abgelenkt und zur Beschäftigung mit der Poesie veranlaßt zu haben, er aber die Verantwortung für die nur zu sichtbaren Folgen nicht tragen mochte. Um diese recht deutlich zu machen, übertrieb er sie wohl noch und rief scherzend aus: „Wenn alle Menschen Dichter werden wollten, was würde aus der Schifffahrt, was aus dem Ackerbau werden? Was sollten denn alle die Homere und Vergile anfangen, wenn es keine Landleute, Kaufleute, Baumeister, Schmiede, Schuster und Wirthe gäbe? Sie müßten ohne Speise und ohne Wohnung den Qualen des Hungers und den Unbilden der Witterung erliegen“ [3]).

Und so sparsam war Petrarka mit dem Dichternamen, daß er ihn selbst seinen Freunden, und auch den sonst so hochgestellten Männern des Alterthums vorenthielt, wenn sie ihn nicht durch ein wahrhaft dichterisches Verdienst erworben hätten. Zweimal hatte er Gelegenheit, diesen Namen zu entziehen, dem Cicero, in dessen metrischen Uebersetzungen er keine poetische Leistung sah, und dem Cola di Rienzi. Letzterer, von dem wir bald mehr sprechen werden, war in Avignon gefangen, und schien, da er mancher bei den Richtern unentschuldbarer Verbrechen angeklagt war, seiner Verurtheilung nicht entgehen zu können, „als sich das Gerücht verbreitete, er würde freigelassen werden, weil er ein hochberühmter Dichter sei und weil es verbrecherisch scheine, einen Mann, der so heiligen Studien ergeben sei, zu verletzen“.

Wirklich wurde er freigelassen. Petrarka aber, der über diese Thatsache herzlich froh war, konnte sich nicht enthalten, die Motive zu mißbilligen und sich so zu äußern: „Cola ist ein sehr beredter Mann, in seiner Kunst erfahren, gewandt im Ueberzeugen, der streng zu befehlen weiß und witzig zu schmeicheln; er liest alle Dichter, aber deswegen darf er ebensowenig ein Dichter genannt werden, als etwa ein Schneider, aus dem Grunde, weil er das von einem Schneider verfertigte Gewand trägt". Ja auch sich selbst wollte er in einer zuweit getriebenen Bescheidenheit den Namen eines Dichters entziehn, doch that er das freilich nur Gegnern gegenüber, deren auf diesen Namen gehäufte Beschimpfung er nicht mehr ertragen wollte [4]).

Unter den verschiedenen Dichtungsarten stellte Petrarka die Tragödie am höchsten; aber er versuchte sich selbst niemals in derselben und hat wohl überhaupt nur einmal, in seiner Jugend, ein dramatisches Werkchen geliefert [5]). Dagegen bemühte er sich, in den Formen, in denen Ovid und Vergil sich ausgezeichnet hatten, gleichfalls sich hervorzuthun: er schrieb poetische Briefe, ein bukolisches Gedicht, ein Epos. Diese Gedichte, die alle in hexametrischer Form abgefaßt sind, entstanden in den verschiedensten Lebensepochen und haben im Laufe der Zeiten sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Von der bewundernden Begeisterung eines Zeitgenossen, der in elf Tagen die zwölf Eklogen des bukolischen Gedichts auswendig lernte, bis zu dem in unsern Tagen landläufigen wegwerfenden Urtheil, daß die Gedichte ungenießbare Produkte seien, ist ein weiter Sprung; versuchen wir die richtige Anschauung zu gewinnen.

Die poetischen Briefe umfassen 77 in drei Bücher eingetheilte Gedichte, an die verschiedensten Personen gerichtet, von denen indeß die meisten schon aus den Briefsammlungen



in Prosa bekannt sind und nur wenige, z. B. Peter, der Sohn Dante's, hier zum ersten Male vorkommen. Die Briefe sind dem Marko Barbato aus Sulmona gewidmet, der dem Petrarka in Neapel 1341 bekannt wurde und bis zu seinem Tode (1363) befreundet geblieben ist. Er war Dichter und Humanist, einer der wenig Griechischkundigen in Italien und liebte den Petrarka so sehr, daß er keinen Sterblichen ihm gleichstellte, geschweige denn vorzog. Es war kurz vor seinem Tode, als er von Petrarka die Gedichte mit einem freundlichen Briefe zugeschickt erhielt. Er habe, so schrieb der Dichter, geschwankt, ob er die Briefe vernichten, verbergen oder übersenden sollte, habe sich aber für das Letztere entschieden, da die Briefe doch schon, nur in verderbter Gestalt, den Freunden bekannt geworden seien. Als er die Briefe zum Zwecke der Veröffentlichung nochmals durchgelesen, habe er sich in seine Jugend zurückversetzt gefühlt und wünsche auch dem Freunde beim Durchblättern der Gedichte ein ähnliches Wiedererwachen jugendlicher Gefühle.

Leider ist uns ein Urtheil dieses Freundes, das für uns von hohem Werth wäre, nicht erhalten geblieben; doch dürfen wir auch ohne ein solches sagen, daß der Dichter sich in seiner Hoffnung schwerlich getäuscht hat. Denn die Gedichte sind frisch empfunden, ohne Künstelei gearbeitet, vielmehr künstlerisch abgerundet, und enthalten verständige Gedanken und anmuthige Schilderungen, denen wir gerne lauschen.

Zunächst nahm Petrarka auch in diesem Werke Gelegenheit, die Dichtkunst zu rühmen, deren Jünger er war, sie zu preisen und ihre Gegner, die entweder Schwelgerei und Anhäufen von Reichthümern höher hielten als die edle Kunst, oder ängstliches Sylbenmessen als einzige Aufgabe des Dichters betrachteten, mit strengem oder höhnendem Worte zurückzuweisen. Durch solche Gegner sei die Dichtkunst in Verfall

gerathen, habe sich in dem Volke eine Fülle von Haß und Zorn gegen die Dichter gebildet, welche ein aufstrebendes Talent häufig niederzudrücken im Stande sei. Um so eifriger müßten daher von den wenigen anerkannten Dichtern, zu denen auch er sich zählt, die Pforten des heiligen Tempels der Dichtkunst allen Uneingeweihten verschlossen bleiben. Demgemäß mahnt er in drei Gedichten den Cardinal d'Albi, der ihm vielfache dichterische Proben zur Beurtheilung übersandt hatte, sich von dem ihm fremden Gebiete zurückzuhalten und führt ihm zu Gemüthe, daß selbst Augustus, der Beherrscher eines großen Reiches und Triumphator über manche Völker, sich beim Versemachen den Gesetzen der Poesie hätte unterwerfen müssen und daß Vergil, wenn er so fruchtbar gewesen wäre, wie der Angeredete, gewiß nicht sein Werk in der ausgearbeiteten Form hinterlassen hätte, in der es nun vorliege.

Außer der Poesie rühmt er besonders die Musik, an der er sich sehr erfreut zu haben scheint und ermuntert ihre Jünger, besonders einen jungen Franzosen, dessen Namen er nicht nennt, derselben treu zu bleiben und, dem Orpheus gleich, sie zur hohen Vollendung zu bringen.

Außerdem gedenkt er besonders der Wissenschaften, die seine Lieblingsbeschäftigung waren und der Werke, deren Abfassung er als seine Lebensaufgabe betrachtete: Der römischen Geschichte, der lateinischen und italienischen Gedichte. Und auch sonst verweilt er gern bei seiner Person; er erzählt Ereignisse aus seinem Leben, z. B. die Dichterkrönung, gedenkt vorübergehender Krankheiten, schildert seine Reisen und beschreibt mit Vorliebe sein Landgut Vaucluse, lobt die Einsamkeit, das selige Behagen des ruhigen, von öffentlichen Geschäften befreiten Lebens. Er ergeht sich in schmerzvollen Betrachtungen über die schrecklichen Verwüstungen, welche die



Pest des Jahres 1348 auch in seinem Freundeskreise angerichtet hatte und über sein eigenes, durch diese Ereignisse beschwertes Gemüth, das, zwar frei von knechtischer Todesfurcht, doch von inniger Trauer darüber erfüllt sei, daß nicht Alles für das Heil der Seele gethan sei, was hätte geschehen sollen.

Doch die Briefe sollen nicht blos Geständnisse sein, sondern sich auch mit denen beschäftigen, an welche sie gerichtet sind. Daher beglückwünscht er den Einen, Nikolo Accajuoli zu seiner Erhebung zum sicilischen Großseneschall, den Andern, Bernabo Viskonti zur Geburt eines Sohnes, trauert mit dem Cardinal Johann Colonna über die Ermordung seiner Verwandten und beklagt den Tod vertrauter Freunde, des Dionysius von Burgos, des Königs Robert von Neapel.

Wie er aber in seinem Leben trotz der innigsten Zuneigung zu Einzelnen, nie das Ganze aus dem Auge verlor, so gedachte er auch in seinen poetischen Briefen des Zusammenhangs mit der Gemeinschaft, der er angehörte, mit seinem Vaterlande. Er rühmte in ihnen, wie wir noch ausführlicher sehen werden, Italien, beklagte dessen Verwüstung, gab seiner Sehnsucht nach Rom Ausdruck und suchte die Päpste zu veranlassen, dahin zurückzukehren.

Endlich richtet sich der Blick unseres Dichters von dem einzelnen Lande auf die ganze Welt: er läßt vor seinem Auge alle Länder vorüberziehen und sein Auge verdüstert sich, da es den traurigen Zustand der meisten Gegenden schaut; er wird mit Grauen erfüllt über die verderbte Zeit und spricht den vergeblichen Wunsch aus, der Gegenwart entrückt und als Genosse einer früheren oder späteren Epoche geboren zu sein[5]).

Das bukolische Gedicht, das zweite größere poetische Werk Petrarka's, kann sich an Werth mit den Briefen nicht

messen. Zwar ist die Form desselben gewandt und der Inhalt mannigfaltig und anregend, aber die seltsame Art der Darstellung, die darin besteht, daß in jeder der zwölf Eklogen, in welche das Gedicht getheilt ist, zwei Hirten auftreten, die sich über verschiedene, das Hirtengewand sehr wenig angemessene Gegenstände unterreden; die allegorische, schwer verständliche Bezeichnung der besprochenen Gegenstände und Personen, macht die Lektüre schwierig und trübt den Genuß.

Die Dinge, welche in diesem Gedichte behandelt werden, sind dieselben, welche, wie wir wissen, Petrarka's Interesse immer von Neuem beanspruchten: die Freundschaft, Vertheidigung seines Berufes, moralisch-philosophische Betrachtung und der Patriotismus. Auch in den Eklogen wird nämlich das Gedächtniß der Freunde, z. B. Roberts von Neapel gefeiert, die innige Verbindung mit der Familie Colonna zum Ausdruck gebracht; die Poesie über alle anderen Künste und Wissenschaften, über alle niedrigeren Beschäftigungen erhoben; das Streben nach Tugend und Vervollkommnung als hohe Aufgabe des Menschen dargestellt; Italien endlich, das geliebte Vaterland, gerühmt und gepriesen und im Gegensatz dazu Avignon als Sitz der Lüge, Tyrannei, Gottlosigkeit und Betrügerei geschmäht, einzelne Ereignisse, welche die Bewohner Italiens damals lebhaft erregten, mit besonderem Interesse behandelt. Als Fünftes kommt aber in diesen Gedichten etwas hinzu, das in den bisher besprochenen Schriften wenig berührt worden, in unserer Darstellung noch ausführlich zu behandeln ist: Petrarka's Liebe.

Die Eklogen, die alle dem männlichen Alter Petrarka's, meist den vierziger Jahren, angehören, waren schon den Zeitgenossen so schwer verständlich, daß sie einer Erklärung bedurften, welche Petrarka nur theilweise lieferte und den



Freunden brieflich mittheilte; sie sind bald nach des Dichters Tode von Benvenuto Rambaldi da Imola und Donato degli Albanzani commentirt, uns sind sie durch Rossetti's kritische und erklärende Ausgabe wieder nähergebracht worden [6]).

In den beiden bisher besprochenen Werken, sowie in den Briefen ist an vielen Stellen von dem poetischen Hauptwerke Petrarka's die Rede, von dem großen epischen Gedichte Africa.

Das echte Epos verlangt „eine Welt von Menschen, die in große Verhältnisse gestellt, wechselseitig diese aus sich und sich selbst aus ihnen entwickeln". „Der wahre Epiker schildert blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen, sein Zweck liegt schon in jedem Punkte seiner Bewegung. Darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Die Selbstständigkeit der Theile ist ein Hauptcharakter des Epos". Diese Anforderungen wurden von Petrarka nicht erfüllt: weder besaß er die für den Epiker nothwendigen Eigenschaften, noch eignete sich der begrenzte Stoff zur epischen Darstellung. Die Africa ist ähnlich wie das Gedicht des Silius Italikus, das aber dem Petrarka unbekannt war, eine Verherrlichung des älteren Scipio Afrikanus. Sie sollte eine Schilderung der Hauptbegebenheiten aus dem Ende des zweiten punischen Krieges sein, aber die Erzählung wird von unsäglich langen Reden unterbrochen, durch Einschiebungen aufgehalten, die über die früheren Thaten der behandelten Männer, über die Entstehung Roms und Karthago's berichten und über die persönlichen Schicksale des Dichters Mittheilungen machen.

Bei diesem Stoff und dieser Behandlungsart muß Petrarka's Werk daher ein verfehltes genannt werden. Darüber täuschte sich Petrarka lange Zeit, hielt das Werk für seine beste Leistung, die, wie er sicher hoffte, ihm ewigen



Ruhm verschaffen würde und erzählte oft, wann und wie er an derselben gearbeitet habe. Später aber gab er seinen Irrthum auf, mißbilligte sein Werk, verhinderte die Veröffentlichung desselben, zürnte einem Freunde, als dieser einige Verse desselben bekannt gemacht hatte und dachte ernstlich daran, die nie ganz vollendete Arbeit, die er ehedem so hoch gehalten hatte, zu zerstören.

Dieses verwerfende Urtheil wurde von den Freunden nicht getheilt. Boccaccio fragte in jenem schon erwähnten Klagebriefe über Petrarka's Tod die Hinterlassenen an, ob das himmlische Werk, die Africa, noch erhalten sei und erwähnte mißbilligend des Gerüchtes, daß die Entscheidung über die Veröffentlichung des Gedichtes der Entscheidung einiger Schiedsrichter überlassen sei, da doch nicht einmal Cicero, Horaz und Vergil, wenn sie wieder aufständen, ein solches Werk verdammen könnten; gab ferner seiner Besorgniß darüber, daß das Werk den Flammen preisgegeben werden könnte, in einem besonderen Gedichte lebhaften Ausdruck; und Coluccio Salutato, der schon den Petrarka zur Herausgabe des Werkes zu veranlassen gesucht hatte, opferte, nach dem Tode des Dichters, Nächte, um das Werk kennen zu lernen und es in würdiger Gestalt in die Oeffentlichkeit treten zu lassen.

Wir werden dem Dichter selbst gegen seine Lobredner Recht geben: das vielgepriesene Werk erhöht, trotz vieler Schönheiten im Einzelnen, Petrarka's Ruhm in unsern Augen nicht [7]).

Am Ende dieses Gedichtes erwähnte Petrarka eine Ehre, die ihm zu Theil werden solle, nämlich die höchste dichterische Auszeichnung: die Lorbeerkrone. Wir hörten oben (S. 11) Petrarka selbst berichten, daß er die Aufforderung erhielt,



die Krone in Rom zu empfangen, und daß er der Aufforderung nachkam; fügen wir nach Petrarka's sonstigen Berichten Weniges über die Krönung selbst hinzu. Sie fand am 8. April 1341 statt. Unter dem Zusammenströmen einer großen Volksmenge zog Petrarka, angethan mit dem ihm zu dieser Feier geschenkten Festkleide des Königs Robert von Neapel, aufs Capitol. Dort setzte ihm der Senator, Orso dell' Anguillara, nachdem der zu Krönende zum Zeichen seiner Würdigkeit eine Rede über einen Vers Vergils gehalten hatte, die Dichterkrone aufs Haupt, der alte Stefano Colonna ehrte den Gekrönten durch eine warme Lobrede. Nach der Feierlichkeit zog Petrarka mit der Schaar seiner Begleiter in die Peterskirche, wo er die Dichterkrone aufhängen ließ; an demselben Tage erhielt er ein Diplom, in welchem bekundet war, daß er als Dichter und Historiker gekrönt und zum römischen Bürger ernannt worden sei.

In diesem Augenblicke glaubte Petrarka auf dem Gipfel des Glückes zu stehen; bald stellte sich die Ernüchterung ein. Denn außer den jubelnden Stimmen, die an vielen Orten ihm erklangen, ließen sich bald spöttische und verachtende hören; der Dichter, der zuerst für die vielen Glückwünsche nicht Dankesworte genug hatte finden können, mußte sich wegen der Annahme der Lorbeerkrone vertheidigen; das Ehrenzeichen, das ihm nur Ruhm und Preis zu verschaffen schien, erwarb ihm Neid der Menschen und keine Befriedigung in seinem Innern. So lehnte er später in erkünstelter Bescheidenheit den Namen eines Dichterkönigs ab, sprach es aus, daß die Lorbeerkrone nicht den Dichter mache, und ermunterte seinen Freund Boccaccio, sich auch, ohne daß er dieses Abzeichen trage, als Dichter zu betrachten; aber doch wahrte er eifersüchtig die ihm verliehene Zier. Als er 1355 hörte, daß



sein Freund Zanobi da Strada vom Kaiser Karl IV. die Lorbeerkrone erhalten hatte, gerieth er in hellen Zorn, nicht bloß deswegen, weil er sah, daß „ein barbarischer König gewagt habe, einen Jüngling der ausonischen Muse zu schmücken", sondern weil er den Herrschersitz im Reiche des Geistes mit Keinem, auch nicht dem „Höchstverdienten gerne theilen mochte". So war auch ihm, um wiederum mit Goethe zu reden,

„der Lorbeerkranz
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks".

III.

Petrarka und Italien.

1. Florenz und Italien.

Schriftsteller, welche für die Menschheit wirken, gehören auch der ganzen Welt an. Sie lassen sich nicht bannen in die engen Grenzen, welche Geburtsland und Muttersprache den meisten Sterblichen anweisen, sondern dringen, wenn sie auch selbst niemals die Schritte aus ihrem heimathlichen Boden lenken, und die Laute andersredender Menschen nicht verstehen, meist zu ihren Lebzeiten, gewiß aber nach ihrem Tode rasch hinaus über alle Lande und in alle Zungen.

Zu solchem gemeinsamem Besitzthum konnten aber diejenigen am leichtesten werden, welche in der weltverbindenden, Allen vertrauten und von Allen als herrlichstes Gedankengefäß gepriesenen lateinischen Sprache dichteten und schrieben. Nach ihnen die, welche von Wissensdrang oder der, allen Strebenden innewohnenden, nach ihren Gründen nicht immer recht erklärbaren Lust, Neues zu sehn, getrieben, fremde Länder aufsuchten und in unmittelbarer Wirkung auf die Zeitgenossen ihre Ideen ausbreiteten.

Beides, der Gebrauch der lateinischen Sprache und der Besuch fremder Länder, war, wie wir wissen, in hervorragender Weise bei Petrarka der Fall. Das Wandern war ihm zur zweiten Natur geworden, so daß er in seiner Jugendzeit kaum ein paar Jahre an einem Orte ruhig verweilen konnte, ohne den Reisestab in die Hand zu nehmen; daß er auf zwei ver-

schiedenen Fahrten das nordwestliche und südöstliche Deutschland besuchte; daß er vielfach das Meer befuhr, wenn es ihm auch niemals ein gewohntes, seiner Natur angenehmes Element wurde, und bis an die Küsten Englands im Norden, Spaniens im Süden vordrang; daß er endlich so häufig und lange Zeit hindurch in Frankreich sich befand, daß er mit einem gewissen Rechtsanschein von diesem Lande als Bürger in Anspruch genommen werden darf. Andererseits war Petrarka des Gebrauchs der lateinischen Sprache durchaus gewohnt: sie ist es, in der er seine Briefe schrieb, in der er seine lateinischen Werke verfaßte, von denen er hoffte, daß sie ihn überdauern würden; sie, die von dem hellen Glanz des gefeierten Alterthums bestrahlte, galt allein für würdig genug, die Sprache des gelehrten Verkehrs, des schriftlichen Ausdrucks zu sein, während die Muttersprache, in den Hintergrund gedrängt, nur für fähig erachtet wurde, die Dinge des täglichen Lebens auszudrücken, und die in ihr geschriebenen Werke von ihren eignen Verfassern, Petrarka an der Spitze, als unbedeutend, als der Aufbewahrung nicht werth bezeichnet wurden.

Und doch! Trotz dieses scheinbaren Abwendens von Vaterland und Muttersprache war Petrarka durchaus ein Sohn Italiens und seine weltbürgerliche Anschauung darf nicht als Haß gegen die Heimath, sondern muß als Folge der Erinnerung an die weltbeherrschende römische Sprache, an das die ganze Erde umschlingende römische Reich aufgefaßt werden.

Er war ein Sohn Italiens, aber nicht der Bürger einer einzelnen Stadt. Das war eine natürliche Folge der Verhältnisse, in denen er geboren und erzogen wurde. Nicht lange nämlich, bevor er zur Welt kam, war sein Vater, Petrakko, der in Florenz das Amt eines Sekretärs delle riformagioni bekleidet, und zu der Partei der Weißen

gehört hatte, von der gegnerischen, damals zur Herrschaft gelangten Partei der Schwarzen, vertrieben worden. Franz wurde zu Arezzo geboren und betrat, trotzdem seine Mutter, bald nach der Geburt des Kindes, die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten hatte, das Gebiet der Stadt, welche als] die eigentliche Heimath seines Geschlechtes galt, weder in seinem Knaben- noch in seinem Jünglingsalter.

Erst den gereiften Mann brachte ein Unglücksfall in eine Beziehung zu der Vaterstadt. Im Jahre 1349 nämlich erhielt Petrarka, der damals in Parma angesiedelt, aber zufällig abwesend war, den Besuch zweier Freunde, des Mainard Accursio aus Florenz und des Luka Christiano, späteren Propstes in Piacenza, welche, nachdem sie die Abwesenheit des Gastfreundes sehr bedauert und sich kurze Zeit in dem verlassenen Hause aufgehalten hatten, weiterreisten. Petrarka, der bald nach ihrem Weggange zurückkehrte, schickte ihnen sofort einen Boten nach, erhielt aber, statt des gehofften Besuchs der Enteilten, durch den ausgesandten Diener die traurige Nachricht, daß die beiden Freunde in den Apenninen von einer Räuberschaar angegriffen, Mainard getödtet worden, Luka glücklich entflohen sei. Von dieser Trauernachricht erschreckt wandte sich Petrarka an „Prioren, Hauptmann und Volk“ seiner Vaterstadt und forderte sie mit beredten Worten auf, ihren in so schändlicher Weise innerhalb der Grenzen ihres eigenen Gebietes am hellen Tage getödteten Mitbürger an den Mördern zu rächen. Wenn er aber auch bewirkte, daß die schon durch die Unthat aufgeschreckten und zur Vergeltung bereiten Florentiner, durch seine Mahnworte noch mehr angefeuert, Mannschaften gegen die Ubaldini aufboten, von denen die That verübt worden war, so konnte er über eine Bestrafung der

Mörder nicht triumphiren, denn die Florentiner mußten bald unverrichteter Sache wieder heimkehren [1]).

So geringen Erfolg diese flüchtige Beziehung nun auch gehabt hatte, so mochte sie doch in den Florentinern den Gedanken erwecken, sich dem großen Manne, der ihnen angehörte, aber solange fern von ihnen geweilt hatte, wieder zu nähern. Dazu kam noch Anderes. Petrarka berührte nämlich im J. 1350, dem großen Strome der Gläubigen nachziehend, welche nach Rom wallten, um während des Jubiläums an den heiligen Stätten zu beten und des dafür bestimmten Ablasses theilhaftig zu werden, auf seiner Reise auch Florenz, blieb einige Tage daselbst im Hause des ihm schon von früher bekannten Boccaccio und schloß dort Freundschaft mit drei angesehenen Florentinern, die später gleichfalls weit über die Grenzen ihrer Stadt hinaus Ehre und Ruhm genossen: Zanobi da Strada, Franzesko Nelli, Jakopo de Castiglionchio. Auch auf seiner Rückreise kam er durch Florenz, wohl der neugewonnenen Freunde sich freuend, aber ohne Beziehung zu den Leitern der Stadt.

Ein solches Verhältniß mußte nun diese empfindlich berühren. Sie hatten früher ihren größten Mitbürger, Dante, vertrieben, in der Verbannung sterben sehen und mußten sich an der Heilighaltung seines Andenkens genügen lassen; nun waren sie im Begriff, ihren zweiten großen Sohn, Petrarka, sich in ähnlicher Weise zu entfremden. Denn noch waren sie ihm gegenüber im Unrecht. Sie hatten nämlich, als sie den Vater vertrieben, das Vermögen confiscirt, dasselbe aber dem Sohne, obwohl das Vergehen als längst gesühnt gelten konnte, noch nicht zurückerstattet und dadurch in ihm die Erinnerung an eine materielle Kränkung, aber auch das Gefühl einer schweren Unbill zurückgelassen. Jetzt (1351) entschlossen sie sich, wohl durch des Dichters Freunde veranlaßt, einen be-

sonderen Gesandten, Boccaccio, an ihn abzuschicken und demselben mündliche Aufträge und einen Brief an Petrarka mitzugeben.

In diesem riefen sie den „berühmtesten Mann, dessen Gleichen noch nicht in der Welt gewesen“, zurück, ihn, den Dichter, der den großen Helden an die Seite zu setzen sei, weil er durch sein Loben und Preisen die Thaten Jener erst bekannt mache, und gaben ihm sein väterliches Eigenthum zurück. Sie würden, so schrieben sie, zu diesem Schritte besonders dadurch gedrängt, daß sie eine den Wissenschaften geweihte würdige Stätte gründen wollten und ihn zum Vorsteher und geistigen Leiter derselben wünschten; er möge der Bitte nachgeben, weil ja auch für ihn die Zeit gekommen sei, an einem bestimmten Platze festen Fuß zu fassen, und dafür kein Ort geeigneter sei, als die Heimath, die nach ihm verlange.

Petrarka antwortete vermittelst desselben Abgesandten, dem er noch besonders auftrug, den Florentinern seine Dankbarkeit zu bezeugen, in einem höflichen Schreiben: Schon das Alterthum kenne viele Beispiele der Verbannung und Zurückberufung, jene, Zeichen einer ungerechten, diese, Zeugnisse einer gerechten Gesinnung; daß aber ein Staat dem Sohne eines gebannten Vaters die Güter zurückerstatte, sei noch selten vorgekommen und würde daher Florenz großen Ruhm bringen. Der Vaterstadt danke er für den ehrenvollen Beschluß, den man über ihn gefaßt, für die Vermehrung seines Besitzthums, die man ihm zugedacht, besonders aber für die Art und Weise, in welcher man sich seiner erinnert, und für die Ausdrücke, mit denen man ihn gepriesen habe. Die Stätte, auf der sein Vater geweilt hätte, ziehe ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und da er sie wieder erlangt habe, so glaube er alles zu besitzen, was ihm zu wünschen noch übrig geblieben sei [2]).

Bestimmte Zusicherungen über sein Kommen, insbesondere über die Zeit desselben, hatte Petrarka in diesem Briefe nicht gegeben, er hätte sie auch schwerlich halten können. Denn bald, nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, zog er, von Sehnsucht getrieben, die nun verödeten Plätze seiner Liebe zu sehn, nach Avignon, entschuldigte sich deswegen zwar bei Boccaccio, mißfiel aber dadurch seinen Mitbürgern so sehr, daß diese eilends den Beschluß wiederaufhoben, durch welchen sie Petrarka in den Besitz seiner Güter eingesetzt hatten. So kleinlich dachte man damals in Florenz, daß man einen solchen Akt der Gerechtigkeit nicht als ein freies Geschenk, sondern als Leistung für eine Gegenleistung ansah, und die Gabe zurückzog, sobald man glaubte, daß man keine Bezahlung dafür erhalten könnte. Ein unwürdiges Spiel mit dem Manne, auf den man stolz zu sein meinte! Darüber war Petrarka schwer gekränkt. Als ihn fast 15 Jahre nach diesem Ereigniß der Graf Robert von Battifolle fragte, warum er seine Vaterstadt meide, antwortete er ihm: „Fast ist es zu schmerzlich, eine Frage zu beantworten, die Du mir stellst und die Viele schon aufgeworfen haben mögen; aber ich will Deinem Gesuche willfahren. Nicht ich habe die Stadt, sondern sie hat mich verlassen, nachdem sie Miene gemacht hatte, sich mir wieder zu nähern. So hat sie, die einzige, mich verstoßen, während viele andere, selbst auswärtige, mich dringend einladen, aber die Befriedigung, welche diese mir gewähren, ist ein geringer Ersatz für den Schmerz, den jene mir bereitet."

Noch weniger zeigte sich Florenz seines Ruhmes werth, da es später (1365) sich an den Papst Urban V. wandte und diesen bat, ihrem Mitbürger ein Kanonikat in Florenz zu verleihen, damit er davon seinen Lebensunterhalt bestreiten und in ihrer Stadt seinen Wohnsitz aufschlagen könne[3]). Solch

kleinlicher Bitte mochte der Papst, der andre Absichten mit Petrarka hatte, nicht willfahren, Petrarka aber betrat seine Vaterstadt, nachdem er sie, wie erwähnt, zweimal auf der Durchreise flüchtig berührt hatte, nie wieder.

Ja, wenn er auch in seinem Dankschreiben gesagt hatte, daß Florenz seinen Namen trage, weil es ein Flor der Tugenden sei, daß er schon lange gewünscht hätte, sich als Freund, wenn auch nicht als Bewohner seiner Vaterstadt zu beweisen, er haßte die Stadt und ihre Bürger. Vielleicht deswegen, weil er das seinen Eltern widerfahrene Unrecht nimmer vergessen konnte; vielleicht auch, weil er das republikanische Regiment in der Stadt nicht liebte. Er sprach es selbst einmal aus, daß er lieber unter dem härtesten Joch eines Einzigen, als unter der Herrschaft eines tyrannischen Volkes lebe; er betrachtete die monarchische Regierungsform als nothwendig für ganz Italien und seine einzelnen Theile; er verachtete die leichtbewegliche, dem Neuen, nicht dem Guten schnell hingegebene Menge, freute sich seiner Nichtübereinstimmung mit ihr und suchte sich ihr zu entziehn. Und so haßte er seine Mitbürger, die auf Gewinn erpichten Handelsleute, die sich gleichwohl anmaßten, auch in ästhetischen Dingen ein Urtheil zu haben, und gab diesem Gefühl einmal lebendigen Ausdruck: „Sie sind äußerst verweichlicht in ihren Sitten, und übermäßig streng in ihren Urtheilen, geistig oberflächlich und herb, von Neid verzehrt, so daß sie jedes Lobeswort, das einer ihrer Geistesgrößen gespendet wird, als Kränkung der Übrigen auffassen und ihre Kriege von auswärtigen Feldherrn führen lassen, um nur nicht einem ihrer tüchtigen Kriegsmänner vor den andern den Vorrang geben zu müssen.“ [4])

Mochte diese Empfindung auch berechtigt sein, so barg sie doch eine große Gefahr in sich. Denn der Vaterlandslose

ist dem Fluchbeladenen gleich: er zieht umher, Wonne und Leiden kostend, aber die echte Freude nimmer genießend, weil er den mütterlichen Boden verachtet, von welchem der wahre Segen entquillt. Das Gefühl dieser Heimathlosigkeit lastete schwer auf Petrarka. Wohl nannte er Arezzo seinen Geburtsort, freute sich des herrlichen Empfangs, den man ihm dort 1350 bereitet hatte, rühmte es wegen seiner Dankbarkeit; aber als die Geistesstätte, aus der auch er entstammt war, betrachtete er es nicht.

So mußte ihm nothwendig das Abwenden von den Theilen immer größere Liebe zu dem Ganzen erwecken, zu seinem Mutterlande Italien. Und wahrlich! Wenn je einer in begeisterten Worten sein Vaterland gepriesen hat, dann ist es Petrarka. Mögen andere moderne Völker ihre sangeskräftigen Männer zusammenstellen und die Zeugen berufen, welche von früh an der Länder Preis und Ruhm verkündet haben, sie finden keine, welche in so zurückliegenden Zeiten und mit so lautem Wort das Lob ihres Landes gesungen haben, wie Petrarka.

Nur Italien war sein Herz geweiht. Diese Liebe aber war nicht die Folge beschränkter Unwissenheit, denn er hatte andere Länder und Städte gesehen, sondern die Folge wahrster Empfindung; er kannte die Fremde, aber gerade der Aufenthalt in ihr machte ihm sein Heimathland erst recht werth. Wenn er auswärts war und seine Zunge „ein künstlich Instrument ohne Saiten im Kasten gefesselt lag", da drangen die Heimathsklänge mit doppeltem Wohllaute an sein Ohr. Er zog einst von Vaucluse aus nach dem Karthäuserkloster Montrieux, um seinen Bruder zu besuchen, da vernahm er italienischen Gesang, und begrüßte näherkommend, mit enthusiastischer Freude eine Schaar Pilgerinnen, die aus Rom kamen und Nachrichten aus dem Orte brachten, den er

liebte. Aber nicht nur die Sprache war es, nicht die Trefflichkeit der Bewohner allein, die er, in steter Erinnerung an das Alterthum, zu preisen nicht müde ward, sondern auch die Schönheit des Landes, die ihn entzückte. Petrarka war der erste der Neueren, „für welchen Naturgenuß der erwünschteste Begleiter jeder geistigen Beschäftigung war“; er versäumte daher keine Gelegenheit, die Naturschönheiten Italiens zu schildern. Die stille Erhabenheit der Wälder, welche ihm die Lust zu poetischen Gestaltungen erneute, die großartige Fernsicht von den hohen Bergen, die ihn ermahnte, Einblick in sein Inneres zu halten, beschrieb er in lebendigster Weise; einem päpstlichen Legaten, der einen Auftrag in Italien auszuführen hatte, gab er eine glänzende Schilderung des ganzen herrlichen Landes; dem Papst Urban V, den er zu bestimmen suchte, den Sitz der päpstlichen Herrschaft wieder nach Rom zu verlegen, führte er unter den zu dieser Veränderung rathenden Gründen nicht an letzter Stelle die herrliche Natur Italiens an. Nur eins hatte er auszusetzen: die Nachäffung fremder Sitten, die in Italien schon damals überhandnahm. Über solches unwürdige Preisgeben der eignen Vergangenheit klagte er mit herbem Wort: „Glücklich die Blinden, die das nicht sehen; glücklich die Todten, die das nicht mehr erlebten.“ Aber solche Worte drückten nur vorübergehende Empfindungen des Alternden aus, der allen Tand hinter sich geworfen hatte und vermochten sein warmes Gefühl für das Vaterland nicht zu vernichten.

Wo hätte er daher lieber wohnen sollen? Hier allein fühlte er sich wohl; überall bekannte er sich stolz als Italiener, denn mit mehr Recht als Plato den Göttern dankte, daß er ein Grieche sei, dürften Italiens Söhne für ihren Ursprung der göttlichen Weisheit Dank sagen. Niemals konnte er lange fern von Italien bleiben, „ob mich nun die angeborene Liebe

zum Vaterlande stets wieder hinzog, oder die beständig in mir lebende und daher wohl wahre Ueberzeugung, daß Nichts unter der Sonne, weder an Schönheit des Landes, noch an Herrlichkeit der Menschen mit Italien verglichen werden könne". Diese Liebe konnte durch frühere Rücksichten und Verbindlichkeiten nicht zurückgedrängt oder vermindert werden; mochten immerhin alte Bande sich lösen, Familien, die ihn bisher freundschaftlich empfangen hatten, sich ihm entfremden, „theurer ist mir der Staat, theurer Rom, theurer Italien". Oft aber rief ihn die blindwaltende Göttin des Schicksals aus dem geliebten Lande zurück und erst, nachdem er die Stürme eines halben Jahrhunderts an sich hatte vorübergehen lassen, vermochte er ohne Unterbrechung seinen Aufenthalt in Italien zu nehmen. Als er aber diesen Lieblingswunsch seines Lebens zu sicherer Erfüllung gebracht sah (1353), da rief er seinem Lande über die Alpen einen lateinischen poetischen Bewillkommnungsgruß zu, den ich folgendermaßen wiederzugeben versuche:

Sei mir gegrüßt, Du theures Land, von den Göttern geliebtes,
Wo den Guten der Lohn, Frevler die Strafe erreicht.
Reicher bist Du als jegliches andre an trefflichen Männern,
Bietest uns schön're Gestalt, reichest uns süßere Frucht.
An zwei Seiten bespült Dich das Meer, hoch ragen die Berge,
Und durch das grünende Thal schlängelt sich lieblich der Fluß.
Herrlich erglänzet der Waffen Ruhm und der Werth der Gesetze,
Reichthum und irdischer Schatz und holder Musen Geschenk.
Denn mit verschwendrischer Pracht haben beid' ihren Liebling geschmücket
Kunst und Natur, und der Welt Dich als die Meist'rin verliehn. —
Nun komm'. auch ich zu Dir, das Herz von Sehnsucht geschwellet,
War ich auch lange entfernt, bleib' ich nun ewig Dir treu.
Du gibst den müden Gliedern ein weiches, friedliches Lager
Und dem ermatteten Leib schaffst Du ein sicheres Grab.

Heiliges Land, von bewaldetem Berg erschau ich Dich wieder,
Und mein trunkenes Aug' freut sich der üppigen Pracht.
Hinter mir bleiben die Wolken, die Sonne zerreißet den Nebel,
Klar ist die Luft und hell blicket der Himmel Dich an,
Ich erkenne das Land meiner Väter und grüße es freudig;
Heil Dir, väterlich Land! Kleinod der Welt, sei gegrüßt!

Solcher Gesinnung gegenüber vermochte er natürlich nicht leicht einen Widerspruch zu ertragen; heftig entbrannte daher sein Zorn, als er hörte, daß Philipp von Vitry eine Sendung des Cardinals von Boulogne nach Italien als eine Reise ins Exil bezeichnet hatte und entlud sich in starken Schmähungen gegen den also Redenden. Doch täuschte er sich nicht über die Zustände Italiens; er sah wohl die traurige Zerrissenheit und klägliche Verwüstung und suchte sie nicht zu beschönigen, sondern klagte darüber, eben weil er das Land liebte, und arbeitete daran, Völker und Fürsten aufzurufen, um die Mißstände zu heben und dem Lande seinen früheren Glanz wieder zu verschaffen. „Was soll aus mir werden, wenn Italien verunstaltet ist?" so klagt er einmal und gar vielfach bot sich die Gelegenheit zum Klagen und zu hochtönenden Aufrufen an seine Landsleute dar. Als im Jahre 1361 zahlreiche Banden aus England und Frankreich, die durch den zwischen diesen beiden Mächten geschlossenen Frieden unbeschäftigt geworden waren, sich in Italien ergossen, verheerende Krankheiten mit sich führten, gegen das Eigenthum der Menschen, die Heiligthümer der Götter nichtsachtend wütheten, da schrieb er einen schönen Brief über die Zustände des Vaterlandes. Er rief darin die Schatten des Brutus, Camillus, Scipio, Aemilius, Marius, Pompejus, Caesar und nach den Helden der Republik auch die großen Gestalten des Kaiserreichs auf: Augustus, Vespasian, Trajan und Theodosius; er hätte sie aus ihren Gräbern beschwören mögen,

daß sie heraufstiegen und mit der Heldenkraft, mit welcher sie bei ihren Lebzeiten Rom gegen innere und äußere Feinde beschützt und seine Waffen in die fernsten Länder getragen hätten, nun auch Italien von diesen räuberischen Schaaren befreiten. Da aber die Gräber ihre Todten behielten, so wendet er sich an Christus und bittet ihn, der die Zeiten der glorreichsten Heldenkämpfe der weltbeherrschenden Macht gesehen habe, um seine Führung, um göttlichen Beistand.

Schon früher hatte er Gelegenheit gehabt, in ähnlicher Weise seine Stimme zu erheben. Denn wie 1361 französische und englische, so hatten 17 Jahre vorher, 1344, deutsche Schaaren Italien zum Schauplatz ihrer Plünderungen erkoren, unter dem Namen der „großen Compagnie" unter ihrem Führer Werner weite Länderstrecken verheert, den deutschen Namen verhaßt gemacht und den italienischen Patrioten herzzerreißende Seufzer entlockt. Dieser Stimmung verdanken wir Petrarka's schönste Canzone: Italia mia.

Auch in ihr fleht er Gott an, daß dieser die Gnade, die er vordem seinem geliebten Lande erwiesen habe, aufs Neue spenden möge, dann wendet er sich an die Fürsten Italiens, tadelt sie scharf, daß sie das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit unter sich hätten schwinden lassen, daß Jeder für die Erhöhung seines Prunkes, für seine Machterweiterung sorge und zur Vermehrung seiner Gewalt fremde Truppen herbeirufe. Nun herrschen in Italien die barbarischen deutschen Völker, die, ehedem durch die Alpen von Italien getrennt, zuerst von Marius in gewaltigem Kampf überwunden, dann durch Caesar in ihrem eigenen Lande aufgesucht und dem Verderben, leider nicht der völligen Vernichtung, geweiht worden seien. Zu ihrer Vertreibung, zur Niedertretung jenes schmählich-treulosen Ludwig des Baiern sollten sich die Fürsten vereinen, sie, die, wenn sie ihrer

Fürstenpflicht eingedenk, der Vergänglichkeit ihres eignen Lebens, des ewigen Gedächtnisses ihrer Thaten sich erinnern, durch ihre Vereinigung Unüberwindlichkeit erlangen, das Glück an ihre Fahnen heften und dem Lande Ruhe und Frieden geben würden. Sind, so heißt es dann in dem begeisterten Aufruf weiter

Sind dieses nicht die Fluren meiner Jugend,
Nicht meiner Wiege Auen,
Die zart gehütet meiner Kindheit Morgen?
Ist dies das Vaterland nicht voll Vertrauen,
Voll Liebe nicht und Tugend
Die Erde, wo der Eltern Staub geborgen?.
Bei Gott, welch theure Sorgen,
Die oft ihr fühlen solltet im Gemüthe!
Dann hätt' euch wohl das arme Volk gejammert,
Das hoffend sich nur klammert,
Nächst Gott, an euch! — [5])

Auch dieser Mahnruf erscholl freilich vergebens. Der praktische Politiker hätte vielleicht Anerkennung der traurigen Zustände, Verzichtleistung auf schöne Hoffnungen angerathen, aber der dichterische Seher, der ideale Vaterlandsfreund hoffte auf die Zukunft. Und ihm folgend haben die Italiener ein halbes Jahrtausend hindurch diesen Gesang mit Recht für eine Perle ihrer Dichtung gehalten; und als in unsern Tagen der von den Klugen als wahnsinnig, selbst von den Schwärmern als ein schöner Traum betrachtete Gedanke einer Einheit Italiens sich erfüllte, da mag wohl von manchen Lippen getönt und in manchen Herzen nachgehallt haben der schöne Sang: Italia mia.

Petrarka war kein Politiker. Der ideale Flug eines hochstrebenden Geistes hält selten gleichen Schritt mit der nüchternen Gestaltung der Dinge, wie sie sich unter dem

Drucke äußerer Verhältnisse, oft bedingt durch die kleinlichen Begierden der Menschen,¦ vollzieht. Aber wenn auch seine Ideale sich nicht erfüllt, seine Träume sich nicht verwirklicht haben, so bleiben sie uns doch ehrwürdig und beachtenswerth. Denn an ihnen haben die Zeitgenossen sich erfrischt, die Späteren in der Oede der Zeitverhältnisse sich aufgerichtet und Kraft gewonnen zum Ausharren in trostlosen Lagen, und Hoffnung geschöpft auf Zeiten des Sieges und der Erfüllung.

---

2. Im Dienste der Fürsten.

In Petrarka herrscht eine Doppelnatur, wie in Jedem, der, von Leidenschaften erfüllt, den in seinem Innern gewaltig tobenden Kampf auskämpfen möchte und doch der Berührung mit der Welt sich nicht entziehen kann. In dieser Kreuzung verschiedenartiger Interessen erscheint er der Welt anders, als er ist, spricht er anders, je nachdem die innere Stimme, oder die äußeren Verhältnisse ihn zum Reden drängen. Petrarka hätte, seiner Neigung nach, am liebsten ein einsiedlerisches Leben geführt, aber die Liebe zum Vaterlande, die Verpflichtungen gegen hochgestellte Personen zwangen ihn dasselbe aufzugeben; er verachtete den Glanz der Welt, aber mußte doch bei den Gastmählern und Prunkausstellungen der Fürsten, die ihn liebten und hervorsuchten, erscheinen.

Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Petrarka mit allen damaligen hervorragenden Staatsmännern, mit den meisten Herrschern Italiens in naher Beziehung stand. Aber nur Italiens; denn ein bloßer Fürstendiener

war Petrarka nicht. So hoch er nämlich, wie wir noch erkennen werden, den Kaiser stellte, so suchte er sich doch seinem Dienste zu entziehen; die lockendsten Anerbietungen des Königs von Frankreich lehnte er ab und auch die einträglichsten und ehrenvollsten Stellen am päpstlichen Hofe verschmähte er. Aber den italienischen Fürsten widmete er sich ebensogern, wie er von ihnen herangezogen wurde. Eine solche Verbindung darf uns nicht auffallen: Fürstenmacht und Geistesgröße, die beide im 14. Jahrhundert einen neuen Aufschwung nehmen, erkennen ihren Werth und benutzen sich gegenseitig, um zu noch bedeutenderer Höhe aufzusteigen.

Außer der Studienzeit in Bologna und seinen letzten zwanzig Lebensjahren hat sich Petrarka zu wiederholten Malen in Italien aufgehalten und sowohl in dieser als in der späteren Zeit mancherlei geschäftliche Aufträge der Fürsten besorgt. Versuchen wir diese zu schildern und dadurch das Bild wenigstens einzelner Ereignisse zu gewinnen, welche damals Italien bewegten; und einige Persönlichkeiten kennen zu lernen, die in den seltsam verschlungenen italienischen Verhältnissen des 14. Jahrhunderts eine eigenthümlich bedeutende Stellung einnehmen.

Der erste Fürst, dem Petrarka nahetrat, war Azzo von Correggio, Herr von Parma. Für ihn hielt Petrarka in Avignon jene obenerwähnte erste und letzte Vertheidigungsrede, die er überhaupt gehalten hat. Aber mit diesem von gutem Erfolg begleiteten Dienste waren Beider Beziehungen noch nicht zu Ende. Vielmehr wurde Petrarka durch Azzo veranlaßt, seinen Wohnsitz in Parma zu nehmen, erhielt daselbst auch, wahrscheinlich durch Azzo's Vermittelung ein Kanonikat und blieb dem Fürsten so anhänglich und treu, daß er ihm, dem schon 1362 Gestorbenen, ein weit später

vollendetes Werk de remediis utriusque fortunae zueignete und in der Widmung den hochverehrten Gönner verherrlichte [1]).

Der Zeit nach erscheint König Robert von Neapel als der zweite, der Bedeutung nach in der Reihe der fürstlichen Gönner und Freunde Petrarka's sicher als der erste. Er ist leider nie so geschildert worden, daß er uns recht faßbar entgegentrete, denn zu seiner Zeit gab es nur in Florenz beachtenswerthe Geschichtsschreiber und als solche in Neapel aufzutreten begannen, dachten sie eher daran, hochgestellte Zeitgenossen zu schildern, die dafür erkenntlich waren, als Helden der Vorzeit, die nicht mehr nach Lobpreisung fragen konnten. Aber was wir von ihm wissen, lehrt uns die Worte des Zeitgenossen Matteo Villani begreifen: „Er stand unter den Fürsten der Christenheit unvergleichlich da an Verstand und Weisheit, Rechtlichkeit und Tugend, Reichthum und Herrlichkeit seiner Land- und Seemacht".

König Robert war im Jahre 1309 auf den Thron von Neapel gekommen, schwang sich zum Haupt der guelfischen Partei auf, und verstand es bald in diplomatischer Weise seine Stellung zu benutzen. Als Haupt der Guelfen schloß er nämlich, da Heinrich VII nach Italien gekommen war und hier die ihm entgegenstehende Partei zuerst durch Milde, dann durch Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen versuchte, mit den Städten Toskana's ein Vertheidigungsbündniß: als König Neapels, der in dem deutschen Könige einen Fortsetzer staufischer Ansprüche fürchtete, versuchte er mit diesem Familienverbindungen einzugehn, die freilich wegen der übertriebenen Bedingungen, welche er forderte, verworfen werden mußten. Noch während der Dauer der Verhandlungen über diese Verbindung war Johann, Roberts Bruder nach Rom geschickt worden, verwehrte, nach Abbruch derselben, dem Kaiser lange Zeit den Eintritt ins Capitol, behauptete

sich siegreich im blutigen Straßenkampf, und zwang den Kaiser, die Krönung im Lateran, nicht in der Petrikirche, vornehmen zu lassen. Mochte Heinrich nun auch durch dringende päpstliche Schreiben und in Folge seiner Ohnmacht veranlaßt worden sein, einstweilen Neapel nicht anzugreifen, so war doch sein ganzes Streben darauf gerichtet, diesen König zu strafen und Conradin's Blut an ihm zu rächen. Daher lud Heinrich König Robert wegen Hochverraths vor sein Tribunal, forderte ihn auf, binnen drei Monaten vor demselben zu erscheinen, entsetzte ihn, da er nicht kam, seiner Krone und verurtheilte ihn zum Tode durch Henkershand. Damit der Urtheilsspruch aber kein leeres Wort bleibe, sollte die That folgen: schon war, trotz der neuen verbietenden Bulle des Papstes, das Heer gesammelt, und der Marsch gegen Neapel angetreten, da starb der Kaiser plötzlich und sein Unternehmen zerrann.

Dadurch wurde nun Robert gebietender Herrscher, Herr fast des ganzen Italiens, Senator von Rom, bewirkte die Wahl des Jacob von Cahors zum Papst Johann XXII., erhielt von diesem die Ernennung zum Vikar Italiens und Generalcapitän des Kirchenstaats, und stieg zu immer höherem Ansehn empor, während das Kaiserthum durch die Streitigkeiten Ludwigs von Baiern mit Friedrich von Oesterreich erniedrigt wurde. Als aber Ludwig, in Deutschland zur alleinigen Herrschaft gelangt, auch in Italien Erfolge errang, verminderte sich Roberts Ansehn; seine Verbündeten, die sich Roms bemächtigen wollten, wurden zurückgeschlagen, seine Freunde mußten sich aus Oberitalien zurückziehn, um Neapels Grenzen zu decken und sein Reich wurde von der Unterwerfung, die ihm bei der gewaltigen Stellung Ludwigs sicher drohte, nur dadurch befreit, daß dessen Aufmerksamkeit sich allein auf den Streit mit dem Papst richtete. Durch solche

Beschäftigung seines Gegners vermochte Robert wieder sich zu erholen, sah dem Kriegszug Ludwigs ruhig entgegen, der, später wirklich unternommen, schmählich scheiterte, und durfte aufs Neue als trumphirender Sieger in Italien schalten.

Dieser mächtigen, das Ansehen eines italienischen Territorialherrn weit überragenden Stellung entsprachen allerdings weder Roberts Beziehungen zu Sicilien, noch die inneren Verhältnisse seines Landes. Mit Friedrich von Sicilien, der in den großen Fragen italienischer Politik stets der entgegengesetzten Partei beitrat, stand Robert in fast ununterbrochenem Kampf. Zwar geboten oft erneute Waffenstillstände den Waffen Einhalt, aber ohne daß über den Gegenstand des Streites: Sicilien eine Entscheidung getroffen und damit die Ursache des beständigen Ringens beseitigt wurde, und als daher auf Friedrich sein Sohn Pietro folgte, wurde mit gesammelten Kräften der furchtbare Kampf neu begonnen, die schöne Insel verwüstet; die Städte Messina und Palermo bald ein Raub der Neapolitaner, bald wieder nach blutigem Ringen ein Besitz der rechtmäßigen Herren und der unglückselige, entscheidungslose Zustand auf eine Reihe von Jahren bestätigt. Auch die inneren Verhältnisse boten kein sehr erfreuliches Bild: das Uebergewicht des Adels zerrüttete das Gerichtswesen, störte die Sicherheit des Landes und erzeugte am Hofe ein lockeres Leben, das nur ein schlimmes Vorbild für das Land sein konnte.

Ziemlich frühzeitig mußten sich Beziehungen zwischen Petrarka und Robert anknüpfen, denn er war Besitzer Avignon's, manchmal hier anwesend, hörte in den Kreisen, in welchen er verkehrte, von dem schnell berühmt gewordenen Sänger, und scheint ihn mit Gnadenbeweisen geehrt zu haben, bevor er ihn persönlich kannte. Solche Theilnahme vergalt der Dichter mit der wärmsten Anhänglichkeit; keinem andern

Fürsten bewahrte er solch innige, den Tod lang überdauernde Freundschaft und Verehrung. „Wer ist berühmter", schrieb er einem Freunde, „als Robert? Nicht in Herrschaft und Krone besteht sein Ruhm, sondern in Geist und Charakter. Denn König darf er wahrhaft genannt werden, weil er nicht nur seine Unterthanen, sondern sich selbst beherrscht, weil er seine Kraft gegen seine Leidenschaften gebraucht, die, ungezügelt, ihn verderben würden; weil er den schönsten Sieg errungen hat, den über sich selbst, und die glorreichste Freiheit besitzt, das Freisein von Begierden". Er, der Beschützer der Wissenschaften, der Poet auf dem Königsthron, der sich durch seine Tugenden, Andern durch seine Verse Unsterblichkeit verlieh, er, der König der Könige, der größte Herrscher seines Jahrhunderts, wird allen Königen als das glänzendste Muster, als nachahmenswerthes Beispiel von Petrarka hingestellt und als einziges gekröntes Haupt unter den Zeitgenossen für würdig gehalten, in Petrarka's Triumph des Ruhmes neben den Helden des Alterthums zu erscheinen.

Siciliens König, jener edle, kluge,
Mit argusgleichem Blick die Wahrheit schauend.

Als Robert todt war, wurde ihm von Petrarka eine rührende Todtenklage und eine poetische Grabschrift gewidmet, dann aber der Schatten des Verstorbenen beglückwünscht, daß es ihm erspart sei, die Trauer der folgenden Zeiten mitanzusehen, und seine glänzende Erscheinung bei jeder Gelegenheit den düsteren Bildern der späteren Periode gegenübergestellt.

Nur einmal genoß Petrarka das Vergnügen, den verehrten König an dessen Hofe zu begrüßen. Es war im Jahre 1341, als Petrarka, der Aufforderung, den poetischen Lorbeer zu empfangen, nachgebend, sich nach Rom begab. Er nahm

seinen Weg über Neapel, nicht nur, um bei dem König zu verweilen, den er verehrte, sondern auch um sich von ihm, als dem urtheilsfähigsten Richter, ein Würdigkeitszeugniß ausstellen zu lassen, dessen er, in wirklicher oder eingebildeter Bescheidenheit, zu bedürfen glaubte. Es ist ein wohlthuender Anblick, zu sehen, wie hier der Dichter mit dem König geht, wie der noch nicht Gekrönte dem Kronenträger sich unterwirft, gleichwie ein Knappe sich vor dem Kampferprobten beugt, um von ihm den Ritterschlag zu erhalten. Drei Tage lang dauerte die Prüfung, welche der König mit dem Dichter anstellte, eine Prüfung, welche sich über alle Gebiete des damaligen Wissens erstreckte; länger währten die Unterhaltungen, in denen der lernbegierige Fürst sein reges Interesse, der noch jugendliche Gelehrte sein Lehrtalent und sein begeistertes Erfülltsein von den Gegenständen seiner Beschäftigung bewies; endlich erklärte der König ihn der höchsten Dichterauszeichnung werth, bekannte dies mit einem offenen Schreiben, das er ihm mitgab, wünschte nur, daß der Dichter in Neapel, wo man das Grab Vergils zu sehen meinte, den Lorbeer nähme und verlangte die Widmung des großen Gedichtes Africa, das, zwar noch unbekannt, doch von den Zeitgenossen als schönste Blüthe des Dichtergeistes betrachtet wurde.



Petrarka hatte köstliche Stunden mit dem König verlebt, deren Gedächtniß weiter in ihm haftete. Er ergötzte sich an den Resten einer glänzenden Vergangenheit und an den immerfrischen Blüthen der herrlichen Natur und schilderte den Genuß in anziehendster Weise; er erneuerte hier Bekanntschaften und gewann Freunde, deren Liebe ihn durchs Leben begleitete: Joh. Barili, der ihn im Auftrage des Königs nach Rom hatte führen sollen, aber, von Räubern angefallen, Rom nicht hatte erreichen können, und Markus Barbatus aus Sulmo, der, von gleichem Streben, wie Petrarka erfüllt,

zu dem kleinen Kreise der Vertrautesten gehörte, welche der Dichter durch Widmungen seiner Werke unsterblich gemacht hat. Dann reiste er ab, zu größeren Ehren, zu dem höchsten Triumphe.

Später, als sein Gönner und Freund gestorben war, nachdem er vor seinem Hinscheiden, wie Villani sagt, den einzigen Irrthum seines Lebens begangen hatte, nämlich den, die Zügel der Regierung den schwachen Händen seiner Enkelin Johanna anzuvertrauen, kam Petrarka zum zweiten Male nach Neapel, nicht als lorbeerbegieriger Dichter, sondern als nüchterner Staatsmann und Geschäftsträger. Im Auftrag des Cardinals Colonna sollte er nämlich einige Gefangene zu befreien suchen; im Auftrage des Papstes die von diesem beanspruchte Oberlehensherrlichkeit über Neapel wahren, welche durch Roberts letzte Lebensthat, die Ernennung eines Regentschaftsraths, gefährdet schien. Mit Besorgung beider Angelegenheiten brachte Petrarka eine geraume Zeit zu, aber die ungewohnte Beschäftigung und der veränderte Zustand des Hofes ließen ihn, trotz der mannigfachen Zerstreuungen, die sich ihm boten, mit Trauer an die glückliche Zeit denken, die er einst hier verlebt hatte[2]).

Gegenüber Roberts Heldengestalt erbleichen die meisten der kleineren Fürsten, mit denen Petrarka zeitweilig in Berührung trat. Sie alle aufzuzählen, wäre unnöthige Mühe; es genügt kurz an ihnen vorüberzugehen, wie Petrarka flüchtig bei ihnen weilte. Als er im Jahre 1348 durch den Tod der Geliebten, durch den Verlust mancher Freunde, durch die schweren Schicksalsschläge, Pest und Erdbeben, von denen Italien getroffen war, bedrückt und erschüttert zu seinem einzigen Heilmittel, dem Reisen, griff, da besuchte er den Markgrafen von Este in Ferrara, den Fürsten Manfred Pius in Carpi, den Jakob von Carrara in Padua und empfing

hier, wie überall, wo er sich zeigte, die herzlichste, verehrungsvollste Begrüßung. Aber es waren, wenn man die Beziehung zu dem letzteren ausnimmt, keine Lebensverbindungen, die hier geknüpft wurden, und die Angelegenheit, um die es sich bei diesen Besuchen handelte, waren Höflichkeitsbeweise und -erwiderungen, kein Gegenstand weitragender Bedeutung [3]).



Dagegen wurde Petrarka in den Kreis wichtiger, Italien aufregender und spaltender Verhältnisse gezogen, als er an den Streitigkeiten zwischen Genua und Venedig rathend und mahnend theilnahm. Diese beiden Schwesterrepubliken, deren jede groß und unbezwinglich hätte werden können, wenn sie sich zu beschränken gewußt und die eine mit der Herrschaft auf dem tyrrhenischen Meer nach den Ländern des Westens, die andere mit der gebietenden Stellung auf dem adriatischen Meer und in der Levante sich begnügt hätten, geriethen durch unbedachten Neid in den heftigsten Zwist, der ihre Blüthe zu vernichten, ja ihre Existenz zu untergraben drohte. Nachdem schon im 13. Jahrhundert in Folge der von den Genuesen eingegangenen Verbindung mit den Paläologen und der dadurch für sie gewonnenen hohen Stellung im Orient blutige Kämpfe zwischen beiden Mächten stattgefunden hatten, erneuerten sich dieselben nach manchen vergeblichen Friedensversuchen und nachdem Genua durch Dämpfung innerer Unruhen und durch neue Erfolge im Orient sich noch höher emporgeschwungen hatte, mit um so größerer Heftigkeit, da nun auch die Venetianer in ihrem jugendkräftigen Dogen Andreas Dandolo einen kampfbereiten Führer erlangt hatten. Den Anlaß zum Kampfe gab der Anspruch der Genuesen, mit den Tartaren auf dem schwarzen Meere allein Handel zu treiben; schnell hatten beide die Rüstung vollendet, die Venetianer siegten in einem Seetreffen in der Nähe von Negroponte (1350), die Genuesen entrissen ihnen durch einen

Handstreich die Früchte des Sieges, jene suchten sich für den Verlust durch Ueberrumpelung Pera's schadlos zu halten, diese aber wußten glücklich die drohende Gefahr abzuwenden. Von Waffen starrend, von Kampfesmuth erfüllt und tödtlichen Hasses voll, standen sich beide Städte gegenüber.

In diesem Augenblicke, in welchem italienische Patrioten bange der grausen Entscheidung entgegensahen, welche über einen großen Theil des Vaterlandes schreckliches Verderben bringen mußte, erinnerte sich Petrarka seines freundschaftlichen Verhältnisses zu dem venetianischen Dogen und schrieb an ihn (18. März 1351): Ihr erhebt Euch zum Kampfe, die beiden mächtigsten Städte, die Leuchten Italiens, von der Natur weise so vertheilt, daß die eine nach rechts, die andere nach links schaute, nun aber, statt daß jede ihren Theil entzünde, die Flammen gegen einander kehrend, bereit, unserem Vaterlande den einzigen noch übriggebliebenen Trost, den nämlich, daß die Feinde sich nicht unseres Unglücks rühmen konnten, zu entreißen. Kriegsruhm sei herrlich, aber er berge Verderben; auch der glorreichste Sieg, den man erhoffe, sei geringer zu achten, als der süße Friede, den man besitze. Am schlimmsten aber sei der Krieg zwischen Brüdern, denn er gewähre Keinem Ruhm, sondern erzeuge auch in dem Sieger Scham und den Keim des Untergangs. Daher möge der Doge der kriegrathenden Stimme seines Innern und seiner Genossen das Ohr verschließen, er möge den Frieden mit aller Kraft suchen, bedenken, welche Verantwortung er trage, und lieber dem von Urzeiten her grünenden Ruhmeskranz Venedigs ein neues Blatt zufügen, als durch das Ergreifen der Waffen Alles in Frage stellen. Aber nicht nur unweise wolle er handeln, sondern auch verbrecherisch; denn er verbinde sich zur Vernichtung Genua's mit dem König von Arragonien, rufe Barbarenhilfe an, um eine italienische Stadt zu Grunde zu richten.

Auf dieses Schreiben — „denn während Andere Schwerter und Pfeile schärfen, Dämme und Mauern befestigen, ist das Schreibrohr meine einzige Waffe“ — antwortete der Doge mit einem Lobe der glänzenden Beredsamkeit Petrarka's, aber mit dem Bekenntniß, daß der durch die Unthaten der Genuesen hervorgerufene Krieg von seiner Seite ein nothwendiger und gerechter sei, daß es daher für rühmlich gelten müsse, sie zu besiegen, schmachvoll aber, ja undenkbar wäre, sie unbestraft zu lassen, — über den Vorwurf, daß er sich durch das Bündniß mit dem Fremden an dem Vaterlande versündige, ging er stillschweigend hinweg.

Und der Krieg begann. Auf der einen Seite Venedig und der König von Arragonien, auf der andern Genua und der byzantinische Kaiser; so trafen sich die seegeübten Schaaren im Bosporus (13. Februar 1352), maßen die Kräfte in blutigem Kampf und trennten sich dann, beide mit klaffenden Wunden, die Genuesen zwar Sieger, aber so betäubt, daß sie sich nach noch einem solchen Siege verloren wähnten.

Petrarka hatte den Brief des Dogen nicht mehr in Italien erhalten; aber von Avignon aus, wo er die vergeblichen Anstrengungen des Papstes, den Frieden zwischen den erbitterten Gegnern zu vermitteln, betrachten konnte, hatte er die Entwickelung der Verhältnisse beobachtet und erließ nun ein mahnendes Schreiben an die Genuesen.

Ihr habt gesiegt und die ausdauernde Kraft tapferer Männer bewiesen, Ihr mögt Euch der entfalteten Tapferkeit und des glücklichen Erfolges freuen, nun aber laßt des grausamen Spieles genug sein. Ihr seid gewohnt zu schlagen und zu siegen, wisset daher Euch zu mäßigen; denn nur wer zum ersten Male den Lorbeer pflückt, kann sich in Freudenbezeigungen über den lobkündenden Zweig nicht genug thun. Darum haltet den Frieden und pfleget der Ruhe, nur in

solchem Zustand entfaltet sich die wahre Kraft, offenbart sich der echte Sieg: der Sieg über den eigenen Willen. Oder seid Ihr dazu zu schwach? Gähren die Leidenschaften so sehr in Euch, spalten Euch Parteiungen, daß Ihr, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, äußere Feinde sucht? Nun denn, wenn Krieg sein muß, es gibt Feinde genug: das byzantinische Reich, die Ungläubigen im heiligen Land; nur enthaltet Euch der Volksgenossen, schonet Italien; wenn aber auch gegen jene der Krieg vermieden werden kann, dann haltet inne, denn wechselvoll ist des Schicksals Lauf, und den Sieger von heute kann morgen die Schande schmählichen Unterliegens bedecken.

Doch der Krieg ging weiter. Petrarka betrauerte das Unglück Venedigs, aber er vermochte nicht zu schreiben; er verstand es meisterhaft, Trostbriefe abzufassen bei grausamen Schicksalsschlägen, aber nicht Beileid zu äußern über selbstverschuldete Unglücksfälle. Als er daher seinem Gönner Dandolo ein Schreiben zuschicken mußte, gedachte er darin nur persönlicher Angelegenheiten und erwähnte die politische Verwicklung mit keinem Worte.

Petrarka's Vorhersagung sollte sich schnell genug erfüllen. Die Venetianer verbanden sich noch mit dem König Ludwig von Ungarn und brachten ihren Widersachern eine schwere Niederlage an den Küsten Sardiniens bei (29. August 1353). Ueber dieses unerwartete und folgenschwere Ereigniß schrieb Petrarka, der sich in Mailand befand und dadurch an dem späteren Ausgang des ganzen Zwistes unmittelbar betheiligt werden sollte, einem Freunde, dem Erzbischof von Genua:

Nur durch die vielen ausländischen Verbündeten der Gegner seien die Genuesen besiegt worden, sie, die durch die vielen früher errungenen Siege übermüthig gemacht, nun daran erinnert würden, daß sie Menschen wären. Denn Alles in der Welt ändere sich: Erde, Himmel und Meer, am meisten

aber das Unbeständigste aller Dinge, das Glück. So habe auch die ruhmreichste Stadt, Rom, ihre Unglückstage gehabt, so müsse auch Genua den Schicksalswechsel erleiden, wenn er auch geglaubt und als seine Meinung ausgesprochen habe, daß hier das Glück beständig bleiben würde. Bei dieser Meinung indeß, die er jetzt aufgeben müsse, habe er eins vorausgesetzt: Einigkeit innerhalb der Stadt, festes Zusammenschließen nach Außen, dieß aber sei nicht vorhanden. Darum habe er auch seine Absicht, ein Ermahnungsschreiben an die Stadt Genua zu richten, in welchem er die Beispiele von Männern und Völkern, die bei Unglücksschlägen ausgeharrt hätten, zusammenstellen wollte, aufgegeben; schon beginne er mit den Uebrigen die Befürchtung zu theilen, daß, wie die großen Staaten des Alterthums, auch Genua seinem Untergang entgegengehe.

Dieser Befürchtung schienen die Thatsachen durchaus Recht zu geben, denn eine Gesandtschaft der Genuesen kam, so berichtet Petrarka demselben Freunde, nach Mailand, wurde von dem Herrn der Stadt, Johannes Viskonti, in feierlicher Weise, in Gegenwart Petrarka's, der den Ehrensitz neben dem Haupte der Gesandtschaft einnahm, empfangen, und übergab dem fremden Fürsten sich selbst und ihre Stadt als Eigenthum, um seiner Vermittelung in Zukunft ihr Schicksal zu verdanken. Auf dieses Anerbieten erwiderte der Fürst, nachdem Petrarka sich geweigert hatte, in seinem Namen zu antworten, er nehme die Stadt in Treue auf und hoffe unter Gottes Beistand Alles zum Guten zu lenken.

So begannen die Friedensunterhandlungen; aber sie zogen sich in die Länge, weil Venedig sich mit den benachbarten Staaten verbündete, um stark genug zu sein, die Annahme des Urtheilsspruches von dem verhaßten Mailänder zu verweigern. Um sie zu bewegen, schickte Visconti eine Gesandt-



schaft nach Venedig, an deren Spitze er Petrarka stellte; aber auch dadurch erlangte er nichts. Denn die Rede, welche Petrarka am 8. November 1353 vor dem versammelten Rathe in Venedig hielt, mag ein oratorisches Meisterstück gewesen sein (sie ist noch nicht gedruckt, sondern befindet sich nur handschriftlich in Wien), konnte aber nicht die überreden, welche, stolz gemacht durch ihre Siege, die Unterdrückung ihres Feindes, nicht friedliche Uebereinkunft mit ihm wollten.

Petrarka zog beschämt über seinen verfehlten Versuch nach Mailand zurück und suchte von hier aus durch einen Brief (28. Mai 1354) zu erreichen, was er durch eine Rede nicht hatte erlangen können. In diesem Briefe bezog er sich auf sein erstes Schreiben, beklagte, daß seine Rathschläge nichts gefruchtet hätten, weil der Sinn des Herzogs, durch Zorn verblendet, verständiger Rede nicht zugänglich sei. Er stellte nochmals dem Dogen die schlimmen Folgen des Krieges vor: schon halte sich Mord und Plünderung nicht mehr in den engen Grenzen, schon ergreife der Krieg ganz Ligurien und zwinge auch den Herrn von Mailand, den weisen Friedensstifter, zur Theilnahme. Was sei denn der Grund, daß der Krieg sich so sehr in die Länge ziehe? Zumeist jene frechen Soldbanden, welche desselben bedürfen, um zu leben. Darunter aber leide ganz Italien und das Glied, Venedig, könne nicht beim Hinsiechen des ganzen Körpers gedeihen. Nicht durch den Krieg sei Venedig groß geworden, sondern durch den Frieden; möge der Doge daher auch danach streben, sich den Namen eines „Friedensfürsten Italiens“ zu erwerben und Ruhm für alle Zeiten gewinnen.

Auch auf diesen Brief antwortete der Doge, zwar spät, weil er in der Schönheit des Ausdruckes Petrarka gleichen wollte, und Zeit gebrauchte, um dieselbe zu erreichen, aber deutlich genug, um den Rathgeber zu überzeugen, daß seine



Mühe verschwendet sei. Denn er vertheidigte nochmals die Gerechtigkeit seiner Sache, pries sich als einen Freiheitshelden, weil er Italien von dem unwürdigen Joche genuesischer Herrschaft befreien wollte, und ermahnte Petrarka, die Sache Venedigs, die Gott selbst zu begünstigen scheine, als gerecht zu erklären.

Bald nachdem er diesen Brief geschrieben, starb der Doge (8. Sept. 1354) und erst nach seinem Tode kam der Brief in Petrarka's Hände —; er erlebte glücklicherweise den Triumph der Genuesen nicht mehr, welche in der Nähe Venedigs einen so entscheidenden Sieg errangen, daß der Ruhm der ehedem so mächtigen Stadt für alle Zeiten geschwunden zu sein schien. Dem äußeren Falle folgte die innere Zerrüttung. Der neue Doge nämlich, Marino Falieri — über dessen Person und Ende Petrarka uns gleichfalls einen Bericht hinterlassen hat — gereizt durch eine ihm, wie er meinte, zugefügte Unbill, versuchte die alte Stadtverfassung umzustürzen und sich unumschränkte Herrschaft zu verschaffen, wurde aber, als das Unternehmen entdeckt ward, getödtet (18. Apr. 1355). Kurze Zeit darauf wohnte Petrarka, der das traurige Schicksal des Dogen wohl bedauerte, aber das Volk wegen seiner raschen That nicht verurtheilte, dem feierlichen Friedensschluß zu Mailand bei (1. Juni), in welchem Venedig durch eine große Geldsumme seine Kriegslust theuer genug bezahlen mußte.

Auch später noch unterhielt Petrarka seine Beziehungen zu beiden Städten; zu Genua, dessen Erzbischof Guido Settimo er unter seine ältesten und vertrautesten Freunde zählte und dessen neuen Dogen Galeotto Spinola er ermahnte, trotz seines hohen Alters das Ehrenamt zu übernehmen; zu Venedig, dessen Kanzler Benintendi Petrarka's Herz gewonnen hatte, ihn zu einer Grabschrift für den Dogen

Andreas Dandolo bestimmte und ihn vielleicht veranlaßte, später einen mehrjährigen Aufenthalt in Venedig zu nehmen[4]).

Als Mailands Gesandter war Petrarka 1353 nach Venedig gegangen, durch mailändische Interessen bestimmt war er von der venetianischen zur genuesischen Partei übergegangen, beides war daher gekommen, daß er als Hofmann bei den mailändischen Fürsten lebte.

Als Petrarka nämlich 1353 Frankreich mit dem Entschlusse verließ, nicht mehr dahin zurückzukehren, kam er, noch unschlüssig, welchen Wohnort er wählen sollte, nach Mailand, wo Johann Visconti, „der größte Mann Italiens, mich so freundlich und ehrenvoll zum Bleiben nöthigte, daß ich, trotz meiner Vorstellungen, ich könnte die Unruhe des Hofes nicht ertragen, doch nicht zu widerstehen vermochte und endlich seinem Verlangen nachgab, nachdem mir Muße und Einsamkeit gewährt worden war". Er rühmte seinen Gastfreund, meinte aber, daß der Aufenthalt bei ihm nicht lange dauern würde, und blieb doch, ungeachtet aller unterdeß eintretenden Veränderungen, acht Jahre an dem einmal gewählten Orte. Dagegen waren seine Freunde mit der Wahl seines Aufenthaltsortes nicht zufrieden, fürchteten, daß dadurch seine literarische Unabhängigkeit geschädigt und seine freie Zeit zur Ausführung unbedeutender Aufträge beansprucht werden würde und bestürmten ihn mit abmahnenden Briefen.

Unter diesen ist der Brief Boccaccios am interessantesten. Er wirft dem Freunde Wankelmuth, schimpfliches Verlassen des einmal betretenen und bisher als herrlich gepriesenen Weges vor: er, der begeisterte Lobredner eines einsamen, von den Menschen entfernten, nur der Tugend und der Arbeit an der eigenen Vervollkommnung gewidmeten Lebens, begebe sich an den lasterhaften, den Vergnügungen hingegebenen, entwürdigende Ausschweifungen als Lebenszweck betrachtenden

Hof; er, der Anerbietungen von Kaiser und Königen ausgeschlagen, um sich die Freiheit zu wahren, lasse sich von einem wenig mächtigen Fürsten fangen; er, der seiner Vaterstadt den Rücken gekehrt, die ehrwürdig bleibe, selbst wenn sie sich unrühmlich gezeigt habe, lasse sich bei ihrem Feinde nieder, der nur auf ihr Verderben sinne. Ein andrer Bekannter, Ganus de Colle schickte ihm ein italienisches Sonett, in welchem Malicia (die Bosheit) ihn aufforderte, den Pallast des Tyrannen zu verlassen und nach dem Orte der Freiheit sich zu begeben. Petrarka's Antwort auf das letztere ist uns erhalten. Darin weist er kurz die Befürchtungen ab, die man wegen seines neuen Aufenthaltsortes hege; er fühle sich durchaus wohl und würde übrigens, wenn es nöthig wäre, auch das ferne Indien als Heimat betrachten. Auch an Boccaccio hat er sicher geschrieben, so gut wie an einen Unbekannten und an Johann v. Arezzo, welche Briefe wir noch besitzen, ja, die Sache erschien ihm so wichtig, daß er noch einmal sechs Jahre später in einem Briefe an Boccaccio auf sie zurückkam, freilich auch hier mit wenig stichhaltigen Gründen kämpfend. Der Wille des Menschen sei schwankend und unbestimmt; der Zufall sei Alleinherrscher. Alle seine Freunde seien mit seinem Entschluß, in Mailand zu bleiben, unzufrieden, aber Keiner riethe, wohin er sich wenden sollte. Auch er selbst habe keinen Rath gewußt, und durch die Unsicherheit seines Gutes in Vaucluse, die traurigen Zustände an anderen Orten erschreckt, habe er den dringenden Bitten des Mailänder Fürsten nachgegeben und seinen Entschluß noch nicht bereut.

Solche Worte verhüllen die wirklichen Gründe mehr, als sie sie offenbaren, Gründe, die vielleicht in Petrarka's Eitelkeit zu suchen sind, welche durch die Schmeicheleien eines glänzenden Hofes befriedigt wurde, vielleicht in politischen Absichten, denn Johannes Viskonti war das Haupt der



ghibellinischen Partei. Viskonti war Erzbischof, zeigte aber im Leben nicht allzuviel geistliches Verhalten. Er hatte hohe politische Pläne und versuchte Manches zu ihrer Ausführung; die Idee, König von Italien zu werden, erschien seinem Ehrgeiz nicht unerreichbar. In der Beurtheilung seines Charakters schwanken die Zeitgenossen: die Einen erklären, daß er der Sinnenlust zu sehr ergeben war, die Anderen, daß er die Sinnlichkeit durch ziemlich strenge Herrschaft zügelte.

Jedenfalls wußte Viskonti, ebenso wie seine Nachfolger, von dem berühmten Gast direkten Nutzen zu ziehen oder den Glanz ihres Hofes durch Vorführen dieses herrlichen Genossen zu erhöhen. Zu Beidem fand sich gleich im ersten Jahr Gelegenheit. Als nämlich der Cardinal Albornoz, der in Kriegführung und diplomatischer Unterhandlung gleich gewandte Gesandte Innocenz' VI., von seinem Herrn nach Italien geschickt, um den kleinen Fürsten, welche während der Abwesenheit des Papstes Theile des Kirchenstaates usurpirt hatten, die Beute wieder abzujagen, nach Mailand kam, zog ihm Visconti, der durch seine Ankunft keineswegs erfreut war, aber durch äußere Freundlichkeit den inneren Groll verdecken wollte, mit einer glänzenden Schaar entgegen, darunter auch Petrarka.

Aber bereits bei diesem ersten Auftreten zeigte sich die Ungewandtheit des neuen Hofmanns. Wie die Uebrigen, war auch er nämlich zu Pferde, aber, des Reitens ungewohnt, von der Hitze ermüdet und durch die große Schaar der Begegnenden erschreckt, gerieth er, da sein Roß sich bäumte und dem Ufer des dabei gelegenen tiefen Grabens zueilte, in große Gefahr, und wäre verloren gewesen, wenn nicht seine Freunde durch Zuruf und thätige Hülfe ihn gerettet hätten. Wurde dieser Mißerfolg durch seine Ungeschicklichkeit verschuldet, so wurde durch seine Ungeübtheit in den Geschäften

das ungenügende Resultat seiner Gesandtschaft nach Venedig hervorgerufen, welche er, wie wir sahen, in demselben Jahre im Auftrage des Herzogs unternahm. Die fein verschlungenen Wege der damaligen Staatskunst waren dem Redner, Philosophen und Dichter nicht bekannt.

Einige Jahre später (1356) wurde er von dem Beherrscher Mailands zu einer zweiten Gesandtschaft gebraucht, die noch im anderen Zusammenhange zu betrachten ist. Bei ihr galt es, von Kaiser Carl IV, der nach kurzem Aufenthalte in Italien nach seiner böhmischen Heimath zurück geeilt war, zu erforschen, welche Pläne er in Betreff Italiens gefaßt habe und besonders die Befürchtung zu zerstreuen, welche durch das Gerücht der beabsichtigten Bildung eines norditalienischen Königreichs am Hofe von Mailand entstanden war. Unterdeß war Johann Viskonti gestorben und seine drei Neffen traten an seine Stelle; und auch sie, Jünglinge ihrem Alter nach und Neulinge in Petrarka's Freundeskreise, wußten, als sie den Antritt ihrer Herrschaft feierlich begehen wollten, keinen Anderen zu wählen als Petrarka, der vor versammeltem Volke durch eine Rede den Uebergang der Herrschaft auf sie mittheilen und die Bedeutung des Ereignisses darlegen sollte.

Zwar lebten die drei Brüder nicht lange einträchtig zusammen, ja sogar starb bald der eine derselben, Matteo, und die beiden Ueberlebenden wurden verdächtigt, den Tod des Bruders verschuldet zu haben, trotzdem blieb Petrarka dem einmal gewählten Aufenhaltsorte treu und wirkte weiter in Angelegenheiten, mit denen man ihn beauftragte. Die erste betraf Pavia. In dieser Stadt hatten die Visconti gegenüber den einheimischen Großen und dem vom Kaiser eingesetzten Vicar für sich die Herrschaft zu erlangen gesucht, waren aber von dem Mönch Jakob Bussolari, der durch seine



gewaltig zündende Rede wie später Savonarola zu Florenz eine völlige Umwandlung der Sitten, eine Umkehr im Lebenswandel des ganzen Volkes bewirkt und vermöge dieses Einflusses sich auch in der Leitung des Staates die erste Stellung, die oberste Gewalt zu verschaffen gewußt hatte, aus ihrem Besitze verdrängt und zum einstweiligen Aufgeben ihrer Ansprüche genöthigt worden. In ihrem Auftrage nun — denn sie waren nicht gewillt, für alle Zeiten den Plänen zu entsagen, deren Durchführung im Drange der Zeitverhältnisse unmöglich war — schrieb Petrarka einen Brief an den neuen Tyrannen von Pavia. Zwischen Mönchsgelübden und Herrschergelüsten, so führt er aus, bestehe ein starker Gegensatz, Augustin gebiete den Geistlichen die Sorge für ihr und ihrer Familie Seelenheil und folge darin dem Worte der Propheten, welche Friedensliebe und Friedensarbeit allen Bekennern der göttlichen Gewalt dringend ans Herz legen. Statt dieser Vorschrift zu folgen, fördere Jacob Uneinigkeit und Krieg, erwerbe sich, zwar nicht durch Waffen, aber durch das noch verderblichere Kriegsgeräth, die Zunge, Ansehen uud einen augenblicklich glänzenden, doch für die Zukunft sehr vergänglichen Ruhm. Denn er möge bedenken, daß Beredtsamkeit allein nicht ausreiche, um eine Macht dauernd zu erhalten, daß sie nur einmal einen Mann zur höchsten Stufe der Macht gebracht habe, Perikles, aber einen durch Geburt und Erziehung zum Staatsmanne berufenen, nicht einen Mönch. „Wenn Du aber", so schließt er, „nicht weise und entsagend genug bist, die Herrschbegier in Dir zu tödten, so regiere milde und gerecht, nicht aber grausam, sorge eher dafür, daß es Dir wohl ergehe, als Andern schlimm und hüte Dich, das Dir untergebene Volk durch Erregung von Haß und Neid ins äußerste Elend und Verderben zu treiben und den Namen des heiligen Augustin, den auch Du trägst und doppelt ehren

solltest, weil sich der Leib des Heiligen in denselben Mauern befindet wie Du, durch unsinniges Beginnen zu schänden".

Doch auch mit diesem Briefe erlangte Petrarka keinen großen Erfolg, denn Jakob setzte ungestört seine Demagogen-Thätigkeit fort, bis er von den beiden mächtig gewordenen Viskonti ergriffen, ins Gefängniß geworfen und dort bis an sein Lebensende verwahrt wurde.

Das folgende Jahr (1360) brachte Petrarka einen neuen ehrenvollen Auftrag. König Johann von Frankreich, dessen damalige traurige Lage die Visconti zu benutzen suchten, um eine Verschwägerung zwischen dem französischen Königshause und ihrem eigenen zu erlangen, eine Verschwägerung, die von den damaligen Historikern eine des französischen Hofes unwürdige, einem schnöden Verkauf ähnliche Handlung genannt wurde, war aus der Haft der Engländer entlassen worden, nach Paris zurückgehrt, sollte nun von seinen neuen Verwandten ehrenvoll begrüßt werden und Petrarka wurde ausgewählt, die Rede bei dieser Empfangsfeier zu halten. In Folge dieses Auftrages reiste er mit stattlicher Begleitung nach Frankreich ab. Da erblickte er mit Trauer das verwüstete und verödete Land, das er vor fast 13 Jahren in schöner Blüthe gesehen hatte, mit Entsetzen die schwer heimgesuchte, von vielen Einwohnern verlassene Hauptstadt, die er damals als glänzenden Sitz eines reichen Lebens bewundert hatte. Diesen Gefühlen gab er auch in seiner Rede Ausdruck, die, wenn sie auch uns als ein Beispiel frostiger Beredtsamkeit erscheint, bei den Hörern ihren Eindruck nicht verfehlte und in dem König das schon früher mächtige Verlangen, Petrarka an seinen Hof zu fesseln, noch mehr verstärkte; aber Petrarka widerstand den Bitten und reiste nach dreimonatlichem Aufenthalte nach Italien ab, das er nicht mehr verlassen sollte, nach dem ihm zur zweiten Heimath gewordenen

Mailand, das er freilich bald mit Venedig vertauschte. Indessen trotz dieses Wechsels des Aufenthalts blieb er in freundschaftlichem Verhältniß mit Galeazzo Viskonti, mit welchem ihn gleiche Neigung und Gesinnung verbanden, weilte oft bei ihm und ging, acht Jahre später (1368), in seinem Auftrage nach Bologna, um den Cardinal Anglico umzustimmen, der im Namen des Papstes einen Vernichtungskrieg gegen die Viskonti betrieb. Doch auch hierin war Petrarka nicht glücklich[5]).

Sprechen wir es aus: Petrarka war kein Staatsmann und kein Fürstendiener. Für das Erstere fehlte ihm die weise Ruhe, der scharfe, Verworrenes klar durchschauende Blick, die kluge, die augenblicklichen Schwierigkeiten erwägende Berechnung, der praktische Sinn, der sich mit dem Erreichbaren begnügt; für das Letztere fehlte ihm das Streben nach äußerem Glanze, die geistige und sittliche Unterwürfigkeit, welche stets bereit ist, fremden Willen mehr als den eigenen zu ehren. Denn mochte er auch Andern den Staatsdienst als einen zu besonderen Ehren und großem Glanze führenden rühmen[6]), so betrachtete er ihn für sich als ungeeignet, mochte er auch, durch Eitelkeit verblendet, einmal sich an den Hof eines Fürsten begeben und lange bei demselben aushalten, so wußte er doch und sprach es deutlich aus, daß das wahre Königthum sich selten finde, daß die Meisten nur Fürsten heißen, ohne es zu sein, nur im Befehlen und Befördern selbstsüchtiger Zwecke groß, in der Begünstigung des Guten und Schönen ihrer Aufgabe oft uneingedenk seien. Er war kein Staatsmann und kein Fürstendiener; aber wenn es galt, die großen Güter der Freiheit und der Vaterlandsliebe in ihrer Reinheit zu wahren, zu ihrer Anerkennung mitzuwirken, dann war er bereit.

---

3. Rom und Avignon.

Petrarka hatte im Dienste der Fürsten gestanden, an verschiedenen Orten innerhalb und außerhalb Italiens seine zeitweilige Heimath aufgeschlagen, aber nirgends sich festgesetzt, nirgends eine dauernde Stätte gefunden. Aber eine Heimath hatte er stets: das war Rom. Als zu den Zeiten, da die Geliebte lebte, das Herz ihn gewaltig nach dem Orte zog, wo sie weilte, ward sein Geist doch nicht müde, der Herrlichkeit Roms zu gedenken und sein Auge nicht matt, sehnsuchtsvoll nach dieser Stadt zu schauen; als er in Geschäften mancherlei Art den Fürsten diente und in umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten sich Trost für die verlorene Liebe zu erringen suchte, da ward er durch Roms hehre Gestalt oft zu begeistertem Wort und zu mächtigem Ausbruch seines vaterländischen Gefühls ermahnt; und Rom war es, das ihm noch in seinem Alter, da er in dem bescheidenen einsamen, nur von seinen Lieben belebten Landaufenthalte die äußere Ruhe genoß und das kostbare Gut der inneren Ruhe sich mühsam errungen hatte, als seine eigentliche Wohnstätte, als trautester Ort, als Hauptstadt der Welt erschien.

Rom aber war damals verlassen: von den Päpsten, die hier ein Jahrtausend gewirkt und von hier aus den Anspruch zu verwirklichen gesucht hatten, Herrscher der Welt zu sein; von den Kaisern, die ehedem der Stadt ihre hochragende Bedeutung verliehen, dann verscherzt hatten, und nun nach Rom nur kamen, um eine ziemlich werthlose Krone sich aufzusetzen; von dem republikanischen Bürgergeiste, welcher der Stadt jenen nie erbleichenden Glanz wahren Heldensinns, edelster Tugend verschafft hatte. Diese drei verlorenen Güter der geliebten Stadt wieder zu verschaffen, war Petrarka's Streben.



Wo aber hätte er dieses Streben besser verwirklichen können, als in Rom selbst? Wo besser erkennen, ob seine Ideale mit der Wirklichkeit übereinstimmten oder verschwinden müßten, sobald die nüchternen Thatsachen sich klärlich zeigten?

Und wirklich hat er auch wiederholt diesem Wunsche Ausdruck gegeben, mehrfach es ausgesprochen, seinen Aufenthalt da zu nehmen, wo seine geistige Heimath war. Gleichwohl wurde die Absicht nicht ausgeführt. Der Grund für diesen scheinbaren Widerspruch zwischen Reden und Handeln liegt aber nicht bloß an zufälligen äußern Umständen, welche der Biograph aufzuzeigen leicht im Stande wäre, sondern tiefer in der Seele des Dichters. Die jüdische Sage erzählt, daß einer der größten jüdischen Dichter des Mittelalters, Jehuda ha Levi trotz der behaglichsten Familienverhältnisse, trotz der ehrenvollsten amtlichen Stellungen, welche er in Spanien bekleidete, von einer unnennbaren Sehnsucht ergriffen wurde, diese seine zweite Heimath zu verlassen und den Ursitz seines Volkes, Jerusalem, aufzusuchen; denn erst hier glaubte er seine wahre Heimath, hier die Stätte zu finden, auf welcher das Genießen eines Augenblickes weihevoller sei, als das Dahinleben von Jahren an anderen Orten. Und er zog nach der heiligen Stadt. Aber als er sie betreten, stürmte ein Araber einher und überritt ihn mit dem Hufe seines Rosses.

Petrarka mochte sich scheuen, lebend das zu kosten, dessen Genuß ihm das Ziel alles Ringens, die Krone alles irdischen Strebens war, und mochte fürchten, von der ehernen Wirklichkeit aus seinen goldenen Träumen gerissen zu werden. Daher hat er nie seinen ständigen Wohnsitz in dieser Stadt genommen, aber sie gepriesen, so oft sich Gelegenheit dazu bot, und seine Sehnsucht nach ihr ausgedrückt, bevor er sie kannte und nachdem er sie einmal geschaut hatte. Denn gleich groß war sie ihm als Bewahrerin der Erinnerungen des Alter-

thums und der christlichen Zeit. Als er einem Freunde eine Wanderung durch die Stadt beschrieb, da schilderte er ihm mit echter Begeisterung sowohl die Stätte, welche durch die Begebenheiten von Evander bis Severus merkwürdig, als die Plätze, welche durch die Bekenner des Christenthums von Petrus bis Constantin bedeutend geworden seien. Alles, was er gesehen, verschwand gegen Roms Strahlenglanz; er klagte seine eigene Trägheit, den Zwang des Schicksals an, die ihn bisher von Rom fern gehalten hätten, beneidete den Spanier Seneca um das Wonnegefühl, das er gehegt habe für Rom, während er, der Italiener, es noch nicht kenne; in seinem hohen Alter bekannte er als einzigen Wunsch, noch einmal die heilige Stätte zu betreten.

Als er Rom zum ersten Male sah (1336), war er von Staunen gefesselt. Er hatte Mahnungen erhalten, fern zu bleiben; denn die traurige Gegenwart werde ihm das hehre Bild der Vergangenheit zerstören. Nun aber erkannte er, wie er schrieb, daß Rom noch größer und gewaltiger sei, als er sich gedacht, nur wunderte er sich, daß Rom nicht auf einen Schlag, sondern erst so spät den Erdkreis überwältigt habe. Doch darüber zu schreiben, vermochte er nicht; denn allzu gewaltig drängten die Eindrücke auf ihn ein, die erst eine allmählige Verarbeitung verlangten, ehe sie dem urtheilenden Wort gestatteten, sich hervorzuwagen.

Und nun, nachdem er einmal den Boden der Stadt betreten hatte, kam er öfters: vier mal in einem Jahrzehnt. Da empfing er auf dem Kapitol die Dichterkrone (1341), ward Bürger der Stadt, und dadurch mittelst eines äußeren Bandes an sie gefesselt, der sein Herz schon längst angehörte; da besuchte er Rom auf einer seiner Gesandtschaftsreisen nach Neapel (1343) und knüpfte die Freundschaftsbande mit der



Familie Colonna immer enger; da betrat er endlich Rom (1350) zum fünften Male, um in jener andächtig gehobenen, gewiß nicht allen Pilgern innewohnenden Stimmung die Segnungen der heiligen Stadt und die Läuterung des Jubeljahres zu genießen, das der Papst, den Bitten der Römer nachgebend, schon 50 Jahre nach dem ersten wieder hatte eintreten lassen. Denn wenn er auch die Augen nicht verschließen konnte vor der Zertrümmerung und Verwüstung, die ihm aller Orten entgegentrat, „daß die heilige Wohnung Peters und Pauls wankte und daß der frühere Tempel der Apostel ein ungestalteter Trümmerhaufe war, der selbst steinerne Herzen znm Mitleid rührte", so war er doch überzeugt, daß nur von hier aus Segensfülle ausströmen konnte und pries sich, den Alterthumsschwärmer, glücklich, daß er zur Zeit des Jubiläums keinen Genossen in Rom gehabt hatte, der seinen Sinn zu unchristlichen Gedanken hätte anregen können. Und an Stelle dieser, mit Unrecht „Babylon" genannten Stadt, wie er fast mit scharfem Wort seinem verehrten Meister Augustin gegenüber betonte, war das wahre Babylon, war Avignon getreten [1]).

Im Jahre 1309, fünf Jahre nach Petrarka's Geburt, hatte Clemens V. die päpstliche Residenz nach der französischen Stadt verlegt; 1378, vier Jahre nach Petrarka's Tode, erneuerte Urban VI. das Papstthum zu Rom; so litt während Petrarka's ganzer Lebenszeit mit einer sehr geringfügigen Unterbrechung die Kirche wirklich das babylonische Exil mit seinen schrecklichen Folgen; denn mit der Verlegung von Rom, das von der ganzen Christenheit als der Mittelpunkt betrachtet worden war, schwand die Auffassung, daß das Papstthum wirklich das die Menschheit einigende, zusammenhaltende Band sei; die geistlichen Fürsten, welche die Weltherrschaft beansprucht hatten, gelangten in eine oft drückende Abhängigkeit von der Macht des Fürsten, der früher oft genug die mahnende Stimme



Roms hatte vernehmen müssen. Die schon längst begonnene Entsittlichung der päpstlichen Kurie machte größere Fortschritte dadurch, daß der geistliche Hof sich immermehr zu einem weltlichen umgestaltete. Wer wollte diese Thatsachen leugnen? Sie sind vorhanden, wenn sie auch nicht allein die Folge einer innern Wandlung, sondern auch die Wirkung äußerer Verhältnisse: des südlichen Klima's und der Schaaren von Abenteuern, die, um ihr Glück zu versuchen, nach Avignon kamen, endlich des verschwindenden Nimbus sind, der in Rom schonend gar Manches verdeckt hatte, was nun unverhüllt den Blicken Aller entgegentrat.

Petrarka war früh nach Avignon gekommen, das für die aus ihrem Heimathsort vertriebenen Italiener bald ein Sammelplatz und ein Ort lohnender Beschäftigung geworden war; er nannte es seine Heimath, weil seine Eltern während seiner Knaben- und Jünglingszeit hier weilten; er betrachtete es als Stätte seiner größten Freude und seines schlimmsten Schmerzes, weil seine Liebe ihm hier erschien und verloren ging. Während des Zeitraumes von 1326—1353 lebte er hier oder in unmittelbarster Nähe in Vaucluse wohl drei Lustren lang, hatte vertraute Freunde daselbst und stand in nahen Beziehungen zu den höchsten Würdenträgern der Kirche, — lauter Momente, welche sein Zeugniß als ein vollgültiges erscheinen lassen möchten. Wenn wir ihm aber glauben, so ist Avignon der wahre Sündenpfuhl, das wirkliche Babylon, wie er es meistens nennt, die verhaßte, ganz unrömische Stadt, die schlimmste aller Städte, deren Schmutz unerträglich sei, deren Geruch der ganzen Welt Verderben bringe, die in Lüsten versunken, nur auf Unedles bedacht, auf Gewinn erpicht sei und alles Gute verachte. Gegen diese Zustände hat er, wie schon bemerkt (S. 96), ein ganzes Buch Briefe geschrieben, das er während seines Lebens nicht veröffent-



lichen lassen wollte, um die Adressaten nicht zu schädigen, er benutzte auch die friedliche Form des Sonetts, in denen er sonst fast nur seine Liebesseligkeit und seinen Liebesschmerz ausdrückte, um, den Propheten des alten Testaments gleich, als heiliger Eiferer gegen die unheilige Stadt zu donnern. Wer kann heute noch ohne Bewegung eines dieser zornentbrannten Lieder lesen, dessen deutsche Übertragung kaum fähig ist, die italienische Gluth wiederzugeben:

Des Himmels Blitz fall' auf Dein Haupt voll Trug
Du, sonst vom Quell genährt und Eichelfrucht,
Die jetzt von Andrer Armuth Reichthum sucht,
Durch so viel Missethaten reich genug;

Verrätherneſt, zu brüten jeden Fluch,
Mit dessen Gift die Welt von heut verflucht,
Voll Saufen, Fressen, voll von schnöder Zucht
Und jeder Wollust höchstem Schandversuch.

Durch deine Hallen ras't der Hexenreigen
Von Alt und Jung; Beelzebub tanzt voran
Mit Blasebalg, mit Spiegeln und mit Flammen.

Jetzt willst Du nur in üpp'ger Pracht Dich zeigen,
Sonst nackt und barfuß gingst Du unter Dornen;
Zum Himmel stinkst Du; mag Dich Gott verdammen.

Mit allen Eiferern des Mittelalters stimmte Petrarka darin überein, daß das Streben nach weltlicher Macht und die damit zusammenhängende Verweltlichung das Papstthum von seiner Höhe herabgestürzt habe, aber er erhob sich auch zu selbstständigen freieren Ansichten. Wenn er auch durch die vielen vergeblichen Anstrengungen matt und trübe geworden, es einmal aussprach, daß es nichts nütze, gegen das Papstthum aufzutreten, so hielt er doch seinen Tadel über das Geschehene nicht zurück; tadelte mit dürren Worten, daß die

Päpste die Macht stets zu sehr geliebt hätten, daß sie durch die Habsucht sich verderbt und Andern ein schlimmes Beispiel gegeben hätten; daß sie, gegen den Sinn ihres hohen Berufes, Verbrechen ungestraft hätten geschehen lassen, die ihnen genützt hätten; daß ein Papst lösen könnte, was ein anderer gebunden hätte; daß es oft mehr sei, einen Papst zu machen, als Papst zu sein.

Solchen Anschauungen entsprachen denn auch seine Handlungen: Petrarka war niemals ein Pfründenjäger, als welchen man ihn wohl darzustellen gesucht hat; denn wenn er auch von Benedikt XII. ein Kanonikat in Lombez (1335), von Clemens VI. ein Priorat in der Diöcese von Pisa (1342) und von demselben ein Kanonikat in Parma (1346) annahm, und einmal unwillig ward, als er ein versprochenes Beneficium nicht erhielt, das ihm zur Bestreitung seiner Bedürfnisse nothwendig schien, so wußte er sich doch allen Ansprüchen zu entziehen, die man an ihn stellte, allen Anerbietungen und besonders der wiederholten des apostolischen Sekretariats auszuweichen, weil er sich als untergeordnetes Glied dem Hofhalt der Kurie nicht einreihen lassen durfte, er, der als Warner und Mahner Jahrzehnte lang hoch über den Parteien zu stehen unternahm [2]). Versuchen wir diese seine Stellung zu schildern.

Als Petrarka, ein Jüngling von eifrigem Streben und ungebrauchter Kraft, von der Universität nach Avignon zurückkam, um ein selbstständiges Leben nun zu führen, saß Johann XXII. auf Petri Stuhl. Ein Günstling des Königs Robert, des Hauptes der Guelfischen Partei, ein erbitterter Gegner des Königs Ludwig von Bayern, mit heftigen Worten und Thaten wider ihn kämpfend, durch das Geld seiner Gönner zu seiner hohen Würde gelangt und selbst bemüht, der Würde eines Oberhauptes der Christenheit wenig Rechnung tragend, Schätze zusammen zu scharren und Macht

zu erwerben, gab er doch Petrarka, dessen politische Anschauungen sich noch nicht geklärt, und dessen moralische Beurtheilung noch nicht die Schärfe späterer Zeiten angenommen hatte, zunächst nicht viel Stoff zur Anklage. Denn durch zwei Pläne, welche er hegte, machte er in Petrarka's Augen die schlimmen Thaten wieder gut: durch den Gedanken eines Kreuzzuges, dessen Ausführung der Dichter, die unsäglichen Schwierigkeiten nicht achtend, für möglich und rühmenswerth hielt, und durch den Plan, die päpstliche Residenz wieder nach Rom zu verlegen. Nachdem aber der erstere als unausführbar, der letztere als ein betrüglich hingeworfenes Wort erschien und überdies eine eigenthümliche theologische Anschauung des Papstes Petrarka's Widerspruch erfuhr, da hatte der Dichter auch scharfe Worte gegen den sonst geehrten Papst, nannte den von diesem nach Italien gesandten Kardinal einen über die Alpen mit Legionen geschickten Räuber und erzählte traurig die witzig klingende Antwort des Papstes, er wolle den Sitz der Herrschaft nicht nach Cahors verlegen, damit er nicht Provincial-Bischof, der Bischof von Rom aber Papst werde.

Benedikt XII., der auf Johannes folgte, war gleichfalls ein Franzose, aber streng nnd ernst und der Vermehrung äußeren Glanzes feind. Kaum war er auf den Thron gelangt, so erhielt er von den Römern eine Gesandtschaft, die ihn zur Rückkehr einlud, und von Petrarka ein lateinisches Gedicht, das demselben Wunsche lebendigen Ausdruck verlieh.

Rom erscheint darin von Alter gebeugt und entstellt. Aber nicht das Alter allein drücke sie nieder, denn viele älteren Städte Italiens ständen noch, ohne zu wanken; sondern der Kummer, die innere Unruhe, die Alles zerfleische, ferner des Papstes Entfernung. Rom zählt die Thaten berühmter Römer auf, um seine frühere Jugendfrische und

Kraft zu beweisen. Nun seien diese vergessen und von verschwundenem Ruhm nur noch der Neid übrig, die Schande, welche den einst Ruhmvollen, nun Ruhmlosen so leicht treffen; der Spott darüber, daß der Gemahl sich anderen Fraueu vermählt habe.

Rom erinnert den Papst, den sie stets als Gatte bezeichnet, mit lebhaftesten Worten an die frühere Gemeinschaft, führt ihm, im Gegensatz an jene glänzende Zeit, ihre jetzige Verlassenheit und Verwüstung vor und mahnt ihn an die Verpflichtungen, welche er gegen sie habe, da er von ihr erwählt worden sei. In Betreff der Erfüllung dieser Verpflichtung gebe sie sich nicht leeren Träumereien hin, sondern hoffe für Verwirklichung derselben sichere Anzeichen zu besitzen: denn der Papst habe die nicht aus Frankreich gebürtigen Prälaten nach ihrem Wohnort ziehen heißen; habe der Stadt Rom eine große Summe zum Aufbau der Kirchen geschenkt; habe während seiner schweren Krankheit befohlen, im Falle seines Todes seinen Körper im Vatikan zu begraben. Darum habe sie sich freudig geschmückt und ihre Schwestern aufgefordert, sich gleichfalls zu zieren, sie erwarte ihn sicher und hoffe zuversichtlich, daß er sich nicht durch den Prunk anderer Städte zur Untreue gegen sie verleiten lassen werde.

Bald nachdem er dieses Gedicht geschrieben hatte, kam Petrarka nach Rom, erkannte hier deutlich die Verlassenheit der Stadt, die er schon so lebendig geschildert hatte und wurde angetrieben, auf's Neue ein poetisches Sendschreiben an den Papst zu erlassen. In diesem nun spricht er im eigenen Namen, preist die gewaltige Bedeutung, die hohe Größe Roms, stellt sie besonders der vielfach aber unverdient gepriesenen Macht Griechenlands gegenüber und fordert den Papst auf, nun, da er die theologische Frage entschieden, die ihn in

Avignon zurückgehalten habe, ohne Säumen sich nach seiner Hauptstadt zu begeben.

Statt auf Petrarka's Mahnung zu hören, baute Benedikt zu Avignon einen großartig angelegten päpstlichen Palast und gründete so dem Papstthum ein eigenes Haus an der Stätte, auf der es bisher als flüchtiger Gast zu weilen schien. Durch solches Thun mußte er sich die Gemüther seiner früheren Anhänger, auch Petrarka's, entfremden, und erntete nun, statt der Lobsprüche, Schmähungen wegen wirklicher oder angedichteter Laster.

Fast dasselbe Schauspiel wiederholte sich bei Benedikt's Nachfolger, dem gelehrten und prachtliebenden Clemens VI. Von ihm erwirkte die Gesandtschaft Roms, in welcher sich Cola di Rienzi befand und in deren Namen Petrarka ein langes Gedicht vortrug, das besonders die Reliquien und heiligen Stätten Roms vorführte und die Rom zur beständigen Hauptstadt erklärenden Worte der Sibylle hervorhob, nur, daß der Papst die Dauer einer Jubeljahrperiode auf fünfzig Jahre herabsetzte. Sie konnte aber nicht hindern, daß der Papst den Boden, auf dem der von Benedikt erbaute Palast stand, das Gebiet der Stadt Avignon, von der in bedrängten Umständen lebenden Königin von Neapel der päpstlichen Curie durch Kauf als Eigenthum verschaffte und damit für die Dauer der Zeiten einen sicheren Aufenthaltsort gewährte. Trotz dieses nach Petrarka's Sinn unrömischen Handelns trat der Papst zu dem Dichter in nähere Beziehung. Er gewährte ihm mehrere Beneficien, konnte ihn aber nicht zur Annahme des apostolischen Secretariats bewegen, schickte Petrarka als Gesandten nach Neapel und nahm seine Verwendung für Ubertinus, den nicht allgemein anerkannten Abt eines nahe an Florenz gelegenen Klosters, freundlich an.

Durch solche Hulderweise des Papstes mußte auch Petrarka's Gesinnung sich mildern; eine gewisse freundschaftliche Verbindung bildete sich zwischen ihm und dem Bewohner von Avignon. Als dieser krank wurde, gab Petrarka seinem Bedauern darüber lebhaften Ausdruck und benutzte, wie wir sahen (S. 85 fg.), diese Krankheit zu einer Fehde, die ihm selbst die größten Ungelegenheiten bereitete, dem Papste keinen Segen brachte, denn Clemens VI. starb an dieser Krankheit (6. December 1352).

Dem prachtliebenden Gönner der Wissenschaften folgte ein strenger Mönch: Innocenz VI., der trotz aller Anstrengungen, die entartete Curie zu bessern, trotz der Bemühungen, durch den Cardinal Albornoz, dem auch Petrarka nahetrat, den abgefallenen Kirchenstaat wiederzugewinnen und in Italien Ruhe herzustellen, sich das Vertrauen der Patrioten nicht erwarb, und durch seinen, Andern nachgesprochenen, aus der Beschäftigung mit Vergils Werken entstandenen Vorwurf, Petrarka sei ein Zauberer, den Unwillen des Betroffenen erregte. Mochte er auch später das leichtsinnig ausgesprochene Wort bereuen und in den Dichter heftig dringen, ein Zeichen der päpstlichen Huld anzunehmen, — Petrarka schlug jedes Anerbieten ab, verweigerte sogar, sich dem Papste vorstellen zu lassen und mied jede Berührung mit dem geistlichen Fürsten, der sowenig seinem Ideale entsprach.

Nun aber schienen sich Petrarka's Hoffnungen zu erfüllen. Urban V., der auf Innocenz folgte, war zwar gleichfalls ein Franzose, der in den ersten Jahren seines Pontificates an dem päpstlichen Palast weiter baute, war aber idealen Sinnes genug, um Roms Anspruch, Sitz des geistlichen Oberhauptes zu sein, zu würdigen und erkannte mit praktisch-politischem Blicke, daß er durch sein persönliches Eingreifen leichter, als von der Ferne aus die italienischen Wirren werde lösen können. Daher faßte er frühzeitig den Plan, den Sitz

des Papstthums nach Rom zu verlegen, empfing schon 1365 von Florenz das Anerbieten von Schiffen und Mannschaft, und 1366 einen Mahnbrief Petrarka's, der an Fülle des Stoffes und an männlich-kühnem Aussprechen der Gedanken seines Gleichen sucht.

Er beginnt das Schreiben, zu dem er von seinem Freunde, dem Bischof von Cavaillon, ermuntert worden war, mit der Entschuldigung, daß, da er in guter Absicht schreibe, der Inhalt seines Schreibens ihm höchstens als Irrthum vorgeworfen werden dürfe, nicht aber als Unrecht, besonders da er sich bewußt sei, die Wahrheit zu reden und da er wisse, daß die Wahrheit Niemanden verletzen dürfe.

Der Papst habe die Prälaten nach ihren Sitzen geschickt, der Aemtercumulation gesteuert, die Sittenlosigkeit vermindert, die Universität Bologna wieder aufgerichtet. Ein Mann, der für solche Thaten Lob verdiene, bedürfe vielleicht keiner Mahnung, seiner Pflicht nachzukommen, doch nun müsse er eine hören, denn die Lage Roms dränge dazu. „Elend und arm sitzt die bejammernswerthe Wittwe allein mit dem armseligen Wittwenkleid und weint Tag und Nacht". „Wie kannst Du am Ufer der Rhone unter den goldenen Dächern des Palastes Schlaf finden, während der Lateran verwüstet, ohne Dach, Wind und Wetter preisgegeben ist und die Peterskirche, das ehemals heilige Haus der Apostel, ein Trümmerhaufe ist, der selbst steinernen Herzen Seufzer entlockt"... (o. S. 167.) „Wie willst Du Urbanus heißen, während Du die Stadt (urbs) meidest, die Deinem Namen den Ursprung gab. Kehre zurück nach Rom. Aus solcher Rückkehr wird Dir größerer Ruhm entstehen, als aus allen Thaten, die an der Rhone in unseren Tagen, ja zu allen Zeiten geschehen sind".

Seine Wahl sei ein Werk Gottes, daher müsse er auch Gottes Rathschluß folgen. Von Gott aber sei das Papst-

thum für Italien und Rom bestimmt, weil es nichts Größeres und Schöneres gebe als diese Stadt und dieses Land. „Glaubst Du mir dies nicht, der ich wegen des Lobes Italiens fast verdächtig geworden bin, so will ich Dir andere glaubwürdige, noch lebende Zeugen nennen, den Cardinal Guido von Oporto, der während einer Reise nach Italien meinen Landsleuten offen sagte: „Ihr habt ein weit schöneres und besseres Vaterland als wir". Die Cardinäle, die den Papst hindern wollten, nach Italien zu gehen, führten als Grund an, daß sie von den Italienern verachtet werden würden; der sei aber nicht stichhaltig, denn gerade die Italiener ehrten die Kirche und ihre Würdenträger. Andere hätten sich in das Wohlleben zu Avignon so verstrickt, daß sie da ihre wahre Heimath zu erkennen glaubten, während doch schon von alten Schriftstellern diese Stätte als gering gegenüber Italien betrachtet werde.

Nachdem er solche Einwände entkräftet, beschwört er den Papst: „Ich beschwöre Dich, daß Du diese so kostbare Gelegenheit nicht unbenützt verstreichen lässest. Wende das zu Abraham gesprochene Gotteswort auf Dich an: Ziehe aus Deinem Lande und Deiner Verwandtschaft und komme in das Land, das ich Dir zeigen werde, auf daß ich Dich zu einem großen Volke mache und Deinen Namen erhöhe. Eile Dich, denn ein solcher Augenblick findet sich nicht wieder, täusche nicht die Hoffnungen Deiner Anhänger".

Er erinnert den Papst an seinen Ausspruch: „Wenn es keinen anderen Grund gäbe, nach Rom und nach Italien zu gehen, als um die Frömmigkeit der Gläubigen zu erhöhen, so ist auch dieser Grund schon genug"; und an seinen zweiten Satz: „Unter den Uebeln, mit denen Rom überhäuft ist, ist das Schlimmste: die Trennung vom Papste".

Auf Grund dieser Aussprüche ist Petrarka überzeugt, daß der Papst kommen müsse, daher bleibe nur übrig, die Car-

dinäle zu seinem Entschlusse zu bringen. „Lehre sie, daß es in Italien die edelsten und schönsten Städte gibt, ein heilsames, in Kälte und Hitze gemäßigtes Klima, fischreiche Seen, schiffbare Flüsse, von beiden Seiten das hafenreiche, von Städten umgebene Meer, an der Nordgrenze schützende Gebirge, Hügel und Berge in der ganzen Halbinsel". Er macht die Feinschmecker darauf aufmerksam, daß sie gutes Essen und vortreffliche Weine auch in Italien finden; er erinnert sie daran, wie fruchtbar der italienische Boden sein müsse, da er Tausende und Millionen, nach denen das römische Volk gezählt, habe erhalten können; kann es aber kaum glauben, daß die Nachfolger der Apostel bei der Wahl ihres Aufenthaltsortes an etwas anderes denken sollten, als an Christus und die Gewinnung ihres Seelenheiles.

Nachdem Petrarka alles seinem Wunsche Entgegenstehende hinweggeräumt zu haben glaubt, ermahnt er den Papst nochmals mit den allerstärksten Ausdrücken, mit den heiligsten Beschwörungsformeln, daß zur Verbesserung der verwirrten Zustände der Welt, der traurigen Verlassenheit Roms nur die Rückkehr des Papstes nach Rom dienlich sein könne. Er führt Christus und Petrus redend ein und frägt den Papst, was er wohl diesen antworten würde, wenn sie ihn ausforschten, warum er nicht nach Rom gezogen sei. Und zum Schluß sagt er: „Nimm diese Mahnung aus meinem Munde, dem des thörichten und ungelehrten Mannes, und denke, daß der spräche, der nicht zu lügen versteht, der, wenn er will, nicht nur Sündern und Unwissenden, sondern auch Stummen Gewalt der Rede und überzeugende Kraft der Wahrheit verleihet".

Nicht durch diesen Brief wurde der Papst bewogen, die ehrwürdige Hauptstadt der Christenheit wieder aufzusuchen; vielmehr drängte ihn die peinvolle Unsicherheit, das bedrückende Gefühl der schmählichen Abhängigkeit von Frankreich aus

Avignon fort. Nachdem er dem freimüthigen Schriftsteller seinen Dank und die Hoffnung, ihn zu sehen, ausgedrückt hatte, machte er sich auf den Weg (1367); als gewappneter Krieger zog der Friedensfürst in Rom ein.

Petrarka's Sehnen war erfüllt. Mit dem Psalmisten rief er aus: „Als Israel aus Egypten zog, das Haus Jakob von einem fremden Volk, da ward Freude und Frohlocken überall"; es ist eingetroffen, jubelte er, was ich immer wünschte, aber nicht mehr zu hoffen wagte. Da mußte er auch dem Papst wieder ein Wort zurufen. Er lobte ihn mit begeisterten Worten wegen der Handlung, die sechzig Jahre lang nicht ausgeführt, von fünf Päpsten vernachlässigt, nun endlich geschehen sei, dankte ihm im Namen aller Vaterlandsfreunde für diese unvergleichliche That und ermahnte ihn, die Cardinäle, die um kleinlicher äußerer Vortheile und Bequemlichkeiten willen die Verlegung verdammten, mit ernstem Strafwort zurechtzuweisen. Denn Frankreich, das aus dem langen Aufenthalt des Papstthums auf französischem Boden den Anspruch herleiten möchte, es immer bei sich zu beherbergen, sei mit dem Nachweise abzufertigen, daß Italien, als Heimath alles Großen, aller Wissenschaften und Künste, auch Sitz des Größten, des Stellvertreters Christi, sein müßte. Unter den italienischen Städten aber sei, so blühend und glänzend auch andere lockten, Rom das einzige, ewig-jugendliche Haupt, dessen Elend beseitigt sei, da ihm nun sein höchster Schmuck wiedergegeben worden, das wieder zu Glanz und Ehren aufsteigen werde, wenn der Papst sein mit Muth und Kraft begonnenes Werk durch Ausdauer und Standhaftigkeit kröne.

Diese Hoffnung blieb freilich in Folge der verwirrten Zustände Roms und Italiens und des im Herzen des Papstes und der Cardinäle tiefwurzelnden Heimatsgefühles für Frankreich unerfüllt; aber das persönliche Verhältniß zwischen dem

gekrönten Dichter und dem geistlichen Kronenträger wurde enger; dieser lud jenen dringend und wiederholt ein, nach Rom zu kommen, und Petrarka war schon bereit, dem Drängen zu willfahren, als ihn eine heftige Krankheit zwang, ein Entschuldigungsschreiben zu schicken, statt selbst zu kommen.

Und welch Glück, daß er nicht erschien. Denn bald darauf erscholl das Gerücht, der Papst werde wieder nach Frankreich zurückkehren, erfüllte die Herzen der Patrioten mit Schmerz und Trauer und drückte Petrarka auf's Neue den Griffel in die Hand. Er beschwor den Papst bei den Aussprüchen der Heiligsten, ließ Italien vor seinem Blick erstehen und in die rührendsten Klagen ausbrechen, um ihn zum Bleiben zu bewegen und schloß mit den gewaltigen Worten: „Wenn Du aber meiner Mahnung nicht folgst, dann wird Dir auf Deinem Rückzug der entgegentreten, der dem entweichenden Petrus auf seine Frage: ‚Wohin gehst Du, Herr?‘ antwortete: „Ich gehe nach Rom, um nochmals den Kreuzestod zu erdulden“.

Aber weder diese Mahnung, noch die flehentlichsten Bitten der Römer, noch die Drohung der hl. Brigitta, einer gottbegeisterten Seherin, daß er sterben müsse, sobald er Italien verließe, brachten den festentschlossenen Kirchenfürsten zum Wanken; er ging nach Avignon, um hier bald nach seiner Ankunft zu sterben. Am 19. December 1370 starb der Papst, der die Hoffnungen der Patrioten auf's Höchste gesteigert und zuletzt so bitter getäuscht hatte. Als Petrarka den Tod vernahm, schrieb er: „Urban wäre unter die ruhmvollsten Menschen gezählt worden, wenn er sterbend sein Bett vor den Altar St. Peters hätte tragen lassen, und wenn er dort mit ruhigem Gewissen entschlafen wäre, Gott und die Welt zu Zeugen anrufend, daß, wenn irgend einmal der Papst diesen Ort verlassen, es nicht seine, sondern die Schuld der Urheber so schimpflicher Flucht war“. Und auch später, kurz vor seinem

eigenen Tode beklagte er traurig die Kurzsichtigkeit des Papstes, der den höchsten Ruhm erlangen konnte und selbst verscherzt hätte (s. o. S. 7 fg.).

Urbans Nachfolger war Gregor XI., ein gelehrter Mann, der Petrarka Versprechungen machte und nicht erfüllte, daher auch von dem Dichter trotz aller Einladungen nicht in Avignon besucht wurde, und, so lange Petrarka lebte, kaum erkennen ließ, daß Rom die Stätte war, von der seine Würde Namen und Glanz empfing. Ja von dem Sitze aus, wo er weilte, erschien gegen Petrarka's an Urban gerichteten Mahnbrief die Schmähschrift eines Franzosen, welche den Briefschreiber und die von ihm gepriesene Stadt, Rom, mit den schlimmsten Worten belegte. Dadurch gereizt ergriff er, der fast Siebzigjährige, noch einmal die Feder zu der leidenschaftlichsten Schrift, die wir von ihm besitzen, vertheidigte, zwar mit geringem historischen Sinn, denn alle seine Gründe sind dem Alterthum entlehnt, mit wenig politischem Verständniß, — denn das ideale, nicht das wirkliche Rom stand vor seinem Blick — die ewige Stadt gegen alle ihr gemachten Vorwürfe, huldigte ihr und ihren Bewohnern und belegte im Gegensatz dazu Avignon und die Franzosen mit den maßlosesten Ausdrücken gereizter Erbitterung[3]).

Bald nach dieser letzten That starb er, ungebeugt in seinem Glauben an die Zukunft, wenn er auch die Erfüllung nicht mehr gesehen hatte. Ihm blieb es erspart, die Spaltung zu schauen, die ein Menschenalter hindurch der Welt ein betrübendes Schauspiel gewährte; dem Papstthum aber erstand für lange Zeiten kein so wachsamer, treuer und wohlmeinender Rathgeber, der unter Feigen das kühnste Wort nicht gescheut und Entarteten gegenüber gläubig das kindliche Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit festgehalten hatte.

4. Petrarka und Cola di Rienzi.

Rom durch den Wiedereinzug des Papstes die alte Größe zu verschaffen, war den Bemühungen Petrarka's nicht gelungen; nun mußte der Versuch gemacht werden, von innen heraus den fast erstorbenen Gliedern neues Leben einzuhauchen. Der Versuch wurde gemacht, aber mißlang. Indeß rechtfertigt das Mißlingen nicht seine Verurtheilung; vielleicht waren die Zeiten noch nicht reif, die Personen nicht vorbereitet genug, um die Absichten zu verwirklichen, denen Schwärmerei allerdings nicht fremd, jede Unlauterkeit aber gänzlich fern war; um das Ziel zu erreichen, das nicht als unerreichbar betrachtet werden darf.

Denn um was handelte es sich denn? Um die politische Neugestaltung Roms auf republikanischer Grundlage, zugleich um Bewahrung oder besser Wiedererringung der Weltstellung Roms. Die durch die Kämpfe der Adelsparteien, der Orsini und Colonna, in ihrer ruhigen Entwickelung gehinderte, durch deren blutiges Ringen verwüstete, mit Trümmern angehäufte Stadt, in ihren materiellen Interessen und in ihrer idealen Bedeutung durch die Abwesenheit der Päpste schwer geschädigt, durch den zeitweiligen Aufenthalt der Kaiser in einen Kampfplatz wuthentbrannter Parteien verwandelt, sollte nach antikem Muster zu einem im Innern festgeordneten Bürgerstaate umgestaltet werden, der freilich seines durch die Geschichte scheinbar beglaubigten Anspruches, Weltherrscher zu sein, nimmer vergaß.

Ein solcher Anspruch hätte allerdings nur durch altrömische Tapferkeit verwirklicht werden können und nur wenige Bewohner des damaligen Rom ähnelten einem Brutus;

aber wer möchte es dem Weltenunterdrücker verargen, daß er auf dem Schmerzenslager, auf das schweres Siechthum ihn geworfen hat, den Träumen entschwundener Größe sehnsüchtig nachhängt, wer dem Geisteskönig, der bei ermattender Kraft dem jungen übermüthigen Nachwuchs unwillig zuschaut und die eigenen Geistesschwingen regen möchte zu mächtigem Fluge?

In diesem Sinne muß das neue Aufflackern römischer Kraft durch Cola di Rienzi betrachtet werden.

Cola di Rienzi gehört zu den Männern, die, von dem neuen Geist erregt, der mit Petrarka's Auftreten in die römische Geschichte kommt, Propheten und Märtyrer dieses neuen Geistes werden sollten. Von früher Jugend dem Gedanken an die hohe Bedeutung der Stadt ergeben, wurde er zur Begeisterung entflammt, als er, noch ein unbekannter Jüngling, den großen Dichter sah, der die ehrwürdigen Ruinen Roms durchwandelte und den Lorbeerkranz als Preis seiner dichterischen Leistungen erhielt. Dem begeisterten Sinne entsprach dann die That: Cola betheiligte sich an der Revolution in Rom, die kurz vor dem Tode des Königs Robert von Neapel ausbrach und zur Einsetzung einer Regierung der Dreizehnmänner unter päpstlicher Autorität führte; im Namen dieser ging er nach Avignon (1343), um hier das Vorgehen der Römer zu rechtfertigen.

Da sah er Petrarka und schloß mit ihm, wie es bei so verwandten Naturen selbstverständlich war, innige Seelengemeinschaft, vertraute ihm auf einer gemeinsamen Wanderung, vor der Pforte eines ehrwürdigen Heiligthums, seine politischen Pläne an, die er schon damals hegte und nur noch nicht ausführte, weil er günstigere Zeiten erwartete. Bald kamen auch diese. Denn der gelehrte Notar wußte durch wirksame allegorische Darstellungen das Volk mit dem

Bewußtsein der ehemaligen Größe und mit der Erkenntniß zu erfüllen, daß es sich derselben würdig zeigen müsse und bewirkte, unterstützt durch die Freiheitsbewegungen, die sich damals im Norden und Süden Italiens kundgaben und durch die entsetzliche, dringend eine Abänderung erheischende Verwirrung der römischen Zustände, eine unblutige Revolution, durch welche die bestehende Regierungsform vernichtet und Cola zum Tribun des römischen Volkes erwählt wurde. (Mai 1347.)

Eine solch unerwartet rasche Erfüllung der kühnsten Träume mußte auf den fernweilenden Enthusiasten einen großartigen Eindruck hervorbringen und begeisterte ihn, den überhaupt zum Handeln nicht Berufenen und nun durch weite Entfernung vom Orte der bereits geschehenen That Getrennten, zu dem berühmt gewordenen Ermunterungsschreiben an Cola und das römische Volk.

Beide, so schrieb er, verdienet Ihr herzlichsten Glückwunsch; der Führer, daß er ein solches Volk, das Volk, daß es einen solchen Helden gefunden hat. Nach langer Knechtschaft genießt Ihr die Freiheit, das köstlichste Gut; wahret es, indem Ihr ein Beispiel an den Fischen im Wasser, den Vögeln in freier Luft nehmt, die mit allem Eifer danach streben, ihre Dränger von sich fern zu halten. Hütet Euch daher vor den adligen Familien, denn sie sind Eindringlinge, die von der Ferne her kommen, sich unrechtmäßig die Herrschaft über Euch, die Freien, den Namen von römischen Bürgern, ja die Bezeichnung: „Herren von Rom" angemaßt haben. Dasselbe erlitten auch Eure Vorvordern dadurch, daß sie von Königen, zum Theil ausländischen Ursprungs, beherrscht wurden; dann aber erlangten sie einen Bringer der Freiheit, einen Brutus. Einen solchen habt Ihr nun auch, dem früheren ähnlich, denn auch er mußte seine

Gedanken verbergen, auch er wurde zuerst verachtet, dann gefürchtet, wie sein Vorgänger. Macht Ihr Euch daher des römischen Volkes würdig, das wie Ihr schonungslos beherrscht, seiner Güter und kostbarsten Denkmäler beraubt war, dann sich erhob und das wiedergewonnene Gut der Freiheit schützte; möge der Tribun, der alten Ehre dieses Namens eingedenk, das heilige Recht des Volkes vertheidigen und, wenn nöthig, mit Strenge und Grausamkeit wahren; er wird von den Guten aller Orten, von ganz Italien, unterstützt werden, und den dreifachen Ruhm des Romulus, Camillus und Brutus davontragen. So wetteifert Beide, Volk und Tribun, in edelster Vaterlandsliebe und würdigster Nachahmung des alten Ruhmes, in einmüthigem, unermüdlichem Kampf gegen die Dränger und Tyrannen.

Zum Schluß des Schreibens verspricht Petrarka, aus dem castalischen Quell zu schöpfen und mit Hülfe der Musen, die, wie er wünscht, ihre Wiedereinkehr bei ihm halten, den Ruhm der Römer für die Dauer der Zeiten zu besingen.

Nicht lange Zeit darauf erfüllte er sein Versprechen und zwar in doppelter Weise: in einer italienischen Canzone, die für die Menge bestimmt, seiner Meinung nach kein dauerhaftes und ehrenvolles Denkmal war, und in einer lateinischen Ekloge, die, wie er glaubte, ihm und seinem Helden Unsterblichkeit zusicherte und die daher auch, von einem erklärenden Briefe begleitet, dem Cola zugesendet wurde. Freilich lautet unser Urtheil anders: diese, in welcher die Orsini und Colonna, unter dem Namen Marcius und Apitius als Unterredner über Roms trauriges Geschick und die Möglichkeit, dasselbe zu verbessern, eingeführt werden, und ein Bote, unter dem Namen Festinus, erscheint, der durch die Nachricht, daß Cola aufgetreten sei, alles Gerede für überflüssig erklärt, betrachten wir als ein wenig bedeutendes

Produkt künstlicher Poesie; jene, die trotz aller gegentheiligen Bemerkungen sich gewiß auf Cola bezieht, als ein hervorragendes Erzeugniß echter Dichkunst. Wie schön erscheint in ihr Cola als Retter Roms aus den traurig verwirrten Zuständen der Gegenwart, als würdiger Nachfolger jener alten Helden, welche die Größe der alten Tiberstadt begründet haben. Er setzt der tausendjährigen Schwäche ein Ende, ist den Verlassenen ein starker Hort, der aus ihren Sitzen verjagten Frömmigkeit ein hehrer Schutz, und dem schlafenden, in thatenloser Trägheit versunkenen, Italien ein mächtiger Erwecker.

Für solche feierliche Töne, mit denen Petrarka die neue Auferstehung besang, bezeigte der Tribun sich dankbar, erklärte seine volle Uebereinstimmung mit den Worten des Dichters, bemerkte, welchen Ruhm sein Unternehmen durch solche Beifallsspende erhalte und lud den Dichter ein, nach Rom zu kommen, und sich des von ihm gepriesenen Werkes zu freuen.

Dieser Aufforderung kam Petrarka allerdings nicht nach, so freudig er auch die Werthschätzung des Tribunen empfand, aber er ermüdete nicht, seine Theilnahme an dem Werke zu bekunden. In wiederholten Briefen an Cola ermunterte er diesen zum rüstigen Vorwärtsschreiten, verkündete, welche Theilnahme und Bewunderung seine Ausschreiben erregten, vertheidigte ihn und seine That bei Hohen und Niedrigen, in der Nähe und in der Ferne, und warnte ihn, durch Erzählung eines Traumes, vor Gefahren, die ihm durch Treulosigkeit der Vertrauten bereitet werden könnten.

Zwar nicht durch Treulosigkeit, sondern durch eigne Schuld zeigten sich bald genug Gefahren für Roms Tribunen. Denn Cola, durch die scheinbar unerschütterliche Anhänglichkeit der Römer, durch die schwärmerische Begeisterung der

Patrioten erhoben und fortgerissen, ging auf dem eingeschlagenen Wege, seine grossartig-kühnen Gedanken zu verwirklichen, weiter. Er forderte die italienischen Staaten auf, Gesandtschaften nach Rom zu schicken und gedachte aus ihnen ein constituirendes Parlament für Italien zu bilden. Ueber einen solchen Gedanken war Petrarka entzückt: die unbedingte Einheit Roms und Italiens hatte er immer als hohes Ziel angesehen, nun frohlockte er über das Gelingen und spottete der Gegner. Gegner nämlich tauchten überall in Petrarka's Umgebung auf. Vor allem Papst und Cardinäle, die, nachdem sie sich von ihrem ersten stummen Erstaunen erholt hatten, das Gebahren des Tribuns heftig verdammten und, wo es anging, seinen Bemühungen entgegentraten; auf ihren Antrieb wurde ein von Cola nach Avignon abgesendeter Bote überfallen, seiner Briefschaften beraubt und verwundet. Ueber diese Frevelthat wurde Petrarka erbittert und verlieh seinem Zorn in einem Briefe heftigen Ausdruck, bezeichnete diese Verletzung des Völkerrechts als einen schmählichen Akt, dessen selbst die wildesten Völker, ob sie von den Römern überwältigt worden oder über sie Sieger geblieben seien, gegen römische Gesandte nie fähig gewesen seien und forderte den Tribunen auf, diese frevelhafte That zu hassen und zu verachten, aber nicht zu strafen, denn diese kleine Sache müsse hinter den grossartigen Thaten zurückstehen, um die es sich nun handle.

Doch die gewaltigen Pläne, mit deren Verwirklichung Cola beschäftigt war, bargen in sich den Keim seines Verderbens. Denn sein Ehrgeiz, einmal angestachelt, kannte keine Grenzen und die Beschäftigung mit dem Alterthum, so hohe, ideale Anschauungen sie auch hervorrief, nährte doch phantastische Pläne. Wie sehr diese ihn beherrschten, zeigte sich in äusserlichen Schaustellungen. Cola liess sich mit verschwen-

derischer Pracht auf dem Capitol krönen, zum Ritter schlagen, lud in toller, die thatsächlichen Verhältnisse gänzlich verkennender, Überhebung alle Völker, die um den deutschen Königsthron streitenden Gegner, die Herrscher aller Nationen vor seinen Richterstuhl. Solchen Worten folgten dann auch bald schlimme Thaten. Er ließ die Häupter des römischen Adels, die sich seiner Herrschaft stets nur unwillig gefügt hatten und bald heimlich, bald offen gegen ihn auftraten, verhaften und nach einer kurzen, aber wegen der grausamen Ungewißheit qualvollen Gefangenschaft bewaffnet wieder aus dem Gefängniß herausgehen. Durch solch tückisches, lächerliches Spiel mußte er sich Aller Gemüther entfremden: der Römer, die nun fürchteten, der Willkür des Tyrannen schonungslos preisgegeben zu sein; der Patrioten, besonders Petrarka's, der, wenn auch sonst wol gewaltsamen Maßregeln feind, diese gesinnungslose Milde, diese schwächliche, theatralische Nachgiebigkeit verdammte und an ihrer Stelle lieber consequente Strenge hätte walten sehen; des Papstes, der nun in Cola den offenen Empörer sah und ihn auch demgemäß zu behandeln beschloß.

Und so entbrannte ein Kampf, von dem Papst mit dem Aufgebote der Drohungen und aller geistigen Waffen, von den Baronen, die nicht mehr um ihre Macht, sondern um ihre Existenz kämpften, mit allen zu ihrer Verfügung stehenden Mitteln geführt. Solcher Wechsel der Zustände, solcher Umschlag in den Stimmungen und Ideen erfüllte Petrarka mit Trauer. Er war der Einladung des auf der Höhe der Macht stehenden Tribunen nicht gefolgt; nun eilte er, freilich nicht allein durch politische Erwägungen veranlaßt, nach Italien und gab seiner wehmüthigen Stimmung in einem Briefe an den Tribunen Ausdruck. Er möge nicht durch unwürdige Maßregeln seinen Ruhm vernichten, sein Glück zerstören, nicht,

wie er es thue, den schlechtesten, erbärmlichen Theil des Volkes lieben und emporheben. Vollzögen sich derartige Maßregeln wirklich, oder seien sie schon etwa unwiderruflich geschehen, so sei für Rom kein Heil zu erwarten; hoffentlich aber sei das Gerücht über dieselben übertrieben oder gänzlich unwahr, vielleicht nur von einem Feinde böswillig erfunden. Jedenfalls aber möge Cola jeden seiner Schritte sorgsam bedenken, denn die Verantwortung für das, was er thue, treffe nicht allein ihn, sondern alle Patrioten und die ganze Stadt Rom, als deren Diener, nicht als Herr, er sich betrachten müsse.

Durch Briefe und Mahnungen aber war Cola nicht mehr zu stützen, sein Untergang nicht mehr aufzuhalten. Eine Verschwörung der römischen Großen brach aus und bewirkte mit leichter Mühe, daß der Tribun Roms, der gemeint hatte, der Erdkreis müsse vor ihm erzittern, sich feige verkroch, aus seiner Hauptstadt entfloh und die Aechtung, welche die nur kurze Zeit gebändigten Großen über ihn verhängten, mit sich nach Neapel, dann in die Einsamkeit der Abruzzen nahm.

Wir haben keine Aeußerung Petrarka's über den Sturz des von ihm einst Hochgepriesenen. Wohl mag er diesen jähen Wechsel schmerzlich empfunden haben, aber eifrig für die Größe und Verherrlichung Rom's, das er höher hielt als die zufälligen Träger der Macht, bedacht und erfinderisch in den Mitteln, dieselbe zu bewirken, verließ er für den Augenblick die Person, um die Sache zu retten und wandte sich dem neu aufgehenden Gestirn, dem jungen Kaiser Karl IV. zu.

Aber noch war Cola von dem Schauplatz der Geschichte nur verdrängt, nicht geschwunden und auch mit Petrarka sollte er später wieder in Berührung kommen. Denn Cola, der von seinem Zufluchtsort in den Abruzzen aus möglicherweise während des Jubeljahrs einmal nach Rom kam, hier aber

gewiß Petrarka nicht nahetrat, hatte als Resultat seiner mystischen Grübeleien nur den Gedanken gefunden, daß er noch zu einer großen Rolle berufen sei, und wandte sich, um Unterstützung für dieselben zu erhalten, da ihm die bisherige Verbindung mit dem Papst nur Unheil gebracht hatte, an den Kaiser. Indeß auch dieser zeigte sich, trotz der anfänglichen Begünstigung, bald als Gegner, ebensowohl aus politischen als aus religiösen Motiven, ließ Cola, besonders wegen seiner ketzerischen Ansichten, gefangen nehmen und ihn durch päpstliche Boten nach Avignon bringen (1352).

Wo Cola hingekommen war, hatte sich das Volk zusammengedrängt, ihn zu sehn; in Avignon gafften Volk und Geistliche den Mann an, vor dem wenige Jahre früher Alles gebangt und gezittert hatte; aber es war nur eitle Neugier, welche die Schaulustigen antrieb. Wie anders bei Petrarka, der, alsbald von dem gestürzten, aber ungebeugten Helden Rom's begehrt, dem nun Unglücklichen die Anerkennung seines früheren Strebens, den Tribut echten Mitleids in edelster Weise darbot. Er schämte sich seiner ehemaligen begeisterten Theilnahme, seiner wiederholten beredten Mahnungen nicht, bedauerte zwar, daß Cola es vorgezogen habe, schimpflich zu leben, als ehrenvoll zu sterben, aber war weit davon entfernt, wegen dieses einen Fehlers das ganze Unternehmen zu mißbilligen.

Der Papst, der begreiflicherweise über seinen Gefangenen nicht ungern das Richteramt übernahm, übertrug drei Cardinälen das Amt, Cola's Angelegenheit zu untersuchen und die Strafe festzusetzen, welche er verdient hätte. Ueber einen solchen Auftrag ergrimmte Petrarka heftig: Cola, dessen einziges Verbrechen darin bestanden hatte, die Freiheit und Größe Rom's zu wollen, sollte nun, fern von Rom, als gemeiner Uebelthäter gerichtet werden. Wer aber sollte es hindern?

Nach Petrarka's Vorstellung nur die dem Erdkreis gebietenden Römer. Um sie daher an ihre Pflicht zu mahnen, erließ Petrarka wiederholt Sendschreiben an die Römer. Nur sie besäßen, so schrieb er, die Herrschaft über die Welt, nur sie hätten das Recht, zu strafen und zu rächen. Aber sie hätten auch die Verpflichtung, diese ihnen allein von Gott verliehene Aufgabe würdig zu erfüllen, besonders einem Mitbürger gegenüber, der früher durch Thaten und nun durch Worte stets den Satz vertheidigt habe, daß das römische Reich nur zu Rom seinen Sitz habe, dem aber nun von fremden Richtern die Möglichkeit der Vertheidigung entzogen würde. Ihn zurückzufordern, oder wenn dies durch die Feinde unmöglich gemacht wäre, ihn durch Zeugnisse und Gesandtschaften zu unterstützen, sei ihre heiligste Aufgabe. „Zwar weiß ich wohl, daß Ihr nicht mehr das vermögt, was Eure Vorfahren gegen die Feinde ausrichteten, welche die Grenze bedrohten, aber waget nur etwas, denn es gibt Nichts, das unrömischer ist als Furcht. Gedenket des Satzes: Den Kühnwagenden begleitet das Glück. Wahrlich, ich sage Euch, wenn Ihr Euch fürchtet und selbst verunehrt, dann wird Keiner Euch fürchten, Viele aber Euch verachten. Erst wenn Ihr zeigt, daß Ihr Euch nicht mehr verachten laßt, werdet Ihr weit und breit gefürchtet werden, wie es zu den Tagen war, da Cola als Tribun an Eurer Spitze stand. So erhebet denn einmüthig Eure Stimme, daß die ganze Welt erkenne, das römische Volk habe nur eine Gesinnung, und Furcht und Verehrung Euch entgegenbringe, statt Spott und Verachtung. Verlangt den Gefangenen zurück oder fordert Gerechtigkeit: eins von beiden müßt Ihr erlangen. Dann werdet Ihr dem Ruhme der Väter in etwas nahekommen: wie sie durch eine Gesandtschaft den egyptischen König von dem drohenden Ueber-

fall der Syrer befreiten, so werdet Ihr Euren Mitbürger aus unwürdigen Banden erlöst haben".

Indessen war die Gefahr nicht so groß, als Petrarka sie sich und Anderen vorstellte. Denn bald wurde Cola, sei es, daß er nunmehr als unschädlich oder aber als zu gewaltig betrachtet wurde, um auch in seiner scheinbaren Gesunkenheit verletzt zu werden, freigelassen, mit dem seltsamen Zusatze, dessen Petrarka wiederholentlich und ausführlich gedenkt, daß er ein Dichter sei (s. o. S. 116 fg.). Petrarka lächelte zwar darüber, aber er war froh, daß in einer dichterlosen Zeit die Achtung vor dem Namen eines Poeten einen Mann aus dem Gefängnisse befreit habe, der schwerlich jemals einen Vers gemacht hatte.

Doch noch war Cola's Rolle nicht ausgespielt. Der ehemalige Tribun wurde vom Papst nach Italien zurückgeschickt, aber bald wieder fallen gelassen und wußte nun, getragen von der noch nicht erloschenen Anhänglichkeit der Römer, sich wiederum einen Anhang zu verschaffen und aufs Neue Macht zu erwerben. Aber das schwere Verhängniß, das Jahre lang auf ihm gelastet, ihn von der größten Machtfülle zur drückendsten Niedrigkeit hatte sinken lassen, hatte ihm, da er nun wieder zu einer schon gänzlich verloren geglaubten Bedeutung erhoben wurde, sein ohnehin geringes politisches Verständniß geraubt. Das zeigte sich darin, daß er seine Macht in furchtbarster Weise mißbrauchte und als Tyrann über Rom schaltete. Freilich nicht lange Zeit, denn bald büßte er in einem Aufstand, dem er sich in feiger Flucht entziehen wollte, durch einen entsetzlichen Tod den frevelhaften letzten Akt seines an idealen Anschauungen, und verfehlten Ausführungen überreichen Lebens (1353). Petrarka hat diese letzten Bemühungen, den Ausgang des von ihm Gefeierten nur von ferne mit angesehn, er hatte in der letzten Zeit für den Tribunen nur die Gefühle achtungsvollsten Mitleids;

nun betrachtete er sein Wirken mit der traurigen Empfindung enttäuschter Erwartung.

In der kurzen Zwischenzeit zwischen Cola's erster und zweiter Regierung waren verschiedenartige Versuche gemacht worden, Rom eine neue Verfassung zu geben. Unter diesen war einer der wichtigsten der von 1351, der zur Einsetzung einer Regierung von Dreizehnmännern führte. Eine Deputation derselben ging nach Avignon und erlangte vom Papst die Ernennung einer aus vier Cardinälen bestehenden Commission, welche die vorliegenden verschiedenen Verfassungspläne einer Prüfung unterziehen sollten. Einer dieser Commissäre nun wandte sich an den „römischen Bürger" Petrarka und bat ihn um sein Gutachten, das dieser bereitwilligst ertheilte. Wir besitzen dasselbe noch, das von der heiligen Gesinnung getragen ist, mit der Petrarka solchen Angelegenheiten gegenübertrat und das noch heute Beachtung verdient. Sein Gedankengang ist etwa folgender:

Rom's Größe und Erhabenheit, die schon durch den Namen ausgedrückt, besonders aber durch das Kaiserthum und Papstthum, das von hier ausgegangen, unvergänglich geworden sei, mahne Jeden, sich an dem zu betheiligen, was Rom's Heil beträfe. Nun zerfleische der Streit zweier adligen Familien, deren eine (Orsini) er nicht gehaßt, deren andere (Colonna) er aufs herzlichste geliebt hätte, die Allen gleich ehrwürdige Stadt. Aber diese dürfe nicht dazu dienen, um zwei Familien, und seien sie noch so hochstehend, zu bereichern. Und da diese Streitigkeiten des Adels, dessen einzelne Glieder ja barbarischen Ursprungs seien, durch schwächliche Maßregeln nicht beizulegen seien, so bliebe als einziges Mittel übrig, die Adligen überhaupt von der Regierung auszuschließen und nur Glieder des römischen Volkes, echtrömische Bürger zu staatsverwaltenden Senatoren zu ernennen. Gegen ein solches

Gewaltmittel führe man drei Gründe an, aber alle bewiesen nichts: die Macht der Adligen, denn sie habe bisher nur Unfrieden und traurige Zerrissenheit hervorgerufen, ihr Reichthum, denn er sei der größte Feind der Tugend, ihr Adelstitel, denn er sei ein leerer Schall und diene nur dazu, die Kluft im Innern des Staats zu erweitern, statt zu verengen.

In einem zweiten Schreiben kam er nochmals darauf zurück, daß man die widerspenstigen Adligen niederhalten, ja mit Gewalt zwingen müsse, ihre Ansprüche aufzugeben [1]).

Durch solche, echt republikanisch-demokratische Rathschläge, die nicht blos Träume eines Schwärmers, sondern Gedanken eines verständigen Denkers sind, — denn nicht lange nachher sollten solche Ideen in Florenz ihre Verwirklichung finden, — hoffte Petrarka die römische Republik neu zu begründen. Aber die Hoffnung war eine trügerische, denn wenige Monate vergingen und in Rom herrschten wieder dieselben Parteikämpfe, welche die Stadt schon so oft geschädigt hatten und noch weiter schädigen sollten. Petrarka ward um eine Hoffnung ärmer, um einen Schmerz reicher.

---

5. Petrarka und Karl IV.

Das Papstthum hatte Rom den verlorenen Glanz nicht wiederzugeben vermocht; auch der Versuch einer inneren Wiederbelebung war gescheitert, da richteten sich die Blicke auf den Nachfolger der Caesaren. Er sollte, so meinten die italienischen Patrioten, Rom zur Hauptstadt wählen, von hier aus die Welt zu beherrschen und unter

seinem mächtigen Arm die Elemente vereinigen, die bestimmt schienen, in ewigem Widerstreit mit einander zu liegen.

Die Anhänger der Kaiser in Italien nannte man Ghibellinen, ihre Gegner Guelfen. Doch thäte man Unrecht, wenn man Dante's und Petrarka's politische Wirksamkeit kurz damit schilderte, daß man sie als eine ghibellinische bezeichnet. Denn Beiden — und dem heimathlichen Weltbürger noch mehr, als dem verbannten und nach Rückkehr verlangenden Florentiner Staatsmann — lagen eigennützige Beweggründe vollkommen fern, schwebten nur ideale Hoffnungen und Erwartungen vor. Indeß ist auch noch zwischen diesen Beiden ein Unterschied: Dante wurde durch seine äußeren Schicksale, durch eine gewisse Naturnothwendigkeit dazu gedrängt, die kaiserliche Partei zu ergreifen; Petrarka nur durch innere Erwägungen, durch reifer werdendes Urtheil, durch tiefer eindringende Alterthumsstudien zu diesen Anschauungen getrieben.

Zuerst nämlich scheint Petrarka nicht auf der kaiserlichen Partei gestanden zu haben. Die nahe Verbindung mit dem Papstthum, das jugendliche Alter hinderten den klaren Blick in den verwirrten politischen Fragen der Zeit. Für Kaiser Ludwig von Baiern, den erbitterten Kämpfer gegen das Papstthum konnte er sich nicht erwärmen: der war ihm zu deutsch; zudem machten ihn persönliche Beziehungen zum Gegner des Kaisers: denn Jakob Colonna, der es gewagt, zu Rom den Bann gegen Ludwig anzuheften, war sein vertrauter Freund, und Robert von Neapel, das Haupt der Guelfen, sein hoher Gönner. Wenn er dann gegen Johann von Böhmen, der, dem Kaiser feindlich, einen Zug nach Italien unternahm, ein Strafgedicht schrieb, so ist das nicht dem kaiserlich Gesinnten, sondern dem italienischen Patrioten zuzuschreiben, der seinem Zorn darüber, daß Italien von Raubschaaren durchzogen war, in einem heftigen Gedichte Ausdruck verlieh.

Dann aber schlug die antikaiserliche in eine kaiserliche Gesinnung um. Eben weil Karl IV. sich gegen Ludwig erhob, weil er den Päpsten nicht in schroffer Weise gegenübertrat, mußte er für Petrarka, der jenen haßte und diesen noch eng verbunden war, ein Gegenstand der Verehrung werden. Karl kam nach Avignon (Apr. 1346) und verstand sich dem Papst gegenüber so zu erniedrigenden Bedingungen, wie sie vor ihm kaum ein deutscher König zugegeben hatte, über welche Petrarka später, als er sie erfuhr, in bittere Klagen ausbrach. Damals scheint eine persönliche Beziehung zwischen Dichter und König nicht stattgefunden zu haben; wohl aber suchte Karl die durch des Dichters Gesänge gepriesene Laura auf und begrüßte sie in kaiserlich-huldvoller Weise.

Vier Jahre waren seitdem vergangen, Italien nach wie vor zerrissen, Cola's Unternehmen in Rom gescheitert, Rom's Elend und Verödung Petrarka während seiner Anwesenheit daselbst recht klar geworden, Karl, trotz der dringenden, durch den Cardinal von Boulogne überbrachten Aufforderungen Clemens' VI. nicht geneigt nach Italien zu ziehen, da entschloß sich Petrarka, der als Stimme Italiens von Allen betrachtet wurde und sich selbst als solche betrachten durfte, einen Brief an den Kaiser zu richten und damit Beziehungen anzuknüpfen, wie sie enger nur selten zwischen einem Privatmann und einem Kaiser geherrscht haben.

Er scheute ihn anzureden, der einfache Bürger den Hocherhabenen, aber er wagte es doch, weil er nicht die gewöhnlichen Schmeichelreden der Bittenden, sondern die ernsten Klagen des Mahnenden vorzubringen hätte. Die Mahnung betreffe Italien, das, früher schon von ihm in Begleitung seines Vaters betreten, ihn freudig erwarte und frohlockend ihn begrüßen würde. „Denn mögen Dich die Deutschen als den Ihrigen rühmen, wir betrachten Dich als Italiener.

Daher eile, erfülle Deine Aufgabe rasch, wie es Kaisern geziemt, ahme Deinem größten Vorgänger Caesar nach, der durch seine Schnelligkeit seine Boten überflügelte. Denn Italien ist Dein ältestes und größtes Reich, die Beruhigung Italiens Deine heiligste und schönste Aufgabe. Um sie zu bewirken, bedarf es freilich der Anwendung aller Kraft, aber ein hoher Lohn winkt, und das ruhmvolle, ehrwürdige, nun freilich elende, alte und traurige Rom tritt vor Dich und hält Dir die Bilder der großen, für alle Zeiten mächtigen Heldengestalten entgegen, vor denen der Erdkreis erzitterte und vor denen auch Du Dich verehrend beugst. Mögen sie Dich anfeuern zur raschen That, Dich lehren, daß Verzug der Tod jeder löblichen Handlung, daß das jugendliche frische Alter zu heldenkräftigem Beginnen die geeignetste Zeit ist. Aber wozu sollen wir fremde Beispiele suchen, wenn das heimische da ist, wozu aus Geschichtswerken Vorbilder wählen, da sie Dir aus Deiner eigenen Familie entgegenleuchten? Denn Heinrich VII., Dein glorreicher Ahn, würde, wenn ihm das Leben zur Erfüllung seiner großartigen Gedanken ausgereicht hätte, mich zur Herrscherin, die Völker Italiens frei und glücklich gemacht, unsere Feinde aber darniedergeworfen haben. In den seligen Gefilden weilend schaut er von der Höhe auf Dein Thun, rechnet die Tage, zählt die Stunden und redet scheltend also zu Dir: Geliebtester Enkel, in welchem die Hoffnung der Guten und ich selbst fortlebe, merke auf Rom und seine thränenreichen, der Erhörung würdigen Bitten, und erfülle Du, was ich erstrebt, aber durch jähen Tod überrascht nicht ausgeführt habe: die Erweckung Rom's zu neuer Größe, zu schöner Freiheit. Beginne das Werk, damit Du nicht darüber hinwegstirbst, denn erinnere Dich, indem Du an uns denkst, wie sterblich Du bist. Gehe eilends, und überschreite die Pässe der Alpen, die sich danach sehnen,

durch Deinen Fuß berührt zu werden, bringe Rom den Bräutigam, Italien den Befreier. Dich erwarten Berge und Flüsse, Dörfer und Städte, die Schaaren der Guten; sie allein aber sind es werth, daß Du zu ihnen eilest, daß Du ihnen Friede, den Schlechten Strafe, oder wenn sie bereuen, Verzeihung gewährest. Du kannst allein den Ruhm gewinnen, den ich, da der allmächtige Gott mich mitten im Werk fortraffte, nur halb erwarb."

In solch beredter Weise versuchte Petrarka die Seele des jungen Kaisers mit den großen Bildern des Alterthums zu erfüllen, und die Erinnerung an seine eigenen Vorfahren in ihm wachzurufen; aber diese idealen Bestrebungen vermochten nichts gegen die nüchternen politischen Erwägungen, von denen der Fürst sich leiten ließ. Da schlossen 1352 Florenz und Siena mit Perugia und anderen Städten einen Bund und boten dem Kaiser ihre Hülfe an, daß er im Verein mit ihnen dem übermächtigen Viskonti entgegentrete und es schien, als wenn der Kaiser dem Verlangen entsprechen würde.

Wieder war es Petrarka, der es für seine Aufgabe hielt, den Schwankenden anzufeuern, dem Muthlosen Muth einzuflößen. Jetzt sei Alles vorbereitet, jetzt glühe ein Jeder für ihn; käme er nicht, so sei zu fürchten, daß die Gluth erkalte. Sein Kommen aber sei nothwendig, für die Erwerbung seines Seelenheils, für das Heil Italiens, das Wohl der Kirche, für die Vorbereitung zum Kreuzzug; werde die Ankunft auch nur verschoben, so entschwinde der günstige Augenblick, und statt der Ehre, die nun seiner warte, werde Schande sein Erbtheil sein.

Aber Karl kam nicht, Petrarka wurde unmuthig und äußerte wohl, wenn er überhaupt nicht kommen wolle, dann möge er deutscher König heißen, aber auf den Namen eines Kaisers verzichten; und wurde durch eine endlich eintreffende

Antwort des Kaisers eher noch mehr verstimmt als beruhigt. Denn Karl schrieb in trockenstem Tone, daß Petrarka's Zeichnung der Wahrheit nicht entspreche: Rom und Italien sei dienstbar, arm, uneinig und diese Gestaltung des römischen Wesens mache auch eine Veränderung in der Gesinnung der Kaiser nothwendig: sie müßten den passenden Augenblick abwarten, um das wilde Thier — mit einem solchen habe schon Tiberius das römische Reich verglichen — an den Hörnern zu fassen und nicht von ihm gestoßen zu werden. So erwarte auch er die Zeit und hoffe, durch Gottes Rathschluß den günstigen Zeitpunkt zu ergreifen.

Das Schweigen nach einem solchen Briefe wäre Anerkennung desselben gewesen, daher unternahm Petrarka alsbald in einem neuen Schreiben seine Ansicht deutlicher auseinanderzusetzen; denn den Kaiser zu widerlegen, schien ihm unpassend. Eine Veränderung der Zeiten, eine andere Gestaltung der römischen Verhältnisse erkannte er nicht an; die Verminderung der Tugend sei vielleicht die einzige eingetretene Aenderung. Auch die Uneinigkeit sei nicht größer, sondern geringer als in früheren Zeiten; die großartigen Erfolge Cola's haben gezeigt, wie leicht unter einem Muthigen ein Zusammenschluß geschehe. Endlich passe der Vergleich Roms mit einem wilden Thier nicht; oder, wenn es ein Thier wäre, dann sei es ein solches, das, einmal gebändigt, willig die Zügel ertrage. Daher sei kein Grund zur Zögerung. Freilich eine Vergnügungsfahrt sei der Zug nach Italien nicht; wohl werde es des Eisens bedürfen, das dem Starken unentbehrlich, dem Schwachen ein heilsames Schreckmittel sei. Zu solchem Waffengange müsse er, der Friedfertige, dem Gewaffneten rathen und würde freilich lieber gepanzerte Legionen entgegenbringen, als bloße kriegerische Aufforderungen; aber wenn er auch dies nicht vermöge, so halte er dafür, seine Aufgabe endlich dadurch erfüllt zu haben, daß er des Kaisers Klagen als müßig, seine



Vorwürfe als ungerechtfertigt oder als Aeußerungen der auch den Kaiser beherrschenden Trägheit nachgewiesen hatte. „Denn wenn Du sagst: die Freiheit des Reiches ist zerstört, so hast Du, als Vater des Vaterlandes, die zerstörte wieder aufzurichten; meinst Du: das Sclavenjoch ist den Italienern aufgelegt, so hast Du es von dem Nacken der Deinigen abzuschütteln; siehst Du die Gerechtigkeit im Frohndienste der Habsucht, so sollst Du sie in ihr Heiligthum wieder einsetzen; glaubst Du die Friedensliebe aus dem Herzen der Menschen entschwunden, so sollst Du sie zurückführen. Erst, wenn Du dies thust, wirst Du wirklich Herrscher sein und wahrhafter Kaiser; thust Du es nicht, so wirst Du als unrühmlicher Privatmann dahingehn".

Und nun kam, nicht erregt durch Petrarka's Briefe, sondern durch die politischen Verhältnisse bewogen, Karl wirklich nach Italien. Die mächtige Stellung der Visconti war dadurch noch gefahrdrohender geworden, daß Genua, wie oben erzählt wurde, sich ihnen ergab und es war zu befürchten, daß durch längeres Zaudern des Kaisers das ohnedies lose Band zwischen Deutschland und Italien ganz zerrissen würde. Daher faßte er, freilich nicht ohne Schwanken und vielerlei Erwägungen, den Entschluß, über die Alpen zu ziehen und führte ihn aus.

Den Ankommenden begrüßte ein Glückwunsch Petrarka's. Mit dem Psalmisten rief er ihm entgegen: „Du erfüllst mich mit Freude durch Deinen Anblick", mit Vergil begrüßte er ihn:

Gekommen bist Du, endlich hat die Liebe
Zur Mutter den mühseligen Weg besiegt,

und wollte der erste unter seinen wahren Landsleuten, den Italienern, sein, der ihm begeisterte Huldigung entgegenbrächte.

Am 10. November 1354 traf Karl IV. in Mantua ein, fand vermuthlich hier Petrarka's Glückwunschschreiben vor und erwiderte dasselbe mit der durch einen besonderen Boten dem in Mailand weilenden Dichter zugeschickten Aufforderung, zu ihm zu kommen. Doch lassen wir lieber den Dichter selbst seine Wanderung und den Aufenthalt beim Kaiser beschreiben.

„Ich reiste am 11. November von hier (Mailand) fort und gelangte nach einer äußerst mühseligen Reise, auf der ich die Unbilden eines trüben, nebligen, eisigen Wetters zu ertragen hatte und in steter Gefahr schwebte, von Räubern überfallen zu werden, in vier Tagen nach Mantua, wo ich von dem Nachfolger unserer Cäsaren mit kaiserlicher Freundschaft, ja mit einer mehr als kaiserlichen Milde aufgenommen wurde. Manchmal verbrachten wir beide allein in traulichem Gespräch den ganzen Tag von Sonnenaufgang bis zum hereinbrechenden Dunkel der Nacht, in so freundschaftlicher Weise, daß, wenn ich nach Miene und Reden urtheilen wollte, ich den Kaiser für den vortrefflichsten Mann halten müßte, aber ich will mein Urtheil verschieben, bis ich seine Thaten und Erfolge sehe. Das habe ich auch ihm selbst nicht verschwiegen. Denn als er einmal die Widmung eines meiner Werke und besonders des von mir mit dem Titel: „Ueber die berühmten Männer" versehenen, verlangte, antwortete ich, daß es aus Mangel an Zeit und Muße noch unvollendet sei; und als er ein Versprechen für die Zukunft wollte, sagte ich, mit meiner angeborenen, selbst gegen die Großen stets bekundeten und mit dem Alter zunehmenden Offenheit: „Das soll geschehen, wenn Dir die Tugend innewohnen wird, mir das Leben". Da er sich über diese Antwort wunderte und eine Erklärung begehrte, so sagte ich: „Was mich betrifft, so bedarf ich zur Vollendung eines solchen Werkes lange Zeit,

was aber Dich betrifft, so bist Du der Widmung des Werkes nicht durch den kaiserlichen Namen oder einen leeren Titel würdig, sondern Du mußt Dich durch Thaten und Seelengröße den berühmten Männern anreihen und so leben, daß Dein Ruhm zu den Späteren dringt, wie der Ruhm der Alten zu Dir".

„Da ich sah, daß er dieses Wort mit strahlenden Augen und heiter glänzender Stirn anhörte, so erachtete ich die Gelegenheit für günstig, ein längst geplantes Vorhaben auszuführen, schenkte ihm einige sehr alte silberne und goldene Kaisermünzen, darunter eine von Augustus, die ich sehr werth hielt und sagte fast seufzend zu ihm: „Hier hast Du die Bilder einiger Deiner Vorfahren, die Du nachahmen und bewundern, nach denen Du Dich innerlich und äußerlich richten sollst, Bilder, die ich keinem außer Dir geben würde. Denn Dir gebühren sie, weil Du ihre Sitten und Thaten nicht nur kennen, wie wir auch, sondern nachahmen sollst". Darauf erzählte ich ihm kurz das Leben der Einzelnen, verwebte in die Erzählung Ermahnungen zur Tugend und Nacheiferung, erfreute ihn sehr dadurch und erhielt von ihm das Geständniß, er habe niemals ein angenehmeres Geschenk empfangen.

„Ein anderes Mal verlangte er von mir die Erzählung meiner Lebensereignisse und hörte mir so aufmerksam zu, daß er mich, wenn ich etwas aus Vergeßlichkeit oder der Kürze halber ausließ, unterbrach und das Fehlende ergänzte. Als ich dann bis auf die Gegenwart gekommen war und innehielt, fragte er mich: „Was gedenkst Du in der Zukunft anzufangen? und welches Ziel steckst Du Dir?" Darauf antwortete ich: „Meine Absicht ist die beste, obwohl ich meinen Thaten noch nicht die vollendete Form zu geben vermochte. Denn noch ist die alte schlechte Gewohnheit stärker als die gute neue, und das Herz kämpft gegen die neue Absicht, wie

das Meer gegen den ungewohnten Wind". „Das glaube ich wohl", entgegnete der Kaiser, „aber ich wollte wissen, welche Lebensart Du wählen möchtest". „Das einsame Leben", sagte ich unerschrocken und ohne Zögern, denn keines ist ruhiger, sicherer, ja glücklicher als dieses, das, meinem Urtheile nach, selbst Dein kaiserliches Prunkleben übertrifft. Dies will ich daher an seiner eigentlichen Stätte, d. h. in Wäldern führen, wie ich schon oft gethan habe, oder, wenn das nicht möglich ist, es auch in Städten zu erreichen suchen". Darauf lächelte der Kaiser: „Ich kannte Deine Absicht wohl und wollte Dich nur zum offenen Aussprechen derselben nöthigen, um Dich von ihr abzubringen". Und nun erhob sich ein langer Streit zwischen uns über diesen Gegenstand, in welchem ich, siegesgewiß, eine Menge Gründe und Beispiele für meine Ansicht vorbrachte und endlich ausrief: „Ich habe vor Kurzem über diese Sache ein Buch herausgegeben". „Das weiß ich", sagte der Kaiser, „und werde es ins Feuer werfen, sobald ich es in die Hand bekomme". „Dann will ich", so schloß ich, „dafür sorgen, daß Du es nie bekommst".

„Nachdem wir unter solchen Gesprächen mehrere Tage zugebracht hatten, bat mich der Kaiser, mit ihm nach Rom zu gehen, denn er wünsche diese Stadt nicht nur mit seinen, sondern mit meinen Augen zu sehen; ich aber mußte aus verschiedenen Gründen die Erfüllung dieser Bitte verweigern".

Aber der Kaiser verbrachte seinen Aufenthalt in Italien nicht nur mit literarischen Gesprächen. Bald nachdem er den Dichter entlassen hatte, zog er von Mantua fort, empfing in Mailand die eiserne Krone, brachte einen Waffenstillstand zwischen Genua und Venedig zu Stande, dessen Verdienst Petrarka zugeschrieben, aber von ihm bescheiden abgelehnt wurde, ging von da, bis Piacenza von dem Dichter begleitet, weiter nach Rom, wo er von dem päpstlichen Legaten die

Kaiserkrone erhielt. Seinem dem Papst gegebenen Gelöbnisse zufolge mußte indeß der Kaiser noch an demselben Tage Rom verlassen, zog darauf eine Zeit lang in den Städten Norditaliens umher, und begab sich dann nach seinem Heimatlande zurück.

Den Ankommenden hatte Petrarka bejubelt, den Wegziehenden verfolgte er mit heftiger Klage: er sei ein Böhmenkönig, kein Italiener, der so eilends, unverrichteter Sache den geliebten Boden verlasse; er sei ein Dienstbarer, kein Kaiser, der sich vom Papst erniedrigende Gesetze vorschreiben lasse.

Diese Trauer war gewiß ernst gemeint, aber sie war der letzte Ausdruck der wahrhaft idealen Kaisersehnsucht, welche Petrarka bisher erfüllt hatte. Das war dieselbe Sehnsucht, welche in Dante's Briefen und Gedichten einen so herrlichen Wiederhall gefunden hatte, welche in der durch heidnisch-klassische und christliche Anschauungen erzeugten ehrwürdigen, wenn auch beklagenswerthen Romantik Heinrich VII. lebte, aber in Karls verständigem, doch poesielosem Geiste keine Stätte fand. Daher mochte Petrarka, so lange er den Kaiser nicht kannte, immerhin versuchen, ihm neue Gesichtskreise zu eröffnen; nachdem er Gelegenheit gehabt hatte, ihn kennen zu lernen, mußte er aufhören, ihn zu einem neuen Cäsar stempeln zu wollen. Gleichwohl ließ er nicht von dem Bemühen ab, versuchte immer wieder trotz besserer Kenntniß das Bild des Kaisers so zu gestalten, wie er es gern lebendig gewünscht hätte, und täuschte Andere und vielleicht auch sich selbst mit einer erkünstelten Idealität, die uns als häßliches Zerrbild erscheinen muß. Auch Anderes kommt hinzu, um von den ferneren Beziehungen zwischen Petrarka und dem Kaiser den wohlthuenden Strahlenglanz entschwinden zu lassen, den das hellleuchtende Feuer echter Begeisterung, reiner Schwärmerei immer erzeugt. Vor 1354 nämlich sprach Petrarka als Un-

bekannter, als Patriot; seit 1354 als ein persönlich Geehrter, als Diener der Visconti. Durch diese Umwandlung war in das ganze Verhältniß etwas Schiefes gekommen: die Unbefangenheit mußte schwinden, wenn der durch Gnadenbeweise Ausgezeichnete zu dem gnadespendenden Herrn sprach; die Worte trugen etwas Gezwungenes an sich, wenn der Höfling, der einer Familie diente, im Namen Italiens, das keinen Herrn kannte, zu reden unternahm. Darum wird es gestattet sein, über diese späteren Beziehungen zwischen Karl und Petrarka kürzer hinwegzugehen.

Kaum war Karl aus dem Süden hinweggezogen, — man vermuthete ihn noch in Basel — so reiste Petrarka im Auftrage der Visconti ihm nach und folgte ihm, da er nicht mehr in Basel war, nach Prag, um von ihm zu erkunden, welche Pläne er über Oberitalien gefaßt hätte, und die für Mailand etwa nachtheiligen Absichten zu vereiteln. Er verweilte in Prag, im fremden Lande, in dem er die Heimat nur noch inniger lieben lernte, mehrere Wochen, befriedigte durch die vom Kaiser ertheilten Geschenke, und durch das Erwerben hochgestellter Freunde seine persönliche Eitelkeit, verlor aber immer mehr die Unabhängigkeit der Anschauung und die dadurch begründete Freiheit der Sprache. Denn die goldene Kette, und werde sie auch nur als Anerkennung freimüthigen Strebens verliehen, hemmt die ungehinderte Bewegung und legt gewisse Rücksichten auf, die der völlig Ungebundene nicht kennt.

Indessen ein Höfling Karls ist Petrarka nicht geworden. Wohl nahm er vom Kaiser den Pfalzgrafentitel an, spendete der Kaiserin Anna Preis und Lob auf die ihm direct zugegangene Nachricht, daß sie eine Tochter geboren habe, aber hing zu sehr am italienischen Boden, um sich in die Bande schlagen zu lassen, welche ihm der Kaiser gern auferlegt hätte.

Denn als derselbe ihn aufforderte (1361), zu ihm zu kommen und an seinem Hofe dauernd zu verweilen, dankte Petrarka zwar für das Anerbieten, das an die Liebenswürdigkeit des Augustus gegen den Horaz erinnere, schlug es aber aus, wie er auch der Aufforderung des Königs von Frankreich dankende Ablehnung entgegengesetzt habe. Jedoch benützte er die Gelegenheit, um in ähnlichem Geiste, wie vor elf Jahren, einen Aufruf an den Kaiser zu erlassen.

Er verlangte dasselbe wie früher: schleunigen Zug nach Italien und ermahnte dazu mit denselben Gründen; neu ist er nur in einem: in Berücksichtigung des bereits geschehenen Krönungszuges. Dieser flüchtige Besuch Italiens hatte dem Patrioten nicht genügt; das Verweilen in Rom, das einer Flucht nur zu ähnlich sah, hatte den Anhänger des Kaisers erbittert. Aber die meiste Schuld schob er auf den Papst, der den Kaiser zu dem Gelöbniß genöthigt hatte, alsbald nach der Krönung Rom zu verlassen. Was aber, so meinte er, der eine Papst gebunden habe, das könne der andere lösen; und das müsse geschehen, denn es zieme sich für Keinen, den Kaiser in seiner Freiheit zu beschränken; nicht für den Kaiser, sich in der Selbstständigkeit seines Handelns beschränken zu lassen.

Eine Antwort Karls auf diese Auseinandersetzung besitzen wir nicht. Was sollte auch der Kaiser sagen? Er liebte den begeisterten Italiener, hätte ihn gern näher an sich gefesselt und durch den Glanz, der von dem Dichter ausstrahlte, seinen Hof erhellt, fühlte aber keine Lust, auf seine politischen Ideen einzugehen und mit ausdrücklichen Worten Aufforderungen zurückzuweisen, die er durch die That deutlich genug ablehnte. Um aber den Dichter zu ehren und mit den Zeichen kaiserlicher Huld zu schmücken, schickte er ihm einen goldenen Becher und ließ ihm, nachdem 1362 ein Prinz, der spätere Kaiser Wenzel, geboren worden war, die Aufforderung

zugehen, nach Deutschland zu kommen und die Erziehung des Kindes zu übernehmen.

Als der Kaiser dies schrieb (Frühling 1362), befand er sich an der Nordgrenze Italiens. Daher konnte der Dichter die den früheren Aufforderungen entgegengehaltene Ausrede, daß die weite Entfernung ihm die Wegschaffung der Bücher unmöglich mache und auch die andere, daß die drückende Hitze ihm beschwerlich falle, jetzt nicht mehr anwenden; er sagte zu und machte sich auf den Weg. Aber der Ankündigung, daß er reise, ließ er bald die Meldung folgen, daß er in Folge der die Straßen unsicher machenden Kriegsunruhen am Weiterreisen gehindert werde und verschob den Entschluß, an den kaiserlichen Hof zu gehen, um ihn nie wieder aufzunehmen.

Statt seiner kam wieder ein Ermunterungsschreiben zur Aufrichtung des Kaiserthums, zur Erneuerung des römischen Reiches. Zwar fürchtete Petrarka selbst, durch die vielen Briefe dem Kaiser lästig zu fallen und Andern lächerlich zu werden, aber die Urtheile dieser meinte er verachten zu dürfen und Karls Abneigung hoffte er durch stürmisches Bitten zu besiegen. Denn durch seinen Mund, so schrieb er, rief Italien: „Mein Cäsar, Cäsar, wo bist Du? Warum verläßest Du mich? Was zögerst Du? Wahrlich wäre ich nicht unbeweglich, auf drei Seiten vom Meere, auf der vierten von den Alpen fest umschlossen, ich hätte schon längst meinen Kaiser von der Donau mir hergeholt".

Fast fünf Jahre später (Dec. 1367) folgte diesem erfolglosen Schreiben ein neues nicht minder erfolgloses, das letzte, das Petrarka an den Kaiser gerichtet hat. Ein Ritter nämlich reiste zum Kaiser, der mit Petrarka innig befreundet war, namentlich mit ihm die gläubige Verehrung des kaiserlichen Namens theilte, und ihn zu einem neuen Sendschreiben veranlaßte, zu dem das Verlangen seines Herzens ihn ohnedieß trieb.

So faßte er denn nochmals alle früheren Ermahnungen zusammen: möge der Kaiser kommen, noch sei es Zeit. Er würde ewige Schmach verdienen, wenn er durch Nichterscheinen die Hoffnung der Patrioten vernichtete, und den schimpflichen Namen eines Zauderers erwerben, wenn er durch längeres Hinhalten die Aufregung steigerte. Möge der Kaiser bedenken, daß die Lebenszeit kurz sei und die Lebensarbeit groß und daß nur der ruhigen Gemüthes seinem Ende entgegensehen könne, der seine Aufgabe wahrhaft erfüllt habe.

Als im folgenden Jahre Papst Urban nach Rom zurückkehrte, fand er, seiner wartend, an den Thoren Roms den Kaiser, der zu Fuß das weiße Roß des Papstes bis zum Vatikan führte, die demüthigendsten Dienste dem Papste erwies und seinen Aufenthalt in Rom und Italien nur dazu benützte, um trotz der gefürchteten Macht, die er um sich vereinigt hatte, seinen äußeren Glanz zu vermehren und Würden zu ertheilen, und durch seinen kaiserlichen Zug nur bewirkte, daß der kaiserliche Name geschändet wurde.

Eine solche Wirkung seiner Aufforderungen hatte Petrarka nicht erwartet. Daher sah er den Kaiser einziehen und begrüßte ihn nicht, scheiden und betrauerte ihn nicht; er fand sein Ideal zertrümmert und war männlich genug, nicht eitlen Klagen über ein unwiederbringlich Verlorenes sich hinzugeben. Zudem hatte Petrarka's Hoffen gerade in dieser Zeit eine andere Richtung genommen: es hatte sich die Meinung gebildet, daß der Papst das erreichte, was der Kaiser nie ernstlich versucht hatte. Aber auch als Urban aus Italien fortzog, war Petrarka's Erwartung nur vertagt, nicht vernichtet, denn in ihm lebte der feste, starkmachende Messiasglaube, der von der Erlösung sicher überzeugt ist, mag sie auch den Augen des Hoffenden nicht sichtbar erscheinen. Noch ein Jahr vor seinem Tode arbeitete er, ungebeugt durch die trüben Erfahrungen seines

Lebens an einer Schrift „über die beste Verwaltung des Staates“, in der er das Ideal eines Fürsten zeichnete, wie er es ersehnte[1]).

Florenz hatte sich von ihm abgewendet, die kleinen Fürsten, die ihm ihre Gunst erzeigt hatten, waren vor ihm hinweggeschieden, Cola bei seinem zweiten Unternehmen getödtet, das Papstthum wieder an Avignon gefesselt, der Kaiser alles idealen Schimmers entkleidet; — aber Italien blieb ihm, die liebende Mutter, die das Kind genährt hatte und mit sorglicher Treue geleitete bis zum Grabe.

IV.

Petrarka und Laura.

1. Laura.

„Wenn Petrarka nicht geliebt hätte, so würde er weniger bekannt sein". Dieses Urtheil Voltaire's, das etwa vor einem Jahrhundert ausgesprochen worden ist, gilt auch noch heute. Denn wer, unter der großen Zahl der Gebildeten, weiß von Petrarka etwas anderes, als daß er Sänger der Liebe gewesen, wer denkt nicht, sobald er des Dichters Namen hört, an die, welche dieser durch seine Gedichte verherrlicht hat, an Laura?

Trotz dieser Popularität, deren sich der Dichter und seine Werke zu erfreuen scheinen, eine Popularität, die sich besonders darin kundgiebt, daß man jede schwärmerische Liebe mit dem Namen einer Petrarka-ähnlichen zu bezeichnen pflegt und, in Nachahmung des von Petrarka gegebenen Musters, den geliebten Gegenstand mit dem schönklingenden Namen Laura belegt; ist eine wirkliche Kenntniß des Verhältnisses, wie es zwischen Petrarka und Laura bestanden, der Gedichte, in denen Petrarka seiner Empfindung Ausdruck gegeben hat, nur in sehr geringem Maße vorhanden. Statt sich über diesen Punkt genaue Kunde zu verschaffen, in der Weise etwa, wie man es in Betreff des in den Shakespeareschen Sonetten behandelten Gegenstandes versucht hat, wiederholen die Verfasser

unserer Literaturgeschichten, Conversationslexiken und Chrestomathieen gewöhnlich nur alte Irrthümer, welche die Sache verdunkeln, nicht erhellen.

Solche Irrthümer konnten dadurch leicht entstehen, daß Quellen fehlen, aus denen eine genaue Nachricht gezogen werden kann. Denn weder ist uns irgend eine von Laura selbst herrührende schriftliche Mittheilung, ein Brief oder dgl. erhalten, noch irgend eine urkundliche Aufzeichnung oder ein zeitgenössischer schriftstellerischer Bericht, noch endlich eine so klare zusammenhängende Erzählung Petrarka's selbst, daß sich daraus eine genügende Kunde der Persönlichkeit oder der Schicksale der Laura ergäben. Vielmehr sind, abgesehen von einzelnen Notizen, die sich zerstreut an andern Orten finden, Petrarka's italienische, dem Lob und Preis der Geliebten gewidmete Gedichte: Sonette, Canzonen, Sestinen, Balladen und Triumphe unsere Hauptquelle, Gedichte, die, wie es die Natur derselben nothwendig macht, Empfindungen der verschiedensten Art zum Ausdruck bringen, nicht aber genügendes Material zur Herstellung einer Biographie der Besungenen liefern. Grade diese Gedichte aber sind es, welche dem Petrarka den Namen eines der größten Meister der italienischen Literatur verschafft und Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart erhalten haben; Gedichte, welche freilich nur in der Ursprache den wahren Genuß gewähren, doch aber auch durch mehrfache deutsche Uebersetzungen den der italienischen Sprache Unkundigen zugänglich gemacht worden sind [1]).

Die früher ganz allgemeine Auffassung war die, daß Laura nicht wirklich gelebt, sondern nur in der Phantasie des Dichters existirt habe. Diese Auffassung wurde durch mancherlei Beweise unterstützt. Zunächst dadurch, daß Petrarka's Liebe nach der Darstellung, die sich aus den Gedichten ergibt, eine so vollkommen geistige gewesen sein sollte, daß

der Dichter niemals auch nur die kleinste Gunstbezeigung erhielt; ein solches, einundzwanzig Jahre dauerndes Verhältniß aber zwischen zwei Personen, von denen die eine, der Dichter, nach seinem eignen oft wiederholten Geständniß, sinnlichen Regungen sehr unterworfen war, für unmöglich erklärt wurde. Sodann dadurch, daß in den Dichtungen der Name der Geliebten, Laura, häufig zu Spielereien mit den gleich oder ähnlich klingenden Worten lauro, Lorbeerbaum, oder laurea, Lorbeerkranz und l'aura, die Luft benutzt werde, Spielereien, die schon frühe die von dem Dichter selbst einmal zurückgewiesene Vermuthung erzeugten, der Dichter habe dem ihn beseelenden heißen Verlangen nach dem poetischen Lorbeer auch in seinen italienischen Gedichten einen, allerdings seltsamen, oft bis zum Unkenntlichen verhüllten Ausdruck gegeben. Endlich dadurch, daß, wie man behauptete, in den lateinischen Schriften Petrarka's, als in welchen er sich den Zeitgenossen unverhüllt zeigte, dieser Liebe gar nicht gedacht würde; ein Umstand, in welchem man die vollste Gewähr dafür zu sehen meinte, daß die angebliche Laura nur eine von dem Dichter zu dem Behufe fingirte Persönlichkeit gewesen sei, um seinen poetischen Jubel- und Klageliedern eine bestimmte Richtung zu geben.

Von den beiden ersten Beweisen wird noch in anderm Zusammenhang die Rede sein müssen, der dritte würde sicherlich entscheidend sein, wenn er nur wahr wäre. Aber er ist nicht wahr. Denn wir haben schon gesehn, daß Petrarka in seinem lateinischen Brief an die Nachwelt dieser Liebe gedenkt, daß er in seinen lateinischen Gedichten darauf anspielt; wir werden noch sehen, daß er seinem Verhältnisse zu Laura einen großen Theil seiner „Bekenntnisse“ widmet, daß er ihren Tod in einer fast urkundlichen Aufzeichnung mittheilt. Gegen diese unwiderleglichen Zeugnisse hilft kein ungläubiges

Kopfschütteln, sondern nur ein Aufgeben der vorgefaßten Meinung; man müßte denn Petrarka für einen schlauen Betrüger halten, der in rücksichtslosester Weise darauf ausgegangen wäre, Zeitgenossen und Nachwelt über sich zu täuschen. Wenn man endlich zur Entkräftung der obenangeführten Stellen darauf hinweist, daß sich in dem lateinischen Briefwechsel, der umfangreichsten und lautersten Quelle für Petrarka's Leben, niemals der Name der Geliebten, und selten eine Hindeutung auf sie findet, so ist dagegen zu bemerken, daß die wenigen auf seine Liebe hinweisenden Stellen so klar sind, daß sogar sie allein genügende Beweiskraft hätten [2]), daß ferner die Briefe zum geringsten Theil der Zeit angehören, in der Laura lebte, und zum größten Theile dem späteren Alter Petrarka's, in dem er seine frühere Richtung und Anschauung verdammte, daß endlich nach Petrarka's in der Widmung der Briefsammlung ausdrücklich abgelegten Geständniß die Stellen, welche persönliche, zur Zeit des Niederschreibens ihn und Andere interessirende, später gleichgültig gewordene Angelegenheiten behandelten, von ihm bei der Durchsicht der Briefe gestrichen worden sind [3]).

Nach alledem wird die Meinung, daß die angebetete Laura nur ein Phantasiebild des Dichters gewesen sei, der richtigeren Anschauung Platz machen müssen, daß sie wirklich existirt habe. Aber wer war sie nun? Auch darüber herrscht keine Einigkeit. Denn während eine durch vielfache Aeußerungen Petrarka's begründete Uebereinstimmung darüber herrscht, daß Laura zumeist in Avignon lebte, daß sie dem Dichter zuerst am 6. April 1327 erschien und an demselben Tage im J. 1348 starb, hat sich über die zur Beurtheilung des ganzen Verhältnisses höchst wichtige Frage, ob Laura Jungfrau oder Frau gewesen, seit einem Jahrhundert etwa ein Streit erhoben. Ein französischer Biograph Petrarka's nämlich, Abbé

de Sade, veröffentlichte Urkunden, deren Authenticität einstweilen feststeht, aus denen hervorgeht, daß eine Laura de Noves in Avignon 1307 geboren, 1325 an Hugues de Sade verheirathet wurde, mit ihm 11 Kinder zeugte und 1348 an der Pest starb. Diese Laura de Noves soll mit Petrarka's Laura identisch sein, eine Zusammenstellung, die von dem französischen Biograph aus Wahrscheinlichkeitsgründen gerechtfertigt wird, denen eine gewisse Zulässigkeit nicht abzusprechen ist, aber die volle Beweiskraft fehlt. Zur Unterstützung derselben hat aber de Sade eine Reihe innerer, aus den Schriften Petrarka's selbst geschöpfter, Gründe vorgebracht und durch das Gewicht derselben eine derartige Wirkung hervorgerufen, daß diejenigen, welche nach ihm neue Ausgaben oder Uebersetzungen der Schriften Petrarka's veranstalteten oder Nachrichten über sein Leben gaben, fast ausnahmslos die Geschichte der Laura nach dem hier gegebenen Vorbilde schrieben; ja daß der neueste Biograph Petrarka's, wiederum ein Franzose, sagen durfte: „kein ernster Forscher zweifelt mehr an der Verheirathung der Laura" [4]).

Die Gründe, welche von de Sade angeführt werden, sind im wesentlichen folgende: 1. Petrarka nenne seine Geliebte immer mit Ausdrücken, die nur einer Verheiratheten zukämen; 2. er habe zu ihrer Verherrlichung einen trionfo della castità geschrieben und in demselben ihr nur Frauen zu Begleiterinnen gegeben, 3. er schildere ihren Schmuck wie den einer Frau, 4. er rede an einer Stelle ausdrücklich von den vielen Schwangerschaften, die ihren Körper geschwächt hätten.

Der letzte Beweis würde, wenn er zuträfe, die Sache natürlich entscheiden und er muß daher zunächst betrachtet werden. In den Bekenntnissen nämlich, von denen der Theil, welcher die Liebe behandelt, später mitgetheilt werden soll, legt Petrarka dem h. Augustin die Worte in den Mund:

„Der Körper der Laura hat viel von seiner früheren Schönheit eingebüßt durch Krankheiten und durch häufige (morbis ac crebris)“ und nun folgt ein Wort, das in allen Drucken lautet perturbationibus (Leiden), in zwei guten Pariser Handschriften und einer sehr alten italienischen: ptubs, das, aufgelöst, allerdings nur partubus (Geburten) heißen kann. Bei solcher Lage der Dinge kann es sich nur darum handeln, ob die Autorität der angeführten Handschriften eine derartige ist, daß sie alle ihr etwa entgegenstehenden Gründe und Bedenken beseitigt, oder ob sie, an und für sich eine unschwer zu erschütternde, jedenfalls dem Gewichte der Gegengründe weichen muß. Dabei ist nun wohl zu berücksichtigen, daß wir das Autograph Petrarka's nicht mehr besitzen, daß wir in allen übrigen Handschriften, und in sämmtlichen Drucken deutlich perturbationibus lesen, und daß wir endlich in dem logischen Zusammenhang der Stelle weit eher dieses Wort als partubus erwarten, denn Petrarka antwortet: „auch ich bin sorgenbelasteter und älter geworden“ [5]).

Indeß auch die übrigen von de Sade als Stütze seiner Ansicht angeführten Gründe haben keine Beweiskraft. Denn der Schmuck, den Laura trägt, ist durchaus keiner, der bloß Frauen zukommt, sondern ein den Frauen und Töchtern höherer Stände gestatteter; der trionfo della castità, der dem Ausdrucke nach sich allerdings ebensowohl auf Frauen als auf Jungfrauen beziehen könnte, führt nicht nur nicht ausschließlich Frauen als Begleiterinnen der Laura auf, sondern ganz vorzugsweise Jungfrauen; und die Ausdrücke mulier und donna, mit denen Petrarka allerdings sehr häufig die Geliebte bezeichnet, sind, ebenso wie die gleichbedeutenden Wörter in andern Sprachen, die durchaus gewöhnlichen in der Liebessprache jener Zeit und die allgemein üblichen zur Bezeichnung der Jungfrau Maria, so daß sie gewiß nicht den Beweis

liefern können, daß Laura wirklich verheirathet gewesen sei. Um so weniger kann dies der Fall sein, da Petrarka an andern Stellen, die de Sade nicht hätten entgehen dürfen, Laura geradezu als Jungfrau bezeichnet. Wir müssen, der Wichtigkeit der Sache halber, die einzelnen Stellen betrachten.

In der achten Ekloge, die den Abschied von Avignon schildert, nennt Petrarka unter den Gründen, die ihn hier festgehalten hätten, „die Gestalt des Mädchens, die ihn schmeichelnder gefesselt hätte, als alle Lockungen"; in der dritten Ekloge, in welcher er die unter dem Namen Daphne geschilderte widerstrebende Geliebte überreden will, ihm zu folgen, ruft er ihr zu: „Sorge für Dich, da Du noch frei bist", und auch in einem Sonett drückt er einen ähnlichen Gedanken aus. Ja in seinen Bekenntnissen redet er von ihr, zur Zeit da er sie liebte, als einer adolescentula, einem jungen Mädchen, und in der funfzehnten Canzone spricht er „von dem Zauber ihres Antlitzes, den kein menschliches Auge geschaut habe, als das seinige" [6]).

Weitere Bemerkungen Petrarka's, aus denen sich die Jungfräulichkeit der Laura schließen ließe, finden sich nicht, doch kommt wohl noch einiges Andere in Betracht. Noch heute nämlich sind in Avignon allgemein zwei Ansichten verbreitet, die an und für sich nichts beweisen, aber zur Stütze der einmal gewonnenen Ueberzeugung dienlich sind, und zwar die, daß Laura der Familie de Sade durch Geburt, also nicht erst durch Heirath angehört habe, und, daß sie stets unvermählt geblieben sei [7]). Ferner würde es unbegreiflich sein, daß Petrarka in einem so aufrichtigen Werke, wie den Gesprächen mit Augustin, die in so glühender Weise einer Verheiratheten erwiesene Anhänglichkeit sich nicht als Unrecht habe vorhalten lassen, daß er in keinem seiner Gedichte, namentlich in den nach dem Tode der Geliebten verfaßten,

ihren Mann oder ihre Kinder erwähnt habe. Endlich erheben sich auch schwerwiegende ästhetische Bedenken gegen de Sades Ansicht. Es scheint gradezu unmöglich, daß Laura, die, man denke sich das Verhältniß zu Petrarka wie man wolle, dem Sänger doch niemals in abweisender Verachtung gegenübergestanden haben kann, sondern mit starken Banden geistiger Zusammengehörigkeit mit ihm verknüpft gewesen sein muß, in der Zeit, da Petrarka ihr anhing, 11 Kinder von einem andern Manne gebar.

Alle die angeführten Gründe und Bemerkungen berechtigen uns wohl zu der Behauptung, daß die Laura, die während ihres Lebens und nach ihrem Tode von Petrarka so vielfach besungen worden ist, als Jungfrau gelebt hat, und daß die Laura, über welche die von de Sade gebrachten urkundlichen Mittheilungen handeln, nicht die Geliebte Petrarka's ist.

Bei diesem Thatbestande, der freilich alle die kühnen Vermuthungen ausschließt, durch welche de Sade unklare, ja bisweilen ganz klare Stellen der Gedichte Petrarka's in sein System einzufügen versucht hat, bleibt nur eine Frage offen, nämlich die, warum der Dichter die von ihm angebetete Laura nicht geheirathet habe. Schon die ältesten Biographen, die in der Bezeichnung der Laura als einer virgo durchaus übereinstimmen, erzählen, daß ein Papst dem Petrarka gerathen habe, seine Geliebte zu heirathen und ihm zu dem Behufe die Bestätigung, ja die Vermehrung seiner Beneficien versprochen, fügen aber hinzu, daß Petrarka sich geweigert habe, diesem Rathe zu folgen. Dieser Zusatz ist unzweifelhaft irrthümlich, wie überhaupt die ganze Erzählung durch Nennung des Papstes Benedikt, mit welchem Petrarka durchaus in keiner vertrauten Beziehung stand, starke Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit erregt; denn Petrarka hat ganz gewiß, wie aus ver-

schiedenen Stellen seiner Gespräche mit Augustin und seiner Gedichte hervorgeht, besonders in seinen Jugendjahren, heftiges Verlangen in sich empfunden, Laura zu besitzen und an eine Verbindung mit ihr gedacht [8]). Nicht er also, sondern sie hat sich einer Verheirathung widersetzt. Der Grund ihres Widerstandes läßt sich mit historischer Genauigkeit nicht bestimmen und es wäre ein thörichter Versuch, ihn romanhaft auszuschmücken. Aber einzelne Andeutungen zur Erkenntniß desselben finden sich in seinen Gedichten. Er sagt einmal: „der Himmel wollte es nicht, daß sie mich erhörte" und zeigt vielleicht damit an, daß sie sich weigerte, ihm, dem Priester, dem Gottgeweihten die Hand zu reichen. An einer andern Stelle erzählt er, daß ihm eine schöne Frau erschienen sei, die ihm, nachdem er Jahre hindurch nach ihrem Besitze gestrebt hätte, endlich das höchste Glück versprach und zu gewähren bereit war. Während er aber voll Verlangen die Arme nach ihr ausstreckte, habe er ihre warnende Stimme gehört, er werde um eine Schönere sie verlassen und wirklich habe er, trotzdem er ihre Mahnung anfangs für ganz überflüssig erklärt habe, durch den Glanz einer neuen Erscheinung geblendet, glühenderes Sehnen nach der später erschienenen empfunden [9]). Wohl wird dieses Gedicht meist als ein Zwiegespräch zwischen Petrarka und der Göttin des Ruhms aufgefaßt, aber unverkennbar enthält es auch die Deutung des Verhältnisses zwischen dem Dichter und der Geliebten. Vielleicht ahnte sie, die seine Sinnlichkeit und Unbeständigkeit kannte, daß ihre völlige Hingabe die Gluth seiner Liebe erlöschen, die Schwingen seines Dichtergeistes lähmen würde, und versagte deshalb in echtester Zuneigung, „die das Glück des Fordernden mehr als seinen Willen bedenkt", dem Freunde das Gut, nach dem er sich sehnte. Dadurch erhielt sie uns die herrlichen Gesänge, die von dem italienischen Volke noch heute als Perlen

seiner Dichtung betrachtet werden und wahrte in vollkommenster Reinheit eine ideale Gestalt, zu deren Betrachtung sinnige Gemüther sich stets mit heiliger Andacht hingezogen fühlen werden.

---

2. Liebesklänge.

Am 6. April 1326 kehrte Petrarka von Bologna, nachdem er einige Jahre hindurch ein den Studien geweihtes, moralisch unbeflecktes Leben geführt hatte, nach Avignon zurück. Hier nun, aller Bande frei geworden, gefiel er sich eine Zeit lang in dem Treiben, das unter den Jünglingen jener Zeit am päpstlichen Hofe herrschte, das aber in späteren Jahren von ihm belächelt, ja verdammt wurde.

„Erinnerst Du Dich, — so schrieb er später über jene Zeit an seinen Bruder — was für einen lächerlichen Kleideraufwand wir trieben, wie eifrig wir die mühselige Arbeit verrichteten, uns Abends und Morgens frisch anzuziehen, wie besorgt wir waren, daß kein einzelnes Härchen seinen Platz verlasse und die Locken vom Winde nicht in Unordnung gebracht würden, wie ängstlich wir den hin- und herfahrenden Wagen und Pferden auswichen, daß unsere reinen Gewänder keine Schmutzflecken aufnähmen. Und gar die Schuhe! Statt in bequemer Weise den Füßen Schutz zu verleihen, drückten sie dieselben auf's Schrecklichste und peinigten mich so, daß ich schließlich lieber der Mode feindlich entgegentrat, als daß ich meine Füße vollkommen unbrauchbar machte. Wozu das Alles? Um Anderen zu gefallen und gar oft solchen, die uns nicht gefielen."

Aber dem eifrigen Jünger der Modethorheiten blieb das Herz frei. Studien und Lebensgenuß nahmen sein Denken völlig in Anspruch, die Liebe hatte ihn noch nicht ergriffen. Schon hoffte er den Schlingen derselben glücklich entgangen zu sein, als er von Amor, der die rechte Zeit und den rechten Ort erwählt hatte, in „seines ersten Alters süßen Tagen" gefaßt und für lange Zeit festgehalten wurde.

„Laura", — so lauten Petrarka's eigene zum ewigen Gedächtniß niedergeschriebenen Worte — „die, durch ihre eignen Tugenden berühmt, durch meine Gedichte weithin bekannt wurde, erschien meinen Augen zum ersten Male in der Clarakirche zu Avignon am Morgen des 6. April 1327." Dieser Tag gab ihm ein neues Leben, ward ihm der Ausgangspunkt für eine neue Zeitrechnung, dessen er oft gedachte. Denn bei der jährlichen Wiederkehr des entscheidenden Tages erneute sich die einmal erregte Empfindung und wie ein zu einem andern Glauben Uebergetretener die Jahre seiner Wiedergeburt sorgsam zählt, so rechnete Petrarka getreulich die Jahre seiner Liebe zusammen vom ersten bis zum einundzwanzigsten, von jenem Tage an, der ihm die süßeste Wonne und den herbsten Schmerz erzeugt hatte. Alle die wechselnden Empfindungen, von denen er in dieser langen Zeit beherrscht wurde, brachte er in seinen Gedichten zum lebhaftesten Ausdruck, in seinen Sonetten, von denen 227 während des Lebens der Geliebten entstanden, deren jedes trotz des allen gemeinsamen Stoffes und trotz der durch das metrische Gesetz bedingten knappen Form dem zu behandelnden Gegenstande eine neue Seite abgewinnt und diese vollständig betrachtet; in den Canzonen, meist recht ausführlichen Gesängen, die, im Gegensatz zu den kurzen oft wegen ihrer Kürze nicht leicht verständlichen Andeutungen der Sonette große hochpoetische Stimmungsbilder genannt werden können; in den Balladen,

kleineren, dem Inhalt und der Form nach unbedeutenden Spielereien, und den Sestinen, künstlich ausgearbeiteten Liebe- und Naturschilderungen. Alle diese Gedichte sind durch die verschlungenen, häufig wiederkehrenden Reime überaus kunstvoll; sie sind ferner nicht ursprünglich, sondern den italienischen des Cino da Pistoja und des berühmteren Dante nachgeahmt und zeigen auch häufige Anklänge an die Liebeslieder provençalischer Dichter, auf deren Boden sie meist entstanden sind; aber ungeachtet dieses in der ganzen Dichtungsart und vornemlich in der Form erkennbaren Anlehnens dürfen sie nicht als bloße Nachahmungen verworfen werden.

Vielmehr lebt in diesen Gedichten der Ausdruck eines wahren, tiefen, inneren Gefühls. Zwar gefällt sich der Dichter in Zusammenstellungen des Namens der Geliebten mit den gleichklingenden italienischen Worten: Lorbeer und Luft; aber trotz dieser manchmal lästigen Spielereien bleibt er wirksam durch die Mannigfaltigkeit des poetischen Ausdrucks, durch die reiche Abwechselung der Gedanken. Die Anspielungen auf den Lorbeerbaum, der den höchsten Ehrenpreis, zugleich auch Schatten und süße Labung gewährt, auf Daphne, die von der Mutter Erde dem liebeglühenden Apollo entzogen und in einen immergrünenden Baum verwandelt wurde, auf die „reizende, heitere, süße, himmlische, heilige Luft“, haben Petrarka Gelegenheit zu den schönsten Erzeugnissen echt dichterischer Empfindung gegeben.

Denn die Liebe, welche der Dichter fühlt, ist eine echte. Sie läßt sich nicht im Einzelnen schildern und beschreiben, das Verhältniß der beiden Liebenden läßt sich nicht in allen Momenten darstellen und zu einem Romane verarbeiten, aber Manches tritt klar genug hervor, um eine Anschauung der Stellung zu ermöglichen, welche der Dichter der Geliebten gegenüber einnahm.

Er wird nicht müde, ihr Aeußeres zu beschreiben und tadelt sich doch, daß er nicht im Stande sei, ihre Schönheit würdig genug zu preisen: Das Roth und Weiß der Wangen, die schönen Formen des Körpers, das goldene Haar, „das mit lichtem Prangen der Sonne Neid erregt" und das den Liebenden mit unlöslichen Banden umschlingt, das grüne Kleid, das sie trug, als sie seinen Blicken zum ersten Male erschien. Er gedenkt ihres Redens und Lachens, ihrer Stimme, die, „im Himmel selbst willkommen, holden Wortes tönt", die, gleich schön im Sprechen und Singen, Süßigkeit und Hoheit vereint, die allein im Stande ist, „den zum Entschweben bereiten Geist durch große Lust nach solcher Laute Schöne zurückzuhalten"; und besingt in unaufhörlich wiederkehrenden, doch immer neuen Wendungen ihre Augen, die durch ihren Glanz die Sonne selbst in Schatten stellen, sein Herz beim ersten Male mächtig entzündet haben und die einmal entfachte Gluth stets neu schüren.

Der Liebende, und sei er noch so sehr durch die Reize der Geliebten gefesselt und empfange er noch so viele äußere Beweise ihrer Huld, wird sich niemals mit der Schilderung dieser Aeußerlichkeiten begnügen, sondern gern bei der Erinnerung an die Begebenheiten verweilen, welche dem Fremden als unbedeutend erscheinen mögen, dem Liebenden epochemachende Ereignisse, Wecker und Ernährer seiner Leidenschaft geworden sind. Wie anmuthig sind Petrarka's Erzählungen und seine Klagen! Er klagt Hand und Schleier an, die das Angesicht der Geliebten verhüllen und ihn dadurch „von seinem höchsten Glücke scheiden", er freut sich, daß es ihm vergönnt ist, zuzuschauen, wie ihre Dienerin den zarten Schleier in der kühlen Fluth wäscht; er zürnt dem Spiegel, dem sie gestatte, ihre Schönheit wiederzugeben, welche sie ihm entziehe; er segnet den Fluß, welcher ihr zum Bade gedient, und möchte

dort sterben. Und so sind die Plätze ihrer Lust und Freude auch die Stätten seiner Sehnsucht. Er preist die Gegend, welche sie durchwandelt, wenn auch seine Füße müde werden dadurch, daß sie vergeblich ihrer Spur folgen; die Blumen, welche sie zertritt oder zum Kranze flicht, neidet ihnen die theure Herrin und möchte, daß Berge und Felsen, Blumen und Flüsse „mit seinen Flammen zu erglühen lernten". Aber auch der Anblick des Hauses, das sie, vermuthlich in Avignon, bewohnte, der Fenster, von denen das eine, nach Süden gelegen, stets den warmen Strahl der Sonne, das andere, nach Norden gerichtet, manchmal kalten Windeshauch empfing, des Steins, auf dem die Herrin sitzend, trauliche Gespräche mit sich und den Genossinnen führte, bringt in seine Augen den Strahl der Freude und die Thränen des Schmerzes. Die Tage, an denen er sie sieht, sind Freudentage für ihn, die kleinen Begegnisse, die ihm mit ihr zusammen widerfahren, werden doppelt freudig von ihm aufgenommen. Wenn er sie nicht sieht, fragt er ihre Gefährtinnen, warum sie nicht da ist; als er sie mit zwölf Gespielinnen in einem Boote fahren sah, pries er Schiff und Fährmann, die solch theure Last zu behüten hatten, glücklicher als Argo und Tiphys; als er einst ihren Handschuh fand und ihn erst nach einiger Zeit ihr zurückerstattete, da feierte er dies kleine Ereigniß in drei lieblichen Gesängen; er freute sich, daß König Karl, während seines Aufenthaltes in Avignon, in einer Gesellschaft schöner Frauen Laura als die schönste herausfand, sie allein begrüßte und auf Stirn und Augen küßte. Indeß wie er Freude empfindet über ihren Triumph, so wird er durch ihr Leiden mit Schmerz erfüllt. Er trauert mit der Freundin, die bei einem schweren Verluste, den sie erlitten hat, betrübt weint; er zählt die Tage, da sie verreist ist und harrt auf ihre Wiederkehr; er ist ängstlich besorgt bei einer Krankheit, von

der sie befallen worden und beschreibt die langsamen Fortschritte der Genesung; er freut sich, daß ein Augenübel, das den lichten Glanz ihrer Augen zu vernichten drohte, auf ihn übergeht und jammert darüber, daß ein neues Leiden sie überfällt, das den Tod zu bringen scheint.

Nur einmal verweilt der Dichter etwas länger bei der Schilderung eines Zusammenseins mit der Geliebten. An einem Maientage lustwandelt er mit ihr, kommt an dem Garten eines seiner Freunde, vielleicht des alten Sennuccio del Bene, vorüber — und tritt mit ihr hinein. Da reicht ihnen beiden der Alte freundlichen Antlitzes eine Rose, umarmt sie und spricht lächelnd und seufzend:

Nie hat der Tag solch' Liebespaar beschienen.

Solche Momente prägte sich der Dichter zu ewigem Gedächtniß ein, denn sie waren selten. Wohl empfängt er manchmal von der Geliebten ein Lächeln, einen Blick der Huld, ein zärtliches Wort, aber meist begegnet er ihrer ernsten, kalten Abweisung und auch er selbst ist nicht im Stande zu reden, wenn er ihr gegenüber tritt, denn „das Uebermaß des Entzückens wehret der Zunge", und der wirklich Liebende „vermag nicht zu sagen, wie er liebe".

Aber, wenn er allein seinen Empfindungen überlassen war und an die Entfernte dachte, konnte er seine Gefühle ausströmen lassen in Gedichten. Zu ihnen hat Amor selbst, so stellt er es gern dar, die Feder geführt; ihr, der Geliebten, Lob mochte er — wenngleich unwürdig, — denn ein Orpheus oder Homer müßte ihr Sänger sein, — der ganzen Welt, zunächst aber seinem Heimathlande, Italien, verkünden. In der Beschäftigung mit dieser ruhmvollen Aufgabe belebt den Dichter das Bewußtsein, daß durch diese Gesänge sein und ihr Name unsterblich sein würden. Jünglinge und Jungfrauen würden ihr

Andenken verehrend feiern, würden sein Leiden mitfühlend beklagen:

Ich schau' im Geist, wenn einst dies Herz zertrümmert,
Die Zunge kalt, Dein Augenpaar geschlossen,
Noch Flammen strahlend uns der Nachwelt künden.

Noch ein andres Bewußtsein erfüllt den Dichter, das ihn manchmal über die mangelnden Liebesbeweise tröstet, die Gewißheit nämlich, daß alles Gute, Schöne und Wahre, das ihn erhebt, und in ihm lebt, von ihr stamme, daß sie, seit sie ihn neu geboren, auch alle seine guten Thaten hervorgerufen habe.

Von ihr kommt mir das liebevolle Denken,
Das im Geleit die Tugend mit sich führet,
Nur wenig schätzt, was andre Sinne rühret;
Von ihr kommt mir des frischen Muthes Regen,
Der Leitpfad, in den Himmel mich zu lenken.

In der Erinnerung an solche Wirkungen seiner Liebe möchte er immer freudig aufjauchzen. Er segnet Tag und Stunde, welche ihn ihr genähert haben, das Land, wo er sie getroffen, Amor's Köcher und Pfeil, seine Lieder und Seufzer, seine Wünsche und Thränen; er will sich den Schlaf nicht rauben, nicht die Thränen in die Augen treiben lassen, sondern die innere Freudigkeit sich erhalten und den fröhlichen Liebesdienst bis an sein Ende wahren.

Doch bald erkennt er, daß dieser Ausdruck innerer Lust ein erheuchelter, seinem wahren Gefühle nicht entsprechender ist:

Auch ich, wenn ich nun lache oder singe,
Versuch' ich nur, wie mir vielleicht gelinge,
Daß ich mein bitteres Herzeleid verschweige.

Schmerz und Lust wechseln in ihm, aber die Augenblicke der Täuschung, in denen er glaubt, daß die Geliebte ein gleiches

Gefühl, wie er selbst, hege, sind kurz; und die traurige Wahrheit, daß er sich vergebens abmühe, gelangt in ihm zur Herrschaft. Dieses Schwanken zwischen brennender Gluth und eisiger Kälte, ist das nicht Liebe?

Ists Liebe nicht, was ist es, das ich trage?
Doch ist es Liebe, Gott! was ist dies eben?
Ists gut, warum wird Qual und Tod gegeben?
Ists bös, warum so süß denn alle Plage?

Lieb' ich freiwillig, warum Thrän' und Klage?
Was soll das Klagen, will ich widerstreben?
O Schmerz voll Süßigkeit, o Tod voll Leben,
Was quälst Du so mich, wenn ich Dir entsage?

Und wenn ich nicht entsage, klag' ich sündlich. —
Bei solcher Stürme Kampf in leichtem Kahne,
Bin ich auf hohem Meere ohne Steuer,

So schwach an Weisheit und so voll vom Wahne,
Daß ich mir selbst im Wollen unergründlich
Und Frost im Sommer bin, im Winter Feuer.

Er fühlt, daß die Liebe sein Verderben ist und doch drängt ihn sein Geschick, die Qualen, welche die Geliebte ihm bereitet, zu erdulden. So stürzt er sich in die Wollust des Schmerzes und findet selbst in ihm eine Erquickung, da er ja von ihr kommt; und nennt die unaufhörlich fließenden Thränen seine vertrauten Freunde. Mag nun der Frühling mit seinen Reizen kommen, für ihn erscheint er nicht; mag die Nacht kommen, die Alles besänftigt, ihm bringt sie keine Erleichterung:

Schlafkämmerlein, du sonst so sichrer Hafen
Vor all den wilden Stürmen meiner Tage,
Jetzt Nachts ein Quell von Thränen mir und Klage,
Die nur aus Scham den Blick am Tag nicht trafen.

Dann ergreift ihn wohl manchmal Zorn über sich selbst, daß er sich beständig weichmüthigem Klagen hingebe, aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, daß das Aussprechen der Pein das Leid mildern, daß die in Jammern hingebrachten Jahre seinen Schmerz besänftigen würden. Da aber die Jahre verfließen, ohne ihm Linderung zu verschaffen, so sehnt er sich nach dem Tode: durch den Strahl ihrer Augen, die ihm das höchste Glück bereitet hätten, möchte er sterben, bald, vor ihr, da er ihren Verlust nicht würde ertragen können; schon freut er sich, den süßen Todeskeim in sich zu spüren. Aber den Selbstmord haßt er.

Er wünscht sich den Tod, um ein hoffnungsloses Dasein zu enden, aber so lange er lebt, will er das Gefühl der Liebe für die Eine, die der wahre Inhalt seines Lebens gewesen, bewahren:

Nichts will ich mehr von allem Andern hören,
Als nur von ihr, die ach! so süß benannt,
Daß ewig Ihren Namen ich erhoben.
Amor läßt nirgends anders hin mich kehren
Den irren Fuß, nichts anders will die Hand,
Als einzig Sie in jedem Reime loben!

Und wenn sie auch den Getreuen in Schmerz vergehen läßt und ihm Alles versagt, so sollte Sie ihm doch wenigstens das ungestörte Liebessehnen lassen:

So sollte sie, die Reiche, es vergeben,
Die es nicht fühlt, wenn Andere von ihr leben.

Indeß, je älter Petrarka wurde, und je mehr er zu der Ueberzeugung gelangte, daß Laura ihren einmal gefaßten grausamen Entschluß nie aufgeben würde, desto mehr versuchte er, sich den gefährlichen Banden zu entziehen. Weil nun der Ort, an dem er sie zuerst erblickt hatte und immer wieder

sah, am wenigsten geeignet schien, seine Leidenschaft zu beruhigen, so hoffte er durch Reisen sich die ersehnte Ruhe zu verschaffen, und ward nun durch das Verlangen, seine Liebe zu vergessen, wie früher durch die Lust, fremde Länder zu sehen, in die Weite getrieben. Aber die beabsichtigte Wirkung erreichte er dadurch nicht: vielmehr ward er auf allen seinen Wegen von seiner Liebe begleitet. Sieht er ein Weib, so stellt er Vergleiche an zwischen ihr und der Geliebten, festigt sich in der Treue gegen letztere und gönnt auch in seinen Gedanken keiner Andern eine Stelle; zieht er durch die Ardennen, deren Räuberschaaren Anderen Furcht einflößen, so findet er in den Gedanken an seine Liebe Kraft und Schutz; weilt er in Italien, dem Lande, das er so innig liebte, so schweift sein Blick doch über die Alpen; und nähert er sich seiner Heimath, so kann er die Ankunft kaum erwarten, sondern trägt der Rhone auf, ihm voranzueilen und die Geliebte zu grüßen. Als er sich (1347) wiederum zu einer Reise anschickte, von der er erst nach dem Tode der Laura heimkehrte, da ist sein Herz, das wie immer beim Abschiede ernst und schwer war, von trüben Ahnungen erfüllt, er werde die Geliebte nicht wiedersehn; der traurige Gedanke, der ihn einmal erfaßt hat, verläßt ihn nicht mehr; die Geliebte erscheint ihm im Traum, um selbst ihr nahes Ende zu verkünden und nährt so in ihm die Befürchtung, die durch sichere Nachrichten bald genug zur traurigen Gewißheit erhoben werden sollte.

Die Reisen hatten Petrarka's Liebessehnen nur vermehrt, nicht vermindert; daher mußte er andere Mittel versuchen, um die Freiheit zu erlangen, die er erringen mußte, wenn er nicht untergehen wollte. Und da dachte er daran, das Leben, das ihm peinvoll geworden war, durch ein dem bisherigen entgegengesetztes zu besiegen, er, der ernste Mann, der bisher zurückgezogen gelebt und in der Einsamkeit sein wahres Be=

hagen gefunden hatte, stürzte sich in die Gesellschaft und wollte an deren Freude und Geselligkeit theilnehmen; er, der bisher dem Ideal treu gedient hatte, versuchte seine keusche Liebe durch Befriedigung seiner Sinnlichkeit zu vernichten. Wohl gelang es ihm, auf kurze Zeit sein echtes Gefühl zu betäuben, aber die niedere Begier schwand und die Liebe blieb.

Die Liebe blieb. Jedoch das Bewußtsein wurde immer stärker, daß sie ihm die Seelenruhe raube, die Geistesklarheit störe; und die innere Mahnung immer drängender, diesen lästigen Druck von sich abzuschütteln. Die Erkenntniß, daß ihn diese Liebe schände, weil sie all sein Denken und Trachten auf eine sterbliche Frau richte, ihn aber verhindere, nach Frömmigkeit und Tugend, dem wahren Ziele menschlichen Strebens, zu verlangen, wird in ihm immer mächtiger; in seinem Innern entbrennt der Kampf zwischen irdischer und göttlicher Liebe, in welchem Christus, der große Freund, ihm selbst die Hand reicht zur Befreiung; schon hofft er auf Erlösung, ermahnt auch Andere, dem von ihm eingeschlagenen Wege zu folgen; aber immer wieder fällt er in die Bande zurück, die er abgestreift zu haben glaubt; ja er findet die Freiheit, die er mit allen Mitteln erringen wollte, nun unerträglich, da er sie besitzt.

So verharrt er in den Banden. Er hat die Erkenntniß gewonnen, daß die Liebe sein Verderben ist, aber zu entrinnen vermag er nicht:

Amor, ich fehle, und ich seh' mein Fehlen,
Doch wie dem Mann, der Feuer trägt im Herzen,
Vernunft erlischt und wachsen nur die Schmerzen,
So unterlieg' ich meiner Flamme Qualen.
Ich wollte Zaum mir und Gebiß erwählen,
Ihr meinen Schmerz verbergen unter Scherzen —
Ich kann nicht mehr, wie Mücken an den Kerzen
Verbrennt die Seele mir, da hilft kein Hehlen! [1])

Diese inneren Kämpfe, welche Petrarka fast zwei Jahrzehnte durchwühlten, hat er eingehender und zusammenhängender, als es in den Gedichten geschehen konnte, in seinen Gesprächen mit Augustin geschildert, in seinen Bekenntnissen.

---

3. Bekenntnisse.

In den Gesprächen mit Augustin hat Petrarka eine offene Beichte aller seiner Fehler und Irrthümer abgelegt und in dieser Beichte gewährt er den Geständnissen über seine Liebe den größten Raum. Wer daher Petrarka's Denken und Fühlen wirklich kennen lernen will, muß diese Gespräche studiren. Aus diesem Grunde gebe ich die betreffenden Stellen in deutscher Bearbeitung, die alles oratorische und gelehrte Beiwerk, das sich in der Schrift vielfach findet, fortläßt und nur den wesentlichen Inhalt, möglichst mit den Worten Petrarka's, wiedergibt [1]).

Der Zusammenhang ist der, daß Augustin, nachdem er alle kleineren Fehler Petrarka's besprochen hat, nun zu seinen größten: Liebe und Ruhmsucht gelangt. Nachdem Augustin (A.) und Petrarka (F.) sich im Allgemeinen über die Liebe unterredet haben und der Erstere im Voraus um Entschuldigung gebeten hat, daß er sich gegen diesen Hauptfehler schärferer Ausdrücke als gegen die früher behandelten bedienen würde, unterbricht ihn der Letztere und sagt:

F. Doch bevor Du anfängst, erwäge genau, worüber Du sprechen willst.

A. Ich weiß es wohl; ich rede über eine Frau, in deren Banden Du leider einen großen Theil Deines Lebens hindurch

geschmachtet hast, und ich staune, daß solch andauernde Verblendung Deinen hellen Geist trüben konnte.

F. Spare Deine Schmähungen; auch Thaïs und Livia waren irdische Weiber, jene aber, über die Du reden willst, gehörte nur der Geburt, nicht dem Sinn und Geist nach, der Erde an; in ihrem Blicke ruhte ein göttlicher Glanz, in ihren Sitten lag himmlische Hoheit; weder in Erscheinung, noch in Stimme und Gang war irgend etwas Irdisches an ihr bemerkbar; daher wäge jedes Wort, das Du über sie sprichst.

A. Unglückseliger! Seit sechszehn Jahren nährst Du in Dir die verderbliche Liebesgluth, länger und verderblicher, als Hannibal in Italien die Kriegsflamme schürte; und während sich zu Jenes Vertreibung endlich Männer fanden, wer soll Dir helfen, die Liebesbürde abzuschütteln? Denn statt daß Du selbst Hand anlegst, um Dich von dem schweren Joche zu befreien, ergötzest Du Dich noch an dem eignen Unglück, und wirst erst, wenn der Glanz durch den Tod erloschen, die Dich ins Verderben lockenden Augen in ewige Nacht gesunken, die Glieder dahingeschwunden sind, mit Scham bereuen, daß Du Deinen unsterblichen Geist an einen sterblichen Körper gehängt hast, und wirst die Bilder auslöschen wollen, an denen Du Dich jetzt erquickst.

F. Da sei Gott vor, daß ich das erlebe; mögen die Gestirne sich mir wenigstens darin huldreich erweisen, daß sie mir, der ich eher geboren bin, auch eher zu sterben gestatten.

A. Doch erinnerst Du Dich wohl, daß Du früher das Gegentheil fürchtetest und, wenn auch betrübten Herzens, schon einen Leichengesang für die todte Freundin dichtetest?

F. Wohl erinnere ich mich dessen und bebe und zittere noch heute in dem Gedanken, daß ich weiter leben sollte, des edelsten Theils meiner Seele beraubt, ohne sie, die durch ihre Gegenwart mir das Leben süß machte. Diesen Gedanken

drückt auch jenes Gedicht aus, das sich damals aus dem schmerzbeladenen Gemüthe losrang und das mir heute noch vorschwebt, wenn mir auch die Worte fehlen.

A. Denke nicht an die Thränen, sondern denke daran, daß das Schreckbild, das einmal Deinen Blick erstarren gemacht hat, wiederkehren kann und um so häufiger, je näher jener Tag sie dem Tode bringt, je mehr ihr herrlicher Körper, durch Krankheit und häufige Leiden (s. oben S. 216) erschöpft, seine frühere Schönheit verloren hat.

F. Aber auch ich bin durch Alter und Sorgen matt und grau geworden und eile so ihr voran dem Tode entgegen.

A. Welche Thorheit, zu glauben, daß der Tod sich um die Ordnung kümmere, nach der man ins Leben eingetreten! Greise Eltern beweinen das Dahinsterben ihrer in der Jugendblüthe entrafften Kinder, Ammen bejammern den Tod der Säuglinge, die ihnen von der Brust wegsterben. Du aber hoffst, daß Du, der Du ein paar Jahre älter bist als sie, die Erzeugerin Deiner Leidenschaft, ihr auch im Tode vorangehn wirst und meinst, das sei ein unabänderliches Naturgesetz!?

F. Nicht für ein unabänderliches Naturgesetz halte ich es; ich flehe nur in eifrigem Gebet, daß wenn ihr Tod überhaupt eintreten muß, er erst dann eintrete, nachdem mich die Erde aufgenommen hat.

A. Ich kann solche Thorheiten nicht weiter hören und frage Dich nur das Eine: was wirst Du sagen, wenn sie nun doch vor Dir stirbt?

F. Ich würde mich, bei solchem Unfalle, für den unglücklichsten Menschen halten und den einzigen Trost aus der Erinnerung an die Vergangenheit schöpfen, — doch wozu über Ungeschehenes grübeln, und Schreckbilder malen, die sich hoffentlich niemals verwirklichen?

A. O Thor, erkennst Du denn nicht den Wahn, Deinen Geist irdischen Dingen zu unterwerfen, die ihn zur Begier reizen, von jeder ruhigen Entwicklung entfernen, ihm frohen Genuß versprechen und statt dessen heftige Qualen bereiten?

F. Mit solch nichtigen Vorwürfen schreckst Du mich nicht. Denn ich habe gar nicht, wie Du meinst, mich einem Irdischen hingegeben, sondern die Seele mehr geliebt als den Körper, an ihren engelgleichen Sitten mich ergötzt, so daß ich, wenn sie, wovor ich schon beim bloßen Hören zittre, vor mir sterben sollte, als Trost in meinem Unglück den Gedanken stets in mir nähren könnte, wie Laelius, jener weise Römer, daß ich ihre Tugend geliebt habe, die nimmer dahingeht.

A. Du bist in die Bande Deiner Freundin so sehr verstrickt, daß es eine mühevolle Arbeit ist, Dich ihnen zu entreißen, denn während Du für Vorwürfe, welche man Dir macht, ein klares Verständniß hast, kämpfst Du für jene nur um so eifriger, je näher man ihr zu treten wagt. Drum mag's sein; sie sei eine Königin, Heilige, ja eine Göttin; aber so unendlich auch ihre Tugend ist, sie hilft Dir nichts, Deinen Irrthum zu entschuldigen.

F. Ich bin begierig, was für einen neuen Streit Du mir nun erregst?

A. Es ist doch unzweifelhaft, daß gerade das Schönste oft auf die schändlichste Weise geliebt wird.

F. Wohl, aber der Satz findet auf mich keine Anwendung. Denn wenn ihr Antlitz, das meine Liebe zuerst erregt hat, und das, wenn auch oft besungen, nie ganz seinem hohen Werthe nach gepriesen wurde, vor uns erschiene, dann könnte ihr Mund Zeugniß davon ablegen, daß in meiner Liebe nichts Niedriges und Schimpfliches, sondern nur das Ueber-

maß an ihr zu tadeln war; sie wäre ganz herrlich gewesen, wenn sie das rechte Ebenmaß gehabt hätte.

A. Natürlich erscheint Deine Leidenschaft Dir in günstigem Licht.

F. Auch Du wirst staunen und bewundern, wenn ich Dir von ihrer Erhabenheit rede. Daher gestatte mir, daß ich Dir wenigstens das Eine sage, dessen Aussprechen Dir thöricht erscheinen mag, während es nur eine Pflicht der Dankbarkeit ist, daß ich Alles, was ich bin, ihr verdanke, daß ich nie zu dem Ruhm und der Bedeutung, die ich etwa habe, gelangt wäre, wenn nicht sie den zarten Keim der Tugend, der in meinem Herzen ruhte, gehegt und zur Reife gebracht hätte. Sie hat den jugendlichen Geist von allem Unreinen ferngehalten, aus dem Staube zur Betrachtung des Höchsten emporgehoben; sie, die Geliebte, hat mich gelehrt, ihre Sitten anzunehmen; sie, die so rein ist, daß kein noch so gemeiner Spötter sich erkühnte, mit niedriger Verleumdung ihr nahe zu treten, keiner die Behauptung wagte, in ihren Worten, oder gar in ihren Handlungen etwas Tadelnswerthes bemerkt zu haben; sie, die selbst von solchen, die nichts Heiliges unberührt ließen, bewundert und verehrt wurde. Ihr herrlicher Ruf hat denn auch in mir die Sehnsucht nach größerer Ehre erweckt, hat mir die schwierigsten Arbeiten, durch die ich das Ersehnte erreichen wollte, erleichtert, weil in mir kein anderer Wunsch lebte, als ihr allein zu gefallen; sie, die mein ganzes Herz ausfüllte, hat mich die unzähligen Lockungen zum Vergnügen verachten gelehrt, — und da verlangst Du, daß ich *sie* vergessen oder weniger lieben solle, die mich von der Gemeinschaft des Haufens getrennt, mich auf allen meinen Wegen geführt, den lässigen und erschlaffenden Geist angespornt und zu rüstigem Schaffen erregt hat?

A. Unglücklicher! Du hättest viel weiser gehandelt, wenn

Du geschwiegen hättest; denn mir hättest Du durch das Schweigen nur leisen Groll, nicht lauten Zorn, wie durch das Reden erregt. Dich selbst hättest Du durch eine falsche Meinung nur als Unwissenden gezeigt, während Du Dich durch das kühne Aussprechen derselben als unwissend und stolz zugleich kundgibst.

F. Was habe ich denn nur Falsches gedacht und gesagt?

A. Alles, was Du überhaupt vorgebracht hast. Zuerst, daß Du sagst, Du verdankest ihr Alles, was Du bist. Wenn Du das so meinst, daß Du, durch den Reiz ihrer Gestalt gelockt, nicht weiter fortgeschritten bist, dann hast Du freilich recht, aber Du vergißt, daß die Güte der Natur Dir das verliehen hat, was Du *bist*, und daß Deine Geliebte oder vielmehr Du selbst Dir entrissen hast, was Du *werden* konntest. Denn sie ist unschuldig, Dir erschien sie nur so einschmeichelnd, so angenehm, daß sie alle Saat, die aus den Dir eingepflanzten Tugendkeimen hervorsprießen konnte, durch die heiße Sehnsuchtsgluth und durch die stete Thränenfluth vernichtete. Auch ist es falsch, daß sie Dich von jedem schlechten Lebenswandel zurückgehalten habe. Sie hat Dich vielleicht von manchen schlimmen Thaten entfernt, aber zu größeren verleitet; sie hat ferner Dich von sinnlichen Handlungen nicht befreien können, und hat endlich Dich zwar von manchen kleineren Wunden geheilt, aber Dir eine tödtliche Wunde beigebracht, und Dich dadurch in das Verderben geführt, in dem Du untergehen mußt. Wenn Du ferner sagst, daß sie Dich das Höchste zu betrachten gelehrt, Dich von dem Haufen getrennt hat, so heißt das nichts Anderes, als daß sie Dich zwar zum Spötter und Verächter aller andern irdischen Dinge, aber zu ihrem Sklaven gemacht hat, weil Du ganz in ihren Banden lagst und dadurch unzugänglich für den Verkehr mit Menschen warst. Nur darin hast Du

recht, daß sie Dich zu unzähligen Arbeiten getrieben hat, die Du verständigerweise hättest meiden sollen, weil es wahnsinnig ist, freiwillig neue Lasten zu übernehmen, weil die Bürde der unvermeidlichen schon so groß ist; und vielleicht auch darin, daß sie Dir die Ruhmessehnsucht eingeflößt hat, aber gerade dieses Verlangen ist Dein schlimmster Fehler, wie ich Dir später, wenn wir dazu kommen, nachweisen werde.

F. Wäre ich ein schlagfertiger Kämpfer, so müßte ich Deinen Worten Drohungen und Schläge entgegensetzen, statt dessen werde ich durch Deine Drohungen und Schläge verwundet und fange an zu wanken.

A. Wie wirst Du erst wanken, wenn ich mein stärkstes Geschoß vorbringe, wenn ich Dir sage: die, der Du Alles zu verdanken meinst, hat Dich vernichtet.

F. Wie in aller Welt willst Du mich davon überzeugen?

A. Sie hat Deinen Geist von der Liebe zu dem Himmlischen entfernt, von der Sehnsucht nach dem Schöpfer zum Verlangen nach einem Geschöpfe Dich verleitet und dadurch Deinen Untergang beschleunigt.

F. Geh' nicht zu schnell voran, erwäge vielmehr, daß die Liebe zu ihr meine Liebe zu Gott verstärkt hat.

A. Aber sie hat die Ordnung umgekehrt, denn während jedes Geschöpf mit der Liebe, die man zu Gott hegt, geliebt werden soll, hast Du dagegen den Schöpfer nicht, wie es sich ziemt, geliebt, sondern ihn wie einen Künstler verehrt, weil er in ihr ein so herrliches Werk geschaffen, statt daß Du bedachtest, daß körperliche Schönheit den niedrigsten Rang einnimmt.

F. Ich rufe die Wahrheit und mein Gewissen als gleich treue Zeugen auf, daß ich nicht sowohl ihren Leib, als ihre Seele geliebt habe, was Du schon daraus ersehen magst, daß ich sie, je älter sie wurde und dadurch natürlich an äußerem

Reiz verlor, nur um so inniger geliebt habe, da sie, je mehr sie an körperlicher Schönheit einbüßte, desto schöner die Herrlichkeit ihres Geistes entfaltete und dadurch mir stets aufs Neue das bot, wodurch ich angeregt worden war, sie zu lieben. Hätte ich dagegen nur nach dem Aeußeren verlangt, so würde ich schon längst den Entschluß haben ändern müssen.

A. Willst Du Dein Spiel mit mir treiben, mir einreden, daß Du Dich ihr ebenso hingegeben hättest, wenn ihre Seele in einem schmutzigen und häßlichen Körper ihren Sitz gehabt hätte?

F. Ich wage nicht, eine solche Frage zu beantworten, weil man, sobald man durch das Aeußere abgeschreckt wird, nicht nach dem Innern forscht, aber wenn mir eine solche Seele sichtbar entgegenträte, so würde ich sie lieben, unter welcher Hülle sie mir auch erschiene.

A. Du suchst Ausflüchte in Worten, aber es ist doch klar, daß Du, wenn Du nur das liebst, was Du sehen kannst, nur ihren Körper geliebt hast, wenn Du auch, wie ich wohl zugeben mag, durch ihren Geist und Charakter in Deiner Leidenschaft bestärkt worden bist, zumal da ja ihr Name Deine Liebesgluth noch vermehrt hat.

F. Ich sehe schon, daß Du mich zu dem Geständnisse zwingen willst, daß ich Leib und Seele geliebt habe.

A. Ja noch mehr, Du sollst einräumen, daß Du beide nicht würdig genug, nicht in rechter Weise geliebt hast.

F. Zu diesem Geständniß wirst Du mich nur durch Folterqualen zwingen.

A. Du sollst ferner gestehen, daß Du durch diese Liebe in großes Elend gerathen bist.

F. Diese Aussage wirst Du mir auch durch die größte Pein nicht entreißen.

F. Du sollst gar keine Pein erleiden, wirst vielmehr Beides



bald aus freien Stücken zugeben, wenn Du nur meine Fragen und Beweise beachtest. Wohlan, sage mir: erinnerst Du Dich noch Deiner Knabenjähre, oder hast Du durch die Menge Deiner Sorgen und Bekümmernisse das Gedächtniß an jene Zeit verloren?

F. O, nein! Kindheit und Knabenalter stehen mir so lebendig vor Augen, als seien sie gestern gewesen.

A. Nun gut, erinnerst Du Dich, welche Gottesfurcht, religiöse Stimmung und Tugendliebe Dich damals erfüllte?

F. Ich erinnere mich sehr wohl und bedaure, daß diese Gefühle im Laufe der Zeit schwächer geworden sind.

A. Nun denn, da Du diese ganze Zeit übersiehst, so gehe die einzelnen Jahre durch, um anzugeben, wann diese Sinnesänderung eingetreten ist.

F. Ich durchlaufe zitternd die ganze Reihe entschwundener Jahre, sehe mich wieder an jenem Scheideweg, wo ich durch Stimme der Pflicht und des Gewissens nach rechts gewiesen wurde, durch Lockung des Leichtsinns und der Bosheit aber nach links abwich; erblicke im Geiste wieder das thränenreiche, leider erfolglose Bemühen, mich nach rechts zurückzuwenden und erkenne, daß damals meine sittliche Verschlechterung eintrat.

A. In welchem Lebensalter geschah das?

F. Mitten in der Jugendblüthe, ja ich kann mich auch erinnern, in welchem Jahre es geschah.

A. Solche Genauigkeit verlange ich nicht, vielmehr wünsche ich zu wissen, ob der Zeitpunkt, von dem wir eben gesprochen haben, mit der Zeit, in der Du Deine Geliebte zuerst geschaut hast, zusammentrifft.

F. Das ist allerdings der Fall.

A. So habe ich ja, was ich wollte. Du wurdest bei ihrem Anblick vermuthlich verwirrt — denn Verwirrung soll

das erste Zeichen der Liebe sein — und fühltest in den Augen einen ungewohnten Glanz. Und um ihm nachzufolgen, gingst Du wohl den schrägeren, breiteren Weg zur Linken und vermiedest den engen, mühevollen, steilen Weg zur Rechten. Aber warum hat nicht jenes herrliche Weib, das Du ja als beste Führerin betrachtest, Dich, den Zagenden und Zitternden, zu Gott geleitet, Dich, wie man es mit Blinden thut, an der Hand gefaßt und Dir Wege und Stege gewiesen?

F. Das that sie auch, so sehr sie konnte, besonders dadurch, daß sie weder durch Bitten bewogen, noch durch Schmeicheleien besiegt werden konnte, ihre weibliche Ehre zu verletzen, und troß ihres und meines jugendlichen Alters, troß meiner verschiedenartigsten Anstrengungen, die einen ehernen Sinn hätten beugen können, fest und unerschütterlich blieb. Ihr echt weiblicher Sinn ermahnte mich zu dem, was sich ziemte, hielt meiner Sinnlichkeit heftigen Tadel oder ein mahnendes Beispiel aus der Vergangenheit entgegen, ja wollte lieber; als sie sah, daß meine Begier keine Grenzen kannte, mich verlassen, als mir folgen.

A. Du hast also oft Unrechtes verlangt, während Du früher das Gegentheil behauptetest, indeß bewährst Du dadurch nur das Wort, das für alle Liebende gilt: Sie wissen nicht, was sie wollen.

F. Allerdings habe ich früher, durch Liebe- und Jugendglut erregt, manches Unrechte gewollt, doch nun weiß ich, was ich wünsche und begehre, und habe, spät genug, den schwankenden Sinn gefestigt; jene aber ist dem einmal gefaßten Entschluß stets und unabänderlich treu geblieben und hat mich endlich zur Bewunderung ihrer weiblichen Standhaftigkeit und zu Freude- und Dankbezeugung über ihren Entschluß gezwungen, den ich früher schmerzlich empfand.

A. Du weißt, daß, wer einmal täuscht, nicht so leicht

wieder für glaubwürdig erachtet wird; deshalb wirst Du erst eine völlige Umkehr in Leben und Sitten zeigen müssen, ehe man an eine Aenderung Deines Sinnes glaubt und nicht vielmehr annimmt, daß Dein inneres Feuer nur gedämpft, nicht erstickt ist. Ferner aber merkst Du gar nicht, daß Du in Deiner Vertheidigung der Liebe, während Du sie freisprichst, Dich verdammst, sie für hochheilig, Dich für thöricht und verbrecherisch, sie für glücklich, Dich für einen durch die Liebe elend Gemachten erklärst. Gerade dieses Geständniß wollte ich von Dir haben.

F. Ich sehe leider, daß ich in Deine Falle gegangen bin.

A. Höre nur weiter. Durch nichts wird die Vernachlässigung und Verachtung Gottes mehr hervorgerufen, als durch die Liebe zu irdischen Dingen, besonders durch die Liebe zu einem menschlichen Wesen, das mit den überschwänglichsten Namen, ja selbst mit dem Namen Gott bezeichnet wird. Das ist nicht zu verwundern. Denn alle andern Begierden lassen Sinn und Herz für andere Empfindungen offen, die Liebe allein nimmt den Menschen so gefangen, daß ihm keine Empfänglichkeit für Genüsse und Erkenntniß übrig bleibt, so daß Cicero Recht hat, wenn er sagt: unter allen Leidenschaften die heftigste ist die Liebe. Doch damit ich Dich an Deinem eigenen Beispiele weiter belehre: Erinnere Dich, wie sehr Du, seitdem jene Krankheit Dich ergriffen hat, nur an Seufzern und Wehklagen Genuß hast, Dich in schmerzlicher Wollust an Thränen sättigst, die Nächte schlaflos zubringst und den Namen der Geliebten beständig aussprichst, alle Dinge, selbst das Leben hassest, nur den Tod ersehnst und an Einsamkeit und Zurückgezogenheit Gefallen findest. Davon kommt Deine Blässe und Magerkeit, das schnelle Dahinschwinden der Jugendblüthe, die stets trüben und feuchten Augen, die beständigen Klagen im Schlafen und Wachen, die

thränenerstickte, heisere, gebrochene Stimme. Ist Dir das etwa ein Zeichen der Gesundheit? Das Erscheinen der Geliebten ist Dir Strahl der Sonne und Anbrechen des Tages, ihr Weggehen Herannahen der Nacht; wenn sie lächelt, bist Du heiter, und wenn sie die Stirne runzelt, bist Du betrübt; kurz, Du bist nichts als ein Werkzeug in ihrer Hand. Ja, nicht zufrieden mit dem Anblick ihrer Person, der diesen ganzen traurigen Zustand in Dir erzeugt hat, hast Du noch ihr Bild malen lassen, trägst es beständig mit Dir herum, damit der Quell Deiner Leiden keinen Augenblick versiege [2]). Endlich aber hast Du die größte unbegreifliche Thorheit begangen dadurch, daß Du durch ihren Namen (Laura), ebenso wie durch ihre Schönheit gelockt, den poetischen Lorbeer (laurea) verlangt hast, seiner beständig gedacht, in allen Gedichten Deinem Verlangen danach Ausdruck gegeben, ihn ebenso sehnlichst gewünscht und geliebt hast, wie die Laura selbst, zu seiner Erlangung die größten Anstrengungen gemacht, Dich der Poesie und den Studien mit einem Eifer, der vor keiner Schwierigkeit, keinem Hinderniß zurückschreckte, hingegeben hast, bis Du endlich nach Rom und Neapel gereist und in Rom gekrönt worden bist, einem Eifer, den ich zwar an und für sich nicht tadle, sondern nur deßwegen verdamme, weil er zur Ehre des süßen Namens, nicht der Wissenschaft selbst entstanden ist. Da hast Du in kurzer Aufzählung das Elend und die Leiden der Liebe, deren genaue Schilderung dem Erfahrenen unnöthig, dem Unerfahrenen unmöglich ist; das Schlimmste aber ist, daß, wie ich anfangs sagte, durch die Liebe eine Verachtung Gottes erzeugt wird; denn wie kann der kleine, durch so viele Lasten und Bekümmernisse niedergedrückte Menschengeist sich zu Gott, dem reinen Quell des Wahren und Guten erheben? Bist Du nun von dem Worte Cicero's, daß die Liebe die heftigste und verwerflichste Leidenschaft ist, überzeugt?

F. Ich bin es; aber was soll ich thun, soll ich verzweifeln?

A. Vor Verzweiflung hüte Dich, wie vor Deinem schlimmsten Feinde; nimm lieber Rathschläge an, welche von Philosophen und Dichtern, deren Schriften Du ja Deinem Berufe nach kennst, ausgegangen sind. Unter diesen bieten sich Cicero und Ovid als erste dar, welche die alte Liebe durch eine oder mehrere neue zu vernichten empfehlen, gerade wie der gewaltige Gangesfluß von dem Perserkönig in unzählige und dadurch unscheinbare Flüßchen getheilt worden ist. Dabei liegt freilich die Befürchtung nahe, daß Du statt der einen edlen Leidenschaft viele unedle Begierden in Dich aufnimmst, aus einem wahrhaft Liebenden ein herumschweifender Lüstling wirst; ehe Du aber in Gefahr kommst, in solches Verderben zu gerathen, magst Du lieber in würdigerer Weise an Deiner ersten Liebe zu Grunde gehen. Kannst Du Dich daher nicht aufraffen und mit Gewalt von allen Liebesbanden befreien, so rathe ich Dir, Dich unter eine leichtere Herrschaft zu begeben, um so allmählich das Joch zu lösen.

F. Gestattest Du, daß der sein Leiden erkennende Kranke den Arzt unterbricht?

A. Gern, denn Kranke können oft durch ihre Bemerkungen dem Arzte gute Winke geben.

F. So wisse denn das eine, daß ich außer ihr Keine lieben kann. Mein Herz hat sich daran gewöhnt, ihr anzuhängen, meine Augen, sie zu schauen und Alles außer ihr häßlich zu finden; so daß Du mir durch die Bedingung, eine Andre zu lieben, eine unerträgliche Last auferlegst, unter der ich nicht leben kann.

A. Nun denn, da eine innere Umwandlung unmöglich ist, so müssen äußere Mittel angewendet werden. Sage an,

könntest Du eine Entfernung von dem liebgewordenen Orte ertragen?

F. Ich könnte es, wenn ich auch mit den stärksten Banden festgehalten werde.

A. So versuche es und Du wirst gesunden. Hier aber kannst Du nicht genesen, hier, wo Du so viele Spuren Deiner Wunden siehst, durch ihren Anblick und durch die Erinnerung an die Vergangenheit verfolgt wirst.

F. Ich glaube Deinem Rathe nicht ganz. Denn Du weißt wohl, daß ich oft genug Reisen nach fernen Gegenden unternahm oder mich von Avignon zurückzog, ganz allein von dem Streben erfüllt, mich aus den Banden der Liebe zu befreien, wenn ich auch andere Gründe vorschob, aber Du siehst, welch geringen Erfolg ich gehabt habe: ich floh, aber trug das Uebel immer mit mir herum.

A. Gewiß, die Reise allein bringt keine Heilung. Wie der kranke Körper zur Aufnahme der Arznei erst vorbereitet werden muß, so mußt Du im Geist den alten Eindruck zu verwischen versuchen, ehe Du ihm neue zuführst.

F. Du verwirrst mich mit Deinen Mahnungen. Ich soll den Geist heilen und dann fliehen, aber ich weiß ja eben nicht, wie ich ihn heilen soll; wozu nützt dann die Flucht? Erkläre Dich also deutlicher und gieb mir genauer die Heilmittel an.

A. Ich sagte nicht, daß Du den Geist vorher heilen, sondern ihn zur Heilung vorbereiten sollst. Ist eines von beiden geschehen, so wird Dir die Reise volle Genesung verschaffen oder erhalten, ist keines geschehen, so wird sie Dir nur Anreiz zu neuem Schmerze bieten. Du wirst weggehen, voll Sehnsucht zurückzukehren, wirst das Bild der Abwesenden Dir beständig vormalen, ihre Stimme und Worte Dir stets in's Gedächtniß zurückrufen. Daher rathe ich Dir dringend

und befehle Dir: wirke auf Deinen Geist, daß er ablege, was Dich peinigt, reise fort mit der Absicht, nie wieder zurückzukehren; erst dann wirst Du die wirksame Kraft der Abwesenheit erkennen. Denn, um mit Seneka zu reden, wer die Liebe abschütteln will, muß jede Erinnerung an den geliebten Gegenstand vermeiden, weil sich nichts so leicht wieder erzeugt, wie Liebe. Zum Beweise dieses Satzes brauchst Du nur an Dein eigenes Beispiel zu denken. Du bist allerdings fortgereist; aber sobald Du, der Du fast völlig geheilt warst und bei kurzer Abwesenheit ganz geheilt worden wärest, in diese Stadt, die zwar nicht die Ursache, aber die Stätte aller Deiner Leiden war, zurückkehrtest, hast Du, beim bloßen Anschauen der Plätze, in Erinnerung an Deine alten Thorheiten, gestaunt, geseufzt, endlich die Thränen nicht zurückgehalten. Wärest Du daher schon genesen, was Du noch durchaus nicht bist, so müßtest Du doch, meinem Rath zufolge, Dich weit weg von der Stätte begeben, in der Du krank gewesen bist; nun aber, da Du von Deiner Krankheit erst gesunden willst, so mußt Du, in diesem empfindlichen Zustand, Dich vor Allem hüten, selbst vor Dingen, die einem Gesunden nicht schaden würden. Denn wie der Purpurmantel den Ehrgeiz, der Geldhaufe die Habsucht erneut, so erweckt ein leichtes Augenwinken die fast erstorbene Liebe. Daher mußt Du nicht nur den verderbenbringenden Ort verlassen, sondern mit größter Sorgfalt das vermeiden, was die früheren Sorgen wieder in Dir entstehen läßt. Das ist mein Rath.

F. Ich danke Dir dafür und nehme ihn an, weil ich ihn für das heilsamste Mittel gegen meine Schwäche betrachte und sinne schon auf Flucht, weiß aber nicht, wohin ich meinen Weg richten soll.

A. Es stehen Dir viele Wege offen; Italien aber gefällt Dir, wie ich weiß, am besten, weil Du es als Dein Heimaths-

land liebst, Italien also rathe ich Dir und hoffe, wenn ich Dir auch keinen bestimmten einzelnen Punkt zum Wohnort anweisen will, daß die Natur des Landes und seine Bewohner günstig auf Dich einwirken werden. Wohlan denn! Gehe glücklich, wohin Dein Geist Dich führt, gehe eilends und sicher, strebe vorwärts, ohne rückwärts zu schauen, fange an, dem Vaterlande und Dir selbst zu leben, von denen beiden Du lange genug entfernt warst. Nur noch eins: meide die Einsamkeit, denn sie ist Dein Feind, so lange noch ein Rest Deiner Krankheit in Dir ist. Denn meinst Du wirklich in einem abgelegenen, entfernten Orte Ruhe zu finden? Wahrlich, so oft ich vom Himmel herunterblickend sah, wie Du seufzend und nach der Stadt zurückschauend Dich in die Einsamkeit begabst, da lächelte ich und sprach bei mir: Den Unglücklichen hat die Liebe verblendet, er meint den Tod zu fliehn, und geht dem Tode entgegen.

Doch außer dem Reisen habe ich noch andere Mittel, die ich Dir nicht vorenthalten will. Du kennst den Spruch Cicero's: Drei Dinge entfernen den Menschen von der Liebe: Sättigung, Scham und Nachdenken. Ueber das erste ist überflüssig zu reden, denn Du erklärst es ja für unmöglich, daß Du jemals dieser Liebe satt werden könntest, obwohl Du, wenn Du die Vergangenheit recht erwägen und die Vernunft zu Rathe ziehen möchtest, leicht gestehen würdest, daß man sogar Ekel und Ueberdruß vor dem geliebten Gegenstand empfinden könnte. Daher will ich, um Dich nicht aufzubringen, nur über die beiden anderen Mittel kurz sprechen. Du wirst mir zugeben, daß die Natur Dir Geist und ein düsteres Gemüth verliehen hat.

F. Das ist leider nur zu wahr, so daß ich oft genug bedauert habe, weder für die Menschen, noch für die Zeit zu



passen, in denen die Schamlosen Hoffnung, Ehre und Macht besitzen und selbst Glück und Tugend unter sich beugen.

A. Siehst Du nun wohl, wie sehr Liebe und Schamhaftigkeit auseinandergehn? Während jene den Geist vorwärts drängt und treibt, hält diese ihn weise zurück, während jene unbedacht Alles ergreift, erwägt diese sorgsam Alles, ehe sie einen Schritt wagt.

F. Ich sehe mit großem Schmerze, daß ich von entgegengesetzten Neigungen bald hierher, bald dorthin gezogen werde, und daß ich oft selbst nicht weiß, welchem Zuge ich folgen soll.

A. Sage mir doch, wenn ich bitten darf, hast Du Dich kürzlich im Spiegel betrachtet?

F. Was soll denn diese Frage? Allerdings thue ich es manchmal.

A. Hoffentlich nicht häufiger und nicht eitler, als nöthig ist. Aber sage doch: Hast Du dabei nicht bemerkt, daß Dein Gesicht sich von Tag zu Tag ändert und an Stelle der jugendlichen Haare graue sich zeigen?

F. Ich meinte, Du würdest etwas ganz besonderes sagen und Du sagst doch nur das Altbekannte, daß man geboren wird, jung ist, alt wird und stirbt, etwas, das ich bei mir und allen Gleichaltrigen bemerke, ohne daß ich glaube daß man jetzt schneller altert, als sonst.

A. Laß uns von den Uebrigen absehn und nur von Dir sprechen. Hat das veränderte Aussehn Deines Gesichts Deinen Geist irgendwie geändert?

F. Erschüttert wohl, geändert nicht. Mir schwebte jenes Wort des Kaisers Domitian auf der Zunge: Ich ertrage mit Gleichmuth das früh ergrauende Haar.

A. Das soll aber nicht die einzige Empfindung sein, die Dich erfüllt. Das graue Haar soll Dich an das Alter mahnen

und an den nahenden Tod, es soll Dich erinnern, unnütze Beschäftigungen, die höchstens der Jugend ziemen, nicht als Mann fortzusetzen, es soll Dich auffordern, den Blick von den Außendingen abzuwenden und in Dein Inneres zu versenken. Solche Lehren hättest Du aus Deinen Studien ziehen sollen, jenen vornehmen Gleichmuth aber, der nicht bessert und fördert, den Ungebildeten überlassen sollen.

F. Ich bereue jenen Irrthum. Doch, höre, eins tröstet mich beim Altwerden, daß Laura mit mir altert.

A. Aber ich bitte Dich, hältst Du es denn für ehrenhafter, als Greis die Greisin zu lieben, denn als Jüngling die gleichfalls Jugendliche? Du solltest doch bedenken, daß es weit schlimmer ist, da im Alter weniger Grund zur Liebe vorhanden ist. Gerade die Scham sollte Dich bestimmen, den Geist zu ändern, da sich auch der Körper verändert. Und nun laß uns vom dritten Mittel reden, das Cicero zur Besiegung der Liebe angerathen hat, von dem Nachdenken, der festen Burg, in der Du allein sicher sein kannst vor den Einfällen der Leidenschaften, deren Besitz Dich zum wahrhaften Menschen macht. Denke also zunächst an den Adel des Geistes, denke an die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit des Leibes, denke an die Kürze des Lebens, denke an das Dahinfliegen der Zeit, denke an den sicheren Tod. Jedem ist er bestimmt, aber Keiner kennt den bestimmten Tag. Daher lebt der Unverständige dumpf dahin, ohne sich zum Bewußtsein zu bringen, wie bald er sterben könne, der Verständige aber — und ich beschwöre Dich, daß Du einem solchen zu gleichen versuchst — weiß, daß jeder Tag ihm der letzte sein kann und richtet sich danach ein. Denke Du ferner daran, wie häßlich es ist, daß ein Jeder mit Fingern auf Dich weist, und von Dir spricht; denke, wie sehr Dein geistlicher Stand Deiner Liebe widerspricht; denke daran, wie sehr jene Deinem Geiste,

Körper, Deinem Glück geschadet hat; denke daran, was Du Alles ihretwegen nutzlos erlitten hast, wie oft Du verspottet, vernachlässigt, verachtet worden bist; denke daran, wie viel Schmeichel- und Klageworte Du umsonst ausgestoßen, wie viel Thränen Du vergossen hast; denke an sie, wie stolz und unnahbar sie sich Dir immer gezeigt hat, wie kurz und vorübergehend ihre Gunstbezeigungen gewesen sind. Denke daran, wie sehr Du ihren Ruhm erhöht, wie sehr sie Dein Leben verringert hat, wie sehr Du um ihren Namen besorgt gewesen bist, wie wenig sie sich um Deinen Zustand bekümmert hat. Denke daran, wie weit Du durch sie von der Liebe zu Gott entfernt worden, in welches Elend Du gerathen bist. Denke daran, wie viel bisher versäumte nützlichere und ehrenvollere Beschäftigungen auf Dich warten, wie viel unvollendete Werke noch vor Dir liegen, die Deine volle Arbeitszeit verlangen, nicht aber die kurze Spanne Zeit, welche Deine Liebe ihnen übrig läßt. Endlich aber mußt Du mit männlichem, starkem Geiste erwägen, was Du denn eigentlich bei dieser Liebe so glühend verlangtest, damit Du nicht etwa Dich noch enger fesseln lässest, während Du zu fliehen meinst. Denn es gibt Wenige, die, nachdem sie einmal von dem Verlangen nach Umgang mit Frauen erfüllt waren, sich von diesem Verlangen befreien können, Wenige, die, nachdem sie lange in Liebesbanden geschmachtet haben, sich ganz von ihnen loslösen können. Willst Du daher frei werden, so verbanne die Erinnerung an alle früheren Sorgen, wirf alle Gedanken an vergangene Zustände von Dir, erflehe den Himmel mit demüthigem Gebet, ermüde die Ohren des göttlichen Lenkers unserer Geschicke mit frommen Bitten, laß keinen Tag und keine Nacht vergehen ohne thränenreiche Betheuerungen; vielleicht erbarmt sich dann der Allmächtige und gewährt solchen Anstrengungen einen endlichen glücklichen Erfolg.

Nachdem er dieses gesprochen, geht Augustin zu anderen Fehlern über, welche Petrarka schänden; Petrarka aber hörte nicht auf zu lieben, und besang seine Liebe weiter in herrlichen Liedern.

---

4. Petrarka's Familie.

Zu den Fehlern, welche Augustin dem Petrarka vorwarf, gehörte auch der der Sinnlichkeit. Petrarka selbst spricht häufig von demselben, vornehmlich während seines Alters, da er, von dem Fehler befreit, kein Bedenken trug, ihn rücksichtslos zu enthüllen; indeß auch dann noch scheute er sich, offen von der Frucht seiner sinnlichen Liebe, von seinen zwei natürlichen Kindern, zu reden.

Sie wurden ihm, wahrscheinlich zu Vaucluse, in der ihm so angenehmen, aber in vieler Hinsicht gefährlichen Einsamkeit, 1337 und (vermuthlich) 1339 geboren. Der Name der Mutter ist nicht bekannt; denn Petrarka, der sich sorgfältig bemühte, seinen Fehl zu verschweigen, hat den Namen der Frau, die ihm die Kinder gebar, niemals genannt, und nur an einer Stelle seiner Briefe von ihr gesprochen. Er schreibt nämlich: „Ich möchte als ehrsamer Mann leben, aber ich vermag es nicht. Denn die, welche mich früher kannten, haben noch die Vorstellung von mir, die ehemals richtig war und wollen an eine Sinnesänderung nicht glauben. So belagert die ehemalige Freundin meine Thür, kehrt, wenn auch abgewiesen, oft zurück und lauert Nächte hindurch, glaubt meinem Schwur nicht, daß ich ohne Frau mein Leben zubringen wolle, sondern meint, da sie nicht weiß, was Ehe-

losigkeit bedeutet und von mir überzeugt ist, daß ich, so lange ich lebe, einer Frau bedürfe, ich hätte eine andere ihr vorgezogen" [1]).

Die beiden Kinder, welche er aus dieser unerlaubten Verbindung besaß, hießen Giovanni und Franzeska. Giovanni war 1337 geboren. Er wuchs, wie es scheint, in seinen ersten Jahren nicht beim Vater auf und zeigte während seines ganzen Lebens die traurigen Folgen mangelnder Erziehung: er war, schreibt der Vater, zu meiner Last und meinem Schmerz geboren und peinigte mich während seines ganzen Lebens mit steten und schweren Sorgen. Den sechsjährigen Knaben führte Petrarka zu dem Grammatiker Gilbert nach Parma (1343), schickte ihn dann zu dem berühmteren Rinaldo di Villafranka nach Verona (1344), brachte, nachdem der Sohn vom Papste Clemens VI. als legitimes Kind erklärt worden war, denselben wieder zu Gilbert zurück (1348), nahm ihn dann mit sich nach Padua, wo er sich festzusetzen gedachte, aber den Plan nicht ausführte, und führte ihn mit sich nach Vaucluse, wo er nun, da Laura todt war, offener mit den Seinen leben durfte.

Aber der Sohn, welcher in Folge der dem Vater von dem Papste erwiesenen Achtung schon 1350 ein Canonikat in Verona erhalten hatte, dasselbe freilich 1354, wohl durch den Tod des Azzo da Correggio, verlor, machte dem Vater gar keine Freude, so daß dieser dem wahrscheinlich in Verona lebenden einen heftigen Brief schreiben mußte: „Ich habe Dich nicht schlagen können, wie Du es wegen Deiner schlechten Aufführung verdientest, weil Du fern von mir warst, aber ich habe die väterlichen Gaben beschränkt, um Dir meine strenge Gesinnung zu zeigen, und werde sie nicht eher wieder reichlich fließen lassen, bevor Du Dich besserst".

Als Petrarka dann in Mailand seinen Aufenthalt nahm,

ließ er den Sohn wieder bei sich wohnen und berief den Grammatiker Moggio aus Parma, um den Jüngling ausbilden zu lassen. Aber der Unterricht hatte keinen rechten Erfolg. Der Jüngling fuhr fort, „die Bücher wie Schlangen zu verabscheuen" und der Vater setzte, so betrübt gerade er über die Vernachlässigung der von ihm über Alles geliebten Wissenschaften sein mußte, seine Hoffnung darein, daß der Sohn ein guter Mensch werden würde, und tröstete sich damit, daß der nicht umsonst gelebt habe, der als ein guter Mensch sterbe.

Aber auch diese Hoffnung trog. Lange Jahre zwar trug Petrarka mit väterlicher Zärtlichkeit die Trägheit, Lieblosigkeit und Unwürdigkeit des Sohnes; endlich aber mußte er, da er während einer kurzen Abwesenheit von Giovanni bestohlen wurde, den Jüngling bestrafen, verjagte ihn aus dem Hause und nahm ihn nicht wieder auf, selbst als dieser mit flehentlichen Worten Besserung gelobte. So starb der Jüngling, wie es scheint, in der Verbannung, jedenfalls nicht im Beisein seines Vaters, nachdem er „wenig fröhliche Tage gesehen" hatte, im 24. Jahre seines Lebens (1361)[2]).

Größere Freude erlebte Petrarka an seiner Tochter Franzeska. Sie war nicht allzulange nach Giovanni von derselben Mutter 1338 oder 1339 geboren. Wir wissen nicht, wie und wo sie erzogen wurde, sondern erfahren nur, daß sie, etwa zwanzig Jahre alt, von dem Vater mit Franzeschino di Brossano verheirathet wurde, von dann an beständig mit dem Vater zusammenwohnte und ein inniges Familienleben mit ihm führte. Sie bekam zwei Kinder, ein Mädchen, das den Namen der Mutter Petrarka's, Eletta, erhielt, und einen Knaben, der nach dem Namen des Vaters und Großvaters Franzesko oder Franzeschino genannt wurde, auch in den Gesichtszügen dem Großvater sehr ähnelte, aber schon im dritten Lebensjahre, 1368, starb und von Petrarka

durch eine rührende Todtenklage gefeiert wurde. Franzeska pflegte ihren Vater in seiner letzten Krankheit, bestattete ihn in feierlicher Weise und empfing von Freunden und Verehrern ihres Vaters die zahlreichsten Beweise innigster Theilnahme. Bald darauf starb auch sie den 2. August 1382.

Aus der Zeit aber, daß sie mit ihrem Vater zusammenlebte, ist uns eine Schilderung von ihr erhalten, die der Mittheilung werth ist, nämlich ein an Petrarka gerichteter Brief Boccaccio's, den dieser schrieb, da er den Freund in Venedig aufgesucht, aber nicht getroffen hatte. Schon wollte er, als er die Abwesenheit des Freundes erfuhr, umkehren, wurde aber durch das Andern gegebene Versprechen und das Verlangen, Petrarka's Familie kennen zu lernen, zurückgehalten. Indeß scheute er sich, bei Franzeska abzusteigen, weil er das Gerede der Menschen fürchtete, obgleich, wie er meinte, seine grauen Haare und sein hohes Alter jeden schlimmen Verdacht ausschließen sollten. „Kaum hatte ich mich ein wenig ausgeruht, so besuchte ich Deine Tullia. Sobald sie meinen Namen hörte, eilte sie mir entgegen, erröthete, schlug die Augen nieder, verneigte sich und umarmte mich dann mit kindlicher Zärtlichkeit. Wie freute ich mich, daß Dein ganzes Haus mich als Freund und Genossen begrüßt! Dann plauderten wir Allerlei, nach Art neuer Bekannten, stiegen in den Garten hinab, wo wir uns mit einigen Hausfreunden niedersetzten, und fuhren in unserm Gespräch fort, im Verlaufe dessen sie mir Dein Haus, Deine Bücher und all das Deinige zur Benutzung anbot. Unterdeß sah ich Deinen Liebling, Deine Eletta, gesetzteren Ganges, als es so kindlichem Alter ziemt, ankommen, die mich, ohne zu sprechen, lächelnd ansah; ich ergriff sie voll freudiger Aufregung und schloß sie in meine Arme. Ich glaubte meine eigene, leider verlorene Enkelin wiederzusehen, so ähnlich sind beide in Lächeln, Auf-

schlag der Augen, in Bewegung, Sprache und Gang. Wie oft umarmte ich, in süß=trauriger Erinnerung, die Kleine, schwatzte mit ihr und hörte auf ihr Geplauder.

„Ich könnte nicht enden, wenn ich Dir Alles von Deinem Schwiegersohn berichten wollte, den ich schon auf dem Wege getroffen und an ihm den hohen Wuchs, das freundliche Antlitz, die verständigen Reden bewundert hatte, der mich nun mit Freundschaftsbeweisen überhäufte, mich, da er mich nicht bewegen konnte, bei ihm zu wohnen, sehr oft besuchte, zu sich einlud und immer mit der größten Herzlichkeit aufnahm. Nur eins will ich Dir erzählen. Als er erfuhr, daß meine Abreise bevorstehe, bat er mich, da er meine Armuth kannte, aus der ich nie ein Hehl gemacht hatte, eine Summe Geldes anzunehmen, und, nachdem er mir lange vergeblich zugeredet hatte, ergriff er mit seiner riesenstarken Faust meinen schwachen Arm und drückte mir das Geld in die Hand, das er mir bestimmt hatte, entfloh und ließ mich stehen. Gebe der Himmel, daß ich ihm seine Wohlthat mit einer gleichen vergelten kann“ [3]).

Petrarka's Enkelin hieß, wie gesagt, zur Erinnerung an seine Mutter Eletta. Auch von dieser Frau, welche Petrarka in seiner Jugend gehegt hatte, wie seine Tochter Franziska ihn in seinem Alter pflegte, wissen wir wenig. Es ist uns nur berichtet, daß sie bei der Geburt des Sohnes schwer litt, daß sie denselben in den ersten Lebensjahren ganz allein und auch später, bei der häufigen Abwesenheit des Vaters, mehr als dieser erzog, und daß sie im Alter von 38 Jahren 1326 zu Avignon starb, im Beisein des Sohnes, der, eben von der Universität zurückgekehrt, noch traurig über den Tod seines Vaters, diesen neuen Verlust beweinte und in einem Gedichte, seinen ältesten uns erhaltenen lateinischen Versen, der Trauer Ausdruck gab:

Erhöre, Mutter, meinen Klaggesang
Und merk' vom Himmel, wo Du würdig thronst,
Auf Deines Sohns Gedicht, das zaghaft, schwach
Der Tugend Ehrenpreis wagt zu verkünden.
„Erwählte" (Electa) Du, dem Namen und der That nach,
Du wirst im Himmel Ehr' und Lob genießen,
Weil Du auf Erden fromm und keusch geweilet,
Dem späteren Geschlecht ein würd'ges Vorbild,
Den Guten aller Zeiten hehres Muster,
Doch mir zum Schmerz, der ewig sich erneut.
Ich weine nicht, weil Dich ein Leid betroffen,
Ich weine, weil Du mich und meinen Bruder
In dieser Erde Wirren einsam lässest.
Dich aber, Krone, Trost und Stolz des Hauses,
Dich will ich feiern bis zum letzten Hauch,
Daß Du, auch nach dem Tod der ird'schen Hülle
Durch meines Liedes Wort, mit mir vereint
Auf ewig lebest in dem Mund der Menschen.

Petrarka hatte auch eine Schwester Selvaggia, die dem Vater nicht in rechtmäßiger Ehe geboren worden war. Diese Schwester wird von Petrarka selbst nie genannt, aber schon von alten Biographen erwähnt und die Erinnerung an sie mit mannigfachen Sagen ausgeschmückt. Danach soll ein Papst dieselbe für sich verlangt und dem Petrarka für Ueberlassung derselben zur Belohnung das Cardinalat angeboten haben, Petrarka aber sich standhaft geweigert haben, eine auf so unehrenhafte Weise erworbene Würde anzunehmen. Darauf habe der Papst ähnliche Versuche bei Petrarka's Bruder Gerhard gemacht und zwar mit besserem Erfolge; Gerhard aber sei, aus Reue über seine schändliche That, in ein Kloster gegangen. Doch beruht diese Erzählung gewiß auf einer Erfindung, denn wir besitzen eine Urkunde, aus der wir ersehen, daß die Verheirathung der Selvaggia schon bei Lebzeiten des

Vaters Petrarka's, 1324, stattgefunden hat; wir besitzen andere Zeugnisse, die uns die Gründe, aus denen Gerhard ins Kloster trat, besser erklären[4]).

Trotz des schönen ehelichen Verhältnisses, das Petrarka bei seiner Tochter und wahrscheinlich auch bei seinen Eltern vor sich sah, hielt er die Ehe für kein Glück, weil er überzeugt war, daß die Weiber die edelste Lebensaufgabe, die Beschäftigung mit Studien, störten und pries sich daher oft glücklich, daß er ehelos lebe. Wohl mahnte er auch Andere, sich der Liebe nicht zu sehr hinzugeben, erinnerte besonders Jünglinge daran, daß Zuneigung zu Frauen sie verderbe und spottete der wollüstigen Greise, die in hohem Alter sich nochmals in das Joch der Ehe begäben; aber er hütete sich, seinen Freunden gegenüber in solch wichtigen Lebensfragen ein entscheidendes Urtheil abzugeben. Einem Bekannten, einem Hochgestellten, rieth er sogar, wenn er auch seine Meinung, das Lob der Ehelosigkeit, nicht verhehlte, zu heirathen und zwar eine Auswärtige, keine Einheimische zu wählen. Besonders aber drang er darauf, einmal eingegangene Verhältnisse unverbrüchlich zu bewahren, eiferte mit aller Strenge gegen den Ehebruch, dessen häufiges Vorkommen er beklagte, pries die Gattenliebe, wenn sie sich in steter treuer Sorge für das Wohl des Gatten, nicht aber in bloß äußerlichen Zärtlichkeitsbeweisen kundgäbe, schilderte die verderblichen Folgen der Eifersucht, welch letztere, wie er einmal sagte, die beständige Begleiterin der Liebe sei, und stellte in einem langen, an die Kaiserin Anna, die Gemahlin Karls IV., gerichteten Schreiben die Frauen des Alterthums als unerreichte Muster der Tugend und Tüchtigkeit hin[5]).

Manche der eben angeführten Urtheile und Bemerkungen gehören schon Petrarka's letzten Lebensjahren an; doch ist es

nöthig, Petrarka selbst wieder in der Zeit zu betrachten, da er in den Banden verstrickt war, die er später zu verachten Miene machte.

---

5. Laura's Tod.

Wenige Jahre, nachdem Petrarka seine Bekenntnisse niedergeschrieben, 21 Jahre nachdem er Laura kennen gelernt hatte, in demselben Jahre 1348, das für Italien und ganz Europa durch die schreckliche Pest, für Petrarka durch den Tod mancher geliebten Freunde verhängnißvoll war, starb Laura. (6. April.)

„Ich war damals", so schrieb Petrarka unmittelbar nach dem Ereigniß in seine Vergilhandschrift, „grade in Verona und ahnte mein Geschick nicht. Die Trauernachricht traf mich durch einen Brief meines Sokrates zu Parma am 19. Mai. Der schöne Körper der Geliebten wurde am Abend des Todestages in der Franziskanerkirche begraben, ihr Geist kehrte, meiner festen Ueberzeugung nach, in den Himmel zurück, von wo er gekommen war. Dieses Ereigniß habe ich zum traurigen Gedächtniß mit bitter-süßer Empfindung grade an diese Stelle geschrieben, die mir oft vor die Augen tritt, damit ich in dieser Welt an nichts mehr inniges Wohlgefallen empfände und nun, da auch dieses stärkste Band zerrissen ist, durch Erinnerung daran und durch Nachdenken über das flüchtige Erdenleben, ermahnt würde, aus Babylon (Avignon) zu entfliehen. Das wird mir, mit Hülfe der göttlichen Gnade, leicht sein, wenn ich die überflüssigen Sorgen, die nichtigen Hoffnungen und die unerwarteten Folgen ernst und streng bedenke".

Diesen Vorsatz, führte er, wie wir wissen, bald aus, dadurch, daß er 1352 nach Italien ging und dauernd daselbst blieb, aber mit dem Wechsel des Aufenthalts ertödtete er nicht

das Andenken an die Geliebte. Vielmehr erneuerte er dasselbe durch etwa hundert Sonette, die er an Laura nach ihrem Tode dichtete, durch viele kleinere Gedichte und durch die Triumphe. Diese Gedichte, besonders die Sonette, von denen einige Erzeugnisse der letzten Lebensjahre des Dichters sind, gehören zu dem Vollendetsten, was Petrarka geschrieben hat; sie zeigen Jedem, der sehen will, daß die Liebe, die in ihnen besungen wird, eine großartige Leidenschaft ist, die ein Menschenleben beseligte und verklärte.

Der Dichter beklagt den Tod der Geliebten. Er schildert, daß er allerdings von trüben Ahnungen erfüllt gewesen sei, als er den letzten Abschied von ihr genommen habe, aber daß er an ein so schnelles Ende nicht gedacht habe, ja sich einzureden versucht habe, daß sie, die Göttin, unsterblich sein müsse. Er beklagt, daß sie so früh „in ihres Blüthenalters schönstem Weben" der Erde entrissen, daß ihr Leib in einer engen Gruft begraben, ihre Augen, die himmlischen Glanz ausgestrahlt hätten, geschlossen seien. Nun wolle er zu dem harten Steine wallen, der ihm den höchsten Schatz der Erde decke, denn er habe auf der Erde keine Stätte mehr;

„seit mir das höchste Liebeslicht entschwunden
Das meinen Augen mild vorangegangen".

Um so schmerzlicher sei er durch den Tod betroffen, da er bereits in jenes Alter getreten sei, in welchem er, mit sich selbst in Frieden und von Begierden frei ein leidenschaftsloses stillseliges Freundschaftsleben mit der Geliebten hätte führen können; nun aber durch den unerwarteten Schlag in neue Aufregung versetzt, durch neue leidenschaftliche Aufwallung beunruhigt sei. Jetzt fühlt er sich nur noch elender, wenn Alles um ihn her Freude athmet, wenn die Natur sich in ihrer Frühlingspracht zeigt.

Die Wiesen lachen, Himmel glänzt von Weitem,
Zeus freut sich selbst an seinem schönen Kinde,
Die Liebe haucht aus Wasser, Erd' und Winde,
Und jedes Thier fühlt ihre Seligkeiten.
Doch für mich Armen kehren nur die schweren
Die Seufzer wieder, die entlockt dem Herzen
Sie, die davon die Schlüssel nahm mit sich.

Er empfindet keine Freude an der Natur: an Blumen, Thieren und Sternen, nicht an den Dingen, welche die Schaulust reizen, an stolz segelnden Schiffen, an kühn dahersprengenden Schaaren; er hat nur einen Wunsch, den, bald zu sterben, und die Hoffnung, die Gewährung des Wunsches zu erhalten, denn jeder Tag, den er warte, erscheine ihm wie tausend Jahre:

Den Boten mein' ich stündlich schon zu hören,
Der mich zu meiner Herrin soll bescheiden...
O sel'ger Tag, wenn aus dem Kerkerthor
Der Erd' ich fliehe und zerrissen schaue
Dies lastend schwere, sterblich schwache Kleid!
Dann aus der tiefen Nacht schweb' ich empor
So hoch zu jener hellen Ewigkeit,
Bis meinen Herrn ich schau' und meine Fraue.

Aber nicht nur er ist durch diesen Tod in Trauer versetzt, sondern es ist, als wenn der ganzen Erde die Sonne geraubt wäre, welche ihr bisher Leben gespendet hatte; nur die seligen Geister sind von Freude erfüllt und empfingen Laura, als sie zu ihnen trat, staunend mit dem Ausruf: „Was für ein Glanz an Reizen, nicht zu zählen!"

Bei diesem großen Schmerz, der den Dichter unempfänglich macht für jeden Genuß findet er nur geringen Trost. Er findet ihn zunächst in seinem einsamen Thal Vaucluse, das stets die Vertraute seiner Qualen gewesen, dort, wo ihm die Geliebte bald als Nymphe, als Göttin er-

scheint, die aus der Sorgue sich erhebt und am Strande niedersetzt, bald als eine irdische Frau, die auf dem Wiesengrunde Blumen pflückt.

Die Wellen rauschen Liebe; Laub und Luft,
Die Vögel, Fische, Blumen und das Gras,
Nur Liebe, Liebe, Alles, Alles fleht.

Er findet ferner Trost in der Erinnerung. Da erscheint ihm die Geliebte jeden Augenblick, wird sofort von ihm erkennbar, „durch Gang, Wort, Kleid, Antlitz", so deutlich, so schön, daß er rufen müsse: „Sie ist es selbst, sie lebt". Sie erscheint ihm und verscheucht Sorge und Gram, sie erweckt nur eine Empfindung, erzeugt nur einen Ruf: „Gesegnet sei die Stunde, da sie kam". Erst jetzt durch ihre häufigen Erscheinungen wird sie ihm zur wahren Vertrauten; denn nun wage er offen, wie er es nie während ihres Lebens gethan, ihr seine innersten Empfindungen zu entdecken und sie

Sie schweigt erblaßt und schaut mit einem Blick
Voll heil'gem Mitleid tief mir in die Seele
Und Thränen rollen auf die schönen Wangen;

nun dürfe er ihr bekennen, wie weise sie durch ihre Zurückhaltung gehandelt, wie sie ihn durch ihre Standhaftigkeit dem Verderben entrissen hätte, nun müsse auch sie einsehn, daß seine Liebe eine dauernde, echte gewesen sei:

Du fühlest, daß mein Herz schon auf der Erde
So rein, wie jetzt im Himmel Dir geschlagen,
Nichts anderes sucht', als Deiner Augen Sonne.

Er findet Trost in dem Gedanken, daß sie im Himmel die ewigen Freuden genieße, daß er dort mit ihr vereint weilen werde; und endlich in dem Bewußtsein, daß sie, die ihm während ihres Lebens die Richtschnur seines Handelns gegeben, auch ferner die sein werde, welche

Den rechten Weg zu zeigen mir bemüht
Zum Himmel auf die Seele betend leitet,
Nur durch ihr Wort mir Ruhe giebt und Frieden!

Aber aus dieser Schmerzensseligkeit wird er durch Nachdenken herausgerissen. Es regt sich in ihm der Gedanke, daß er Unrecht thue, den Liebesgedanken nachzuhängen, die ihn an dem Irdischen festhalten, mit eitlen Sorgen erfüllen und an der Erringung der Tugend verhindern. Dieser Gedanke verlangt, sobald er in dem Dichter mächtig geworden ist, eine würdige That. Er versucht es, die Bande zu zerreißen, die ihn fesseln, er ermüdet nicht, wenn auch sein Ringen lange erfolglos ist. Dann aber fühlt er, daß der Schleier zu fallen beginnt, der ihn bisher gehindert, den seligen Geist in Laura zu erblicken, so daß er meistens nur die körperliche Schönheit bewunderte; er zürnt sich selbst, daß er nach 21 Jahren der Liebespein noch 10 Jahre das Schmerzensjoch auf sich genommen, er erkennt des Lebens Irrthum, „der den Todesstreich der Tugend gab" und fleht um Kraft, das Leben, das er bisher elend vergeudet habe, nun weise zu verwenden, um der Seele Frieden zu finden, und betet, daß die kurze Spanne Zeit, welche ihm übrig geblieben sei, noch ausreiche, um das ewige Heil zu erben.

Und so, sich befreit wähnend von den Ketten, welche er ein Menschenalter getragen hatte, und denen er sich doch niemals völlig entwand, ruft er sich zu:

So wiederhole nicht den Todesschmerz
Und folge nicht dem trügerischen Wähnen
Der Wahrheit nur ist höchstes Ziel beschieden.
Zum Himmel auf! Hast Du doch nichts, o Herz,
Auf Erden mehr, seit Du um sie in Thränen,
Die lebend Dir und todt geraubt den Frieden.

In dieser Stimmung, welche die letzten Lebensjahre des

alternden Dichters erfüllte, dichtete er (von 1356—1374) sein letztes und unläugbar schwächstes Werk, die dem großen Gedichte Dante's nachgeahmten, durch den Tod des Verfassers nicht vollkommen ausgearbeiteten Triumphe. Der Gedanke, der in diesen Gedichten zum Ausdruck kommen sollte, ist Petrarkas Lieblingsgedanke von der Nichtigkeit alles Irdischen, von dem Siege der Ewigkeit über alle zeitlichen Güter, als welche Liebe, Keuschheit, Zeit und Ruhm aufgeführt werden, deren jedes seinen besonderen Triumph feiert, aber von der Ewigkeit weit übertroffen wird. Es ist ein Gedicht, das allerdings auch der Verklärung der Geliebten gewidmet war, aber dieselbe in einer so idealen Gestalt zeigte, daß sie alles Menschliche abgestreift zu haben schien, und nur als seliger Geist erhaben über den irdischen Thorheiten schwebte.

Am 12. Febr. 1374 arbeitete Petrarka noch am letzten Triumphe, am 18. Juli starb er im Kreise der Seinigen. Er wurde, ganz gegen seinen Wunsch, in feierlichster prunkvoller Weise begraben, sein Leichenstein aber mit wenigen, einfach frommen Versen geschmückt, die er selbst zu diesem Zwecke gedichtet hatte. Sein Ruhm, während seines Lebens schon weit ausgebreitet, erfüllte nach seinem Tode die ganze Welt und er wird dauern, so lange Alterthum, Vaterland und Liebe kostbare Güter bleiben für Bildung und Erziehung der Menschheit.

Anmerkungen.

Die benutzten Quellen sind Petrarka's Opera, die mir in der Ausgabe Venetiis 1501 und 1503, 2 voll. fol. vorgelegen haben und die italienischen Gedichte. Von den lateinischen Schriften sind in neuerer Zeit in neuen vortrefflichen Ausgaben und (italienischen) Uebersetzungen erschienen:

1. Poemata minora quae extant omnia ed. G. Rossetti. Trieste 1828, 1831, 1834, 3 voll. 8⁰ (lat. Text, ital. Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen).

2. Epistolae de rebus familiaribus et variae ed. G. Fracassetti. Flor. 1859—1863, 3 voll. (lat. Text, etwa die Hälfte davon bisher ungedruckt); von demselben lettere delle cose familiari, Firenze 1863—67, 5 voll. kl. 8⁰ (italienische Uebersetzung mit ausführlichem historisch-kritischem Commentar).

3. Lettere senili ed. G. Fracassetti. Firenze 1869 u. 70. 2 voll. kl. 8⁰ (ital. Uebersetzung mit Commentar; der italienische Text der Epp. sen. ist leider noch nicht gedruckt).

Die Ausgaben und Uebersetzungen der kleineren lateinischen Schriften dürfen unberücksichtigt bleiben; dagegen müssen die von Thomas in den Monumenta saecularia Monacensia 1859 herausgegebenen italienischen Gedichte erwähnt werden. Doch habe ich sie in dieser Darstellung nicht benutzt, weil die Autorschaft Petrarka's für dieselben mir nicht ganz erwiesen zu sein scheint und weil, wenn sie erwiesen wäre, die Gedichte nichts enthalten, was nicht in den bereits früher gedruckten Gedichten ebensogut oder besser ausgedrückt wäre.

Aus der benutzten Literatur hebe ich hervor 1. (de Sade): Mémoires sur la vie de Pétrarque, 3 voll. Amsterdam 1764—67 in gr. 4⁰, die noch heute trotz vieler Fehler und Sonderbarkeiten wichtigste Biographie Petrarka's; auch in deutscher Uebersetzung: Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarka. 3 Bände. Lemgo 1775—1778. 2. Der für das Thatsächliche sehr genau und fleißig gearbeitete Artikel Blanc's: Petrarka in Ersch und Gruber's Realencyclopädie III. Sektion, XIX. Bd., S. 204—254;

3. Voigt: Die Wiederbelebung des classischen Alterthums u. s. w. Berlin, 1859, S. 12—102; eine meisterhafte Würdigung von Petrarka's Verdiensten um den Humanismus nach ganz neuen Gesichtspunkten; 4. Mézières: Pétrarque, Paris 1868, eine gutgeschriebene Darstellung mit Zugrundelegung der Forschungen Fracassetti's.

Die zahlreichen anderen benutzten Hilfsmittel werden an ihrem Orte angeführt werden.

I.

¹) Dieser Brief ist leider nicht ganz erhalten. Er bricht mit der Schilderung des J. 1351 ab, ist aber, wie aus der Erwähnung des Todes Papst Urban V hervorgeht, später als 1370, also in den letzten Lebensjahren Petrarka's, geschrieben. Er findet sich lateinisch: F. P. posteritati oder ad posteros in den alten Ausgaben als einziger Brief der Epp. sen. lib. XVIII in Frac.'s Ausgabe der Fam. vol. I, p. 1—11.

²) M. Gabius Apicius, ein berühmter Gourmand unter Tiberius, vgl. Pauly, Realencykl. I, p. 604.

³) An Philipp v. Cavaillon sind 22 Briefe Petrarka's gerichtet.

II.

1. ¹) Ueber die Jugendzeit bieten vortreffliches Material Petr. Epp. sen. X, 2 an Guido Settimo und XVI, 1 an Luca di Penna; die Nachrichten über Convenevole sind bei Fracassetti (Fam. ital.) I, 223, 454; II, 3 fg. zusammengestellt; über die Lehrer Blanc S. 210, über Andrea: Epp. fam. IV, 15, 16; vgl. auch de Sade I, 46 fg. Ueber Gerhard vgl. 9 Briefe in Fam. u. Sen.. bes. Fam. XVI, 2 u. XVII, 1 vgl. auch Sonn. 69; über Thomas Messanensis Fam. I, 1 und bes. Frac. I, 263 u. passim; ferner Fam. IV, 4 u. 5 und Triumph Amors IV, 59—66 (nach Krigar's Uebersetzung); über Mattheo Longo Fam. XII, 17 und Son. XIII, 7 mit Frac.'s Erläuterungen; über Olympius Fam. VIII, 2—5 und Fracass. II, p. 304—320, vgl. auch unten Abschn. III, 1; über Jak. Colonna: Epp. ad post. und unzählige Stellen des Briefwechsels; über seinen Tod Fam. IV, 12, 13; V, 7; über den Tod seines Vaters Fam. IV, 1 u. Frac.'s Bemerkungen.

²) Jurisprudenz. Vertheidigung 1335. Epp. fam. IX, 5 und Frac. I, p. 525 fg. Urtheile über Jurispr. bes. die Briefe Fam. IV, 16 und XX, 4; einzelne Stellen in Fam. (ed. Frac.) vol. I, p. 33; II, 17, 76, 278, 411; III, 254, vgl. auch die Praefatio zu den Epp. fam.; de remediis fortunae, lib. I. dial. 51. u. a. Ueber den Zustand der Studien vgl. Aeußerungen: Epp. fam. ed. Frac. II, 88; III, 279, 281; Ermahnung über die Art der Studien: Sen. XIII, 5. Comödie Philologia: Epp. fam. II, 7; VI, 2; VII, 17. Reisen vgl. die Ver-

theidigung Epp. fam. XV, 4; für die einzelnen Reisen ist die chronologische Tafel bei Frac. (Fam. vol. I), auch der Index (Fam. ital. vol. V) mein Aufsatz: Petrarka und Deutschland und Epp. sen. XVI, 1 zu vergleichen. Gegen die Griechen vgl. unten Cap. 4. Anm. 8; über Augustin vgl. namentlich Fam. vol. I, p. 238, 244, 435 fg. (dazu Frac. ital. II, p. 322) Fam vol. II, p. 81, 476 fg., 480 fg.; Sen. lib. VIII, 6; XV, 8 u. a. m.

[8]) Brief an Boccaccio Epp. sen. lib. XVII, 2, 3.

2. [1]) Stellen, in denen er diesen Gedanken ausdrückt, sind ungemein häufig, vgl. z. B. Fam. vol. I, p. 337, 340; II, p. 232; I, p. 102, II, p. 70; II, p. 164, 283, 493, 496 u. a.

[2]) Dichterkrone s. u. Cap. 5; Wunsch im Osten gerühmt zu werden: Brief an Nikolaus Sigeros Fam. lib. XVIII, 2.

[3]) Secretum; de contemptu mundi; de conflictu curarum suarum. Die verschiedenen Ausgaben s. bei Blanc S. 222, A. 16. Die deutsche Uebersetzung in J. G. Müller: Bekenntnisse berühmter Männer (Winterthur 1797) habe ich nicht gesehn; eine zweite von Ludwig Clarus (Mainz 1846) ist nicht sehr gelungen. Als Abfassungszeit wird das Jahr 1343 angenommen. Ich bin dieser Annahme gefolgt; denn ich hielt es für den Zweck dieser Schrift nicht geeignet, über diesen, wie manchen andern Punkt, besondere Untersuchungen anzustellen, noch das Resultat etwa angestellter, ohne weitere Begründung anzunehmen.

[4]) Vgl. z. B. Fam. vol. I, p. 107, 188, 288; II, p. 82; III, p. 103 fg.

[5]) Fam. lib. IV. 1.

[6]) Einsamkeit. Die im Text benutzten Stellen sind Fam. vol. I, p. 147 fg.; II, p. 55, 409, 521 fg. Ecloga I, (Carm. min. ed. Rossetti vol. I, p. 8 ff.)

[7]) De vita solitaria ad Philippum Cavallicensem episcopum libri 2 in den Werken. In den Briefen vgl. darüber Fam. vol. II, p. 54; III, p. 315, 327 fg. Epp. sen. lib. V, 1; VI, 5; XV, 15; XVI, 3.

[8]) Freundschaft vgl. Fam. ed. Frac. II, 488 ff.; II, 118; III, 258; II, 544; I, 184 fg., 109; II, 150; I, 163; II, 483 fg. (Verdacht II, 30, 31; III, 42); Trostbrief an Joh. Colonna Fam. VII, 13.

[9]) Für die Wiedervereinigung des Laelius und Sokrates vgl. Fam. XX, 13 u. 15.

[10]) Ueber die Beziehungen zu Päpsten und Kaisern s. u. 3. Abschn. Cap. 3 u. 5; über Convenevole oben Abschn. 2. Cap. 1; über Henr. Capra Fam. XXI, 11.

[11]) Ueber Dionysius Fam. lib. III, 7; IV, 1, 2; Sen. XV, 7; Epp. poet. I, 4 (Rossetti III, p. 189—201); I, 13 (Rossetti III, p. 178—185). Vgl. bes. Frac. Fam. (ital.) I, 423—425.

[12]) Richard de Bury Fam. lib. III, 1; vgl. besonders H. Cochéris

Philobiblion, excellent traité sur l'amour des livres par Richard de Bury.. Paris 1856 (vortreffliche Abhandlung, Uebersetzung und Ausgabe).

[13]) Sokrates vgl. die von mir in Zeitschr. für deutsche Culturgesch. 1874, S. 220 ff. gegebene Zusammenstellung.

[14]) Boccaccio. Die 30 Briefe sind von Fracassetti im Ind. zusammengestellt. Zu vgl. sind Frac. Fam. (ital.) III, p. 2—22; Mézières p. 199 ff.; über Dante handelt Fam. XXI, 15; Sen. XV, 2; Triumph Amors IV, 31; Sonn. 245; vgl. ferner die Auseinandersetzung. Fracass. (Fam. ital.) I. Einl. (p. 71—76) und IV, p. 399—411. Daselbst auch über die angeblich von Petrarka herrührende Abschrift einzelner Gedichte Dante's und über Petrarka's angeblichen Commentar zu Dante's Werk. Doch bleiben Petrarka's Worte (Fam. XXI, 15) unerklärt, ineptissimi laudatores.. qui scripta ejus pronuntiando lacerant atque corrumpunt, quae ego forsitan, nisi me meorum cura vocaret alio, pro virili parte ab hoc ludibrio vindicarem. Vgl. ferner die merkwürdige, bisher ganz unbeachtete Anekdote über Dante: De rebus memorandis lib. II, 3, 46

[15]) Feinde vgl. Fam. vol. II, p. 53; de Sade I, p. 113 A.; Fam. vol. I, p. 347; vol. I, p. 286 fg. und II, 24; Sen. lib. XV, 14; Humor und Ironie vgl. Fam. vol. I, p. 68 fg., 70, 240, 245.

3. [1]) Das Citat nach Burckhardt: Cultur der Renaissance. 2. Aufl. S. 282. Vgl. auch B. Auerbach: Spinoza's sämmtliche Werke. 2. Aufl. Stuttg. 1871. S. XLII A.

[2]) Die Stellen bei Burckhardt, 2. Aufl. S. 235.

[3]) Ueber Rom vgl. Fam. ed. Frac. I, p. 130 fg.; Neapel I, p. 260 ff.; Schilderung des Sturms I, p. 263 ff.; über das Erdbeben in Basel: Epp. sen. lib. X, 2 und De remediis utriusque fortunae, lib. II, dial. 91; über ein anderes Erdbeben in Rom, von dem er indeß nur hörte: Fam. II, p. 122 fg.

[4]) Thiere und Pflanzen vgl. Fam. I, 182; II, 105 fg.; I, 190; I, 394; Fam. lib. XII, 17.

[5]) Die angeführte Stelle Fam. vol. II, p. 383 fg. Sonstige, im Text theils benutzte, theils unbenutzte Stellen über Vaucluse Fam. I, p. 419 (vgl. III, 522 fg.) II, 113, 134 ff., 336, 441 ff.; Canzone 18 und viele andere Notizen in den ital. Gedichten; Carmina lib. III, 1; I. 10 und III, 4 (Rossetti vol. III, p. 46—71) und lib. III, 3 (Rossetti, vol. II, p. 190—197)

[6]) Ueber die Insel Thule vgl. Fam. lib. III, 1; der Titel des dort angeführten Werkes ist Giraldi Cambrensis: Topographia Hiberniae sive de mirabilibus Hiberniae libri 3. Die anderen Bemerkungen in Fam. vol. I, p. 48, 54; das Itin. Syr. in den Werken.

[7]) Vgl. die Citate bei Blanc (Ersch u. Gruber's Encyclop.) S. 250 A. 39.

[8]) Die beiden Briefe Sen. XVI, 5 und IV, 5; vgl. Frac.'s An-

merkungen an den betreffenden Stellen und Fam. (ital. II, 172 fg.) — Die Untersuchung Fam. I, p. 361 fg.

⁹) Geschichte: einzelne Bemerkungen Fam. I, p. 105, 314; Anspielungen Fam. I, 85, 92, 49 mit Frac.'s Erklärungen; exempla fast in jedem Briefe, die Vertheidigung wegen derselben I, 336 ff.; über seine geschichtlichen Werke die vortrefflichen Nachweisungen bei Blanc, S. 215 fg.; die historia Julii Caesaris findet sich nicht in den Ausgaben der Opp. lat., ist aber besonders herausgegeben von C. F. Chr. Schneider, Breslau 1827; über die Africa s. u. I, Cap. 5; Münzen: die Briefe mit Karl s. u. III, Cap. 5 und Fam. vol. II, p. 489, 520, 548; Medaillen: s. J. Friedlaender in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1873, S. 25 fg.

¹⁰) Aerzte. Einzelne Bemerkungen Fam. vol. II, p. 106, 2; III, 88, 158, 368; Epp. Sen. XIII. 8; persönliche Beziehungen vgl. die Zusammenstellung bei Frac. (Fam. ital.) IV, p. 474. Briefe an Dondi Sen. XII, 1, 2. Ueber die Krankheit Clemens' VI Epp. fam. V, 19; XII, 4, 5; die Invectivarum libri quatuor in den Werken. Ueber Petrarka und die Aerzte vgl. den Aufsatz von Henschel (Janus, Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin I. Band, Breslau 1846, S. 183 ff.)

¹¹) Astrologie. Beschuldigung, er sei ein Zauberer Epp. sen I, 4 (vgl. Frac. Fam. ital. II, p. 397—400 und die Notiz Fam. XIII, 6 ed. Frac. vol. II, p. 240). Verheißung des Astrol. Fam. vol. III, p. 184; Bekenntniß, nach Voigt S. 42 A. 1; über Dionysius oben 2 A. 11; vgl. ferner die Briefe Fam. lib. III, 8; Sen. I, 7; III, 1; XVI, 4. Die Notizen Fam. vol. III, p. 537; de remediis utriusque fortunae lib. I, cap. 111 und 112; die Geschichte von der Krönung der mailändischen Fürsten Sen. III, 1.

¹²) Den Streit mit den Averroisten habe ich nach der vorzüglichen Darstellung bei Voigt S. 54 ff. erzählt.

¹³) Epp. fam. XXIII, 1 ed. Frac. vol. III, p. 183.

4. ¹) Ueber die Verbrennung seiner Schriften Fam. ed. Frac. I, p. 15.

²) Styl. Petrarka's Bemerkungen Fam. vol. II, p. 395; III, 123 fg.; Eifer gegen Entlehnungen III, 126; Anrede mit „Du" III, 225; Sen. lib. XVI, 1 (Anf.); Urtheile Späterer vgl. die Zusammenstellung von Frac. (Fam. ital.) III, p. 479 ff., Zeitschr. f. deutsche Culturgesch. 1874 S. 223 fg. Petrarka liebt Wortspiele, vgl. Fam. vol. I, p. 263, 344, 397: affectum potius quam effectum; 400: verbis verberibus; 401 novis, notis, 429, 431; II, p. 212; vgl. auch die sehr ausführliche und treffliche Zusammenstellung bei Schneider Francisci Petrarchae historia Julii Caesaris. Bresl. 1827. p. XXXVII–LXXX.

³) Schopenhauer: Parerga und Paralipomena II, S. 550.

⁴) Cicero vgl. oben S. 35 fg; ferner die Zusammenstellung Voigt S. 23 ff. und Fracassetti (Fam. ital.) II, p. 249 ff. Sammlung der

Schriften Fam. lib. VII, 4; Verwundung durch einen Ciceroband Fam. vol. III, p. 88, 367 fg. Cicero und das Christenthum vgl. das Ende fast aller unt. d. T.: ad quosdam ex illustribus antiquis quasi sui contemporanei forent zusammengestellten Briefe, ferner Fam. vol. III, p. 85 fg., 147 fg. und die sehr merkwürdige Stelle Fam vol. II, p. 97: ut ait Cicero, cui nescio quomodo in hac re prope plus quam catholicis testibus apud me fidei est. Tadel gegen Cicero Fam. III, p. 258 ff.; II, p. 497. Sen. lib. XIV, 1. Briefe an Cicero Epp. fam. (ed. Frac.) lib. XXIV, 3, 4.

5) Vergil. Cicero's Urtheil wird ausführlich Fam. vol. III, p. 265 fg. mitgetheilt; über die Vergilhandschrift vgl. Frac. (Fam. ital.) II, p. 241 ff.; Kritik Vergil's oben S. 78.; Brief an Vergil Fam. XXIV, 11. Der Brief ist italienisch bei Rossetti III, Anhang p. 26—34, französisch bei de Sade III, p. 41 fg. übersetzt.

6) Die Briefe an die Genannten bei Frac. Fam. lib. XXIV, 5—10; über diese Briefe Petrarka's Bemerkung in der praefatio zu den Fam. (ed. Frac. I, p. 25).

7) Seneka Fam. XXIV, 5, vgl. auch Sen. II 4.

8) Griechisch und Homer. Gegen die Griechen Fam. I, 3; Sen. XII, 2; vgl. auch das widerwillige Lob der Griechen: Carm. III, 30; Rossetti II, p. 342; Barlaam Fam. XVIII, 2; XXIV, 12; Sigeros das.; vgl. Sen. XVI, 1. Leonzio Pilato Sen. XII, 6; V, 3; VI, 1, 2; XVI, 1; die frühere Homerübersetzung Fam. X, 4; XXIV, 12 (der letztere Brief ist an Homer gerichtet). Ueber alle hierher gehörigen Fragen s. Frac. (Fam. ital.) III, p. 13 fg. IV, 93—101, V, p. 196—198.

9) Ueber Plato und Aristoteles vermag ich nach Voigt's Darstellung S. 46—48 wenig Neues zu geben. Hinzuzufügen ist nur die eine Stelle Fam. XX, 14 (Frac. vol. III, p. 50), in der er sich gegen die Ansicht des Aristoteles erklärt: Zorn sei süßer als Honig.

10) Vgl. über Beredsamkeit besonders Fam. I, p. 189 fg., p. 348 fg.; II, p. 88, 230, 406 und de remediis fortunae lib. I, dial. 9, de rebus memorandis, lib. II, tract. 2, cap. 2, 3, 14.

11) Fam. vol. I, p. 179 fg., vgl. den ganzen Brief lib. III, 18 und lib. VI, 1; ferner Fam. II, p. 363, 486; Epp. sen. lib. III, 9.

12) Humanismus und Theologie: Fam. lib. II, 9 (vol. I, p. 121 fg.); vol. II, p. 68, 82 ff.; Brief an Boccaccio Sen. I, 5 (vgl. Frac. (Sen. ital.) II, p. 51 fg.). Von diesem Briefe theile ich, der großen Bedeutung wegen, die im Text wiedergegebenen Stellen im Wortlaute mit: Quod si ideo poetas fugimus caeterosque quibus inauditum et ob id tacitum Christi nomen, quanto periculosius videri debet haereticorum et nominantium Christum simul et oppugnantium libros legere quod tamen studiosissime faciunt verae fidei defensores. Crede mihi, multa quae tarditatis et ignaviae sunt gravitati et consilio tribuuntur. Saepe despiciunt homines quae desperant. Propriumque et suum est

ignorantiae ut quae nequiverit apprehendisse condemnet et quo ipsa non valeat neminem cupiat pervenire. Hinc de rebus incognitis obliqua judicia in quibus non caecitas magis ipsa judicantium quam livor emineat. Non sumus aut exhortatione virtutis aut vicinae mortis obtentu a litteris deterrendi. Quae si in bonam animam sint receptae et virtutis excitant amorem et aut tollunt metum mortis aut minuunt, ne desertae suspitionem diffidentiae afferant quae sapientiae quaerebatur. Neque enim impediunt litterae, sed adjuvant bene moratum possessorem, vitaeque viam promovent, non retardant. Quodque in cibis evenit quod multa quae nauseantem atque imbecillem stomachum praegravarent, validum atque esurientem bene nutriant, id in studiis accidit, ut acri sanoque ingenio sint multa salubria quae pestifera sunt infirmo, si praesertim utrobique vis discretionis affuerit..... Quid expectas? Scio multos ad sanctitatem eximiam sine litteris pervenisse, nullum litteris hinc exclusum scio. Et si audiam Paulo apostolo quaesitam litteris insaniam exprobrari, quam juste autem mundo notum. Quin potius si de proprio loqui licet, ita sentio: planum forsitan, sed ignavum iter per ignorantiam ad virtutem. Unus est finis omnium bonorum multiplices autem viae eodemque tendentium multa varietas: ille tardius, hic ocius, ille obscurius, hic clarius, ille depressius incedit, hic altius. Quorum quidem omnium peregrinatio est beata sed ea certe gloriosior quae clarior quae altior, unde fit, ut litteratae devotioni comparabilis non sit quamvis devota rusticitas. Nec tu mihi tam sanctum aliquem ex illo grege litterarum inopum dabis cui non ex hoc altero sanctiorem numero objiciam.

5. [1]) Ueber die Aufgabe der Dichtkunst vgl. besonders Invectivae in medicum objurgantem lib. I und III, ferner Fam. vol. II, p. 95 fg. und Sen. lib. XII, 2; XV, 11. Vertheidigungen der Poesie besonders auch Ecloga IV. Nachahmung: Fam. vol. III, p. 238 fg.

[2]) Vgl. bes. Fam. vol. II, p. 234, 241, 244 fg., zu letzterer Stelle die werthvollen Bemerkungen von Fracassetti (Fam. ital.) III, p. 254—257.

[3]) Fam. lib. XX, 4 (Fol. III, p. 14 fg.)

[4]) Cola: Fam. vol. II, p. 238 fg; über Cicero I, 238 u. a. m. Ablehnung des Dichternamens: Invect. lib. I, 11; III, 1; Ansicht über die Tragödie Fam. I, 245; über die Jugendkomödie oben S. 32; eine zweite angebliche Comödie s. de Sade. Mémoires III, p. 457 fg.

[5]) Poetische Briefe in Carmina minora ed. Rossetti Bd. II u. III Widmungsbrief an M. Barbato Fam. XXII, 3; vgl. Sen. III, 4; von den Prosabriefen sind 11, von den poetischen 5 an ihn gerichtet, die letzteren: lib. I, 1; lib. II, 7, 17; lib. III, 18, 19. Ich habe es vermieden, Citate aus den poetischen Briefen zu geben, weil ich sonst fast jeden einzelnen hätte anführen müssen.

[6]) Das Bukolische Gedicht in Carmina minora ed. Rossetti Bd. I, das. p. LI fg. über die Commentare. Benutzte Stellen aus den Briefen (außer der Epist. ad post.) Fam. vol. II, p, 85 ff.; III, p. 126 fg., 148, 237, 240; Sen. lib. XV, 11.

[7]) Africa. Petrarka spricht darüber Fam. vol. I, p. 192, 235, 404; II, p. 91 fg. (vgl. Frac. Fam. ital. III, 40 ff.) 186, 262 fg., 485; Sen. lib. II, 1 (vgl. Frac. Sen. ital. I, p. 94 ff.) Carmina XI lib. II, ep. 17 (ed. Ross. vol. II, p. 20); lib. II, 19 (Ross. II, p. 184) lib. III, 10 (Ross. II, 338 ff.); Ecloga I gegen Ende (Ross. I, p. 16). Boccaccio's Verse zum ersten Male mitgetheilt bei Rossetti, vol. III, Anhang p. 47 ff. — Ueber die Africa vgl. Rossetti, vol. I, p. XII—XXVI. (Ausgaben und Versuche zu Uebersetzungen das. p. XXIII fg., XLVII ff.); Blanc S. 217; Mézières p. 347 ff.

[8]) Epos: Gervinus Litgesch. I, S. 401, V, 495. Lorbeer s. o. Brief an die Nachwelt S. 10 ff.; vgl. ferner Fam. IV, 8, Fracassetti (Fam. ital. I, p. 518 ff.) Carm. minora ed. Rossetti vol. II, 98 ff.; einzelne Stellen Rossetti vol. I, p. 54; II, p. 214 ff.; (vgl. Blanc, S. 219 fg.; über Monaldeschi's Bericht ist auch Gregorovius (s. u.) zu vgl.

III.

1. [1]) Die an Mainard und Lukas nachgeschickten Briefe Epp. fam. lib. VIII, 2—5 und Anhang Nro. VI (vol. I, p. 416—435 und vol. III, p. 516—530); an Florenz var. 53 (vol. III, p. 545—553). Vgl. Frac. II, p. 304 ff. und V, p. 438.

[2]) Petr. in Florenz: die Notiz Fam. lib. XI, 1 (vol. II, 103); Frac. III, 7. Brief von Florenz: Uebersetzung aus einer flor. Hdschr.: de Sade III, p. 125—128; Petr.'s Antwort Epp. fam. lib. XI, 5 (vol. II, p. 114 — 118); beide Briefe schickt Petrarka an Niccolosius, var. 5 (vol. III, p. 316).

[3]) An Boccaccio Epp. fam. lib. XI, 6 (vol. II, p. 120); Brief B.'s über die Wiederentziehung der Güter vgl. Frac. III, 9; Florenz's Bittgesuch beim Papste: de Sade III, 661 fg.

[4]) Die letzte Stelle Epp. sen. lib. VI, 2; die übrigen Ansichten Petr.'s Epp. sen. lib. II, 1 und 7; lib. VI, 2; fam. lib. II, 4; III, 7; X, 3; XII, 2 (vol. I, 102, 150 fg.; II, 70, 164). Vgl. auch Carm. lib. III, 9; Ross. vol. III, 82 ff., und die sehr merkwürdige, im Text nicht berührte Stelle Sonn. 133: S'io fossi stato fermo alla spelunca.

[5]) Arezzo vgl. Epp. sen. lib. XIII, 3; Begegnung mit den ital. Frauen: Epp. fam. lib. XVI, 8 (vol. II, p. 386 fg.); Naturschilderung: Burckhardt, Cultur der Renaissance 2. Aufl. S. 235; Fam. lib. IX, 13 (vol. II, p. 48 ff.); Sen. lib. VII, ep. 1; lib. XVII, 2; Fam. lib. I, ep. 3 (vol. I, p. 40); lib. XXIII, ep. 2 (vol. III, p. 185); lib. XI, 16 (vol. II, 147 fg.); Epp. poët. lib. III, ep. 24 (Poemata

minora ed. Rossetti, II, 266 fg. u. 413); an Phil. v. Vitry Fam. lib. IX, 13 (vol. II, p. 41—53); Fam. lib. VII, 5 (vol. I, p. 369); lib. XXIII, 1 (vol. III, p. 179 ff.; Frac. vol. V, p. 6 fg.); Canzone 16. Die Verse citirt nach der Uebersetzung von Krigar, Hannover 1866, S. 179 fg.

2. [1]) S. o. S. 28. Ueber Azzo vgl. Fam. IV, 9; IX, 4, 5, 16; Var. (ed. Frac.) 4, 12, 16, 19, 28, 37, 46, 60. Vgl. ferner de Sade, Mémoires I, p. 268 ff. und besonders Frac. (Fam. ital.) I, p. 525—533.

[2]) Ueber König Robert und Petrarka's ersten Aufenthalt in Neapel vgl. Matth. Villani I, 9 und IV, 2 (Muratori vol. XIV, col. 19, 235); Petr. Epp. fam. vol. I, p. 31, 150 ff., 204, 207 ff., 211, 215 ff., 250 fg. 345; II, 171, 185, 331, 393; III, 129, 233; Epp. sen. lib. II, 1; Epp. poet. lib. I, 1 und II, 9; Triumph des Ruhmes 2. Ges. V. 160 fg.; Rer. memor. lib. I, 1, cap. 9. 2, cap. 26 III, 2, cap. 65. Dante spricht sich allerdings ganz anders über R. aus, aber Boccaccio und die Späteren theilen P.'s Meinung. Ueber P.'s zweiten Aufenthalt in Neapel vgl. Epp. fam. lib. V, ep. 2—6. Für die Darstellung der politischen Verhältnisse sind auch Leo, Geschichte der italienischen Staaten, Bd. IV, und besonders Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VI. Bd. 2. Aufl. benutzt worden. Ich gebe gern der Verehrung Ausdruck, die ich für dieses meisterhafte Geschichtswerk fühle und spreche öffentlich den Dank aus für die Belehrung, welche ich ihm für meine Arbeit verdanke.

[3]) Ueber diese Reisen vgl. Fracassetti (Epp. fam.) II, p. 241 ff.

[4]) Genua und Venedig. Für die Darstellung der polit. Verhältnisse haben mir Fracassetti's Bemerkungen zu den einzelnen Briefen vortreffliche Dienste geleistet. Vgl. Epp. fam. lib. XI, 8; Var. (alte Ausgaben (Nro. 2; Epp. fam. lib. XIV, 5; XV, 4; daß der Brief von 1353 nicht 1347 ist, hat Frac. gegen seine eigne Behauptung (III, p. 357) zu erweisen gemeint (p. 379); doch scheint es mir richtiger, ihn 1354 (nach Var. 4) zu setzen. (Mitgefühl für Venedig's traurige Lage Epp. fam. vol. II, p. 330); XVII, 3, 4; vgl. ferner die Notizen vol. II, 445, 496, 507, 539; XVIII, 16; (der Herr v. Mailand ist nicht ausdrücklich genannt, doch ist er gewiß der hic talis vir tantus pacis amator cujus nescio an virtus an fortuna mirabilior sit); Var. (alte Ausgabe) Nro. 4; fam. XIX, 9; Grabschrift für Andr. Dandolo bei Rossetti, Carm. min. III, app. p. 6; an Guido Settimo sind 13 Briefe Petrarka's gerichtet; fam. XX, 3; var. X (ed. Frac. vol. III, 325) (vgl. auch oben); über Benintendi vgl. besonders Epp. sen. III, 1 und die an ihn gerichteten Briefe; über venetianische Verhältnisse der späteren Zeit: Epp. sen. III, 9 und IV, 1; an den Adressaten dieser Briefe, Luchino del Verme, ist auch die kleine Schrift: de officio et virtutibus imperatoris gerichtet; über eine Gesandtschaft Petrarka's nach Venedig im J. 1373: de Sade III, 791 fg.

[5]) Mailand. Wahl seines Aufenthaltes Epp. fam. XVI, 11, 12;

Brief Bocc.'s in ital. Uebersetzung: Fracassetti III, p. 468—472; Ganus de Colle: Epp. fam. App. V (vol. III, p. 515); Epist. var. VII; Epp. fam. XVII, 10; var. XXV; Begegnung des Gesandten Albornoz nach de Sade III, p. 312 fg.; über die Rede bei der Thronbesteigung der drei Brüder Visconti Epp. sen. lib. III, 1; an Jak. Bussolari Epp. fam. lib. XIX, 18; Petrarka über Paris und die Franzosen vgl. die schöne Zusammenstellung bei Mézières, p. 313—327; Aufenthalt in Frankreich: Epp. fam. vol. III, p. 159, 161, 185, vgl. auch Epp. sen. XVII, 2. Die Rede in Paris ist neuerdings gedruckt, vgl. Mézières, p. 322 Anm. Gesandtschaft nach Bologna: Frac. vol. II, p. 240, 261 und Epp. sen. lib. XI, 2.

⁶) Ueber Staatsdienst: Epp. fam. vol. I. 166 fg.; über Fürsten und Fürstenthum: Epp. fam. vol. I, p. 196, 204 fg.; II, 165 ff., 301; III, 333.

3. ¹) Schilderung Roms Epp. fam. VI, 2; Preis Rom's, Sehnsucht nach der Stadt vgl. z. B. Epp. fam. vol. I, p. 125, 213; vol. II p. 336 fg.; vol. III, p. 130; Erster Eindruck, Epp. fam. II, 14; IV, 12; Krönung s. o. S. 13 u. 124 fg.; 1343: epp. fam. V, 2; Jubeljahr 1350: Epp. fam. XI, 1; XII, 7; Epp. sen. VII, 1. Gegen den Vergleich Rom's mit Babylon: Epp. fam. XV, 9.

²) Ueber Avignon: Epp. fam. vol. I, p. 379; II, p. 119 fg., 135, 187, 192, 194, 227, 252, 336; III, 35; die Epistolae sine titulo; Sonn. 104—106; das erste derselben nach Hübner's meisterhafter Uebersetzung (Berlin 1868, S. 230), vgl. u.; über das Papstthum vgl. Epp. fam. vol. III, 247, 309 fg.; I, 304 ff.; 258; III, 193; II, 277. Petr.'s Beneficien vgl. Frac. I, p. 552 (de Sade I, 260 fg.); de S. II, 47 fg.; Frac. I, 533; III, p. 312 fg.; Ablehnung des apostol. Sekretariats: 1347, 1352, 1359, 1361 vgl. Epp. fam. XIII, 5; XX, 14; Sen. I, 2. Ueber das Papstthum vgl. ferner de remed. utriusque fort. I, dial. 107. Verh. zu den einzelnen Päpsten. (Außer Gregorovius ist hier besonders auch A. v. Reumont, Gesch. der Stadt Rom, 1867, Bd. II, verglichen worden.) Johannes XXII: Kreuzzug, Canzone 2, Sonn 22. Epp. fam. lib. II, ep. 12 (vgl. de Sade I, 251—256, Fracassetti); Ep. sine tit. XV (nach Greg.) und de rebus memorandis lib. II, 3, 54. Bened. XII: Epp poet. I, 2 u. 5 (Rossetti III, p. 110—151) vgl. die Bemerkung Epp. fam. IV, 13 am Ende und Epp. sin. tit. I; an Clem. VI: Epp. poet. II, 5 (Ross. III, p. 3—31; über das Jubeljahr p. 28); daß Epp. poet. III, 19 sich nicht auf die Gesandtschaft bezieht, hat Ross. II, 387 fg. erwiesen; vgl. über die Gesandtschaft die Notiz: Epp. sen. VIII, 1; für das Uebrige Frac. (Fam.) II, 138; III, 137; Epp. fam. V, 19, nicht unrichtig De rebus memorandis lib. II, 1, 14; Innocenz VI: Epp. fam. IX, 5; Sen. I, 4; Urban V: den Brief de Sade III, 670 halte ich auch für unecht, Sen. VII, 1; IX, 1, 2; XI, 3, 15, 16, 17; de Sade III, 692, 733;

Var. 3 und epp. sen XIII, 13. Unter Gregor XI erschien die Schrift gegen Petrarka (citirt nach der Ausg. Venet. 1503): Epistola cujusdam Gallici ordinis Cisterciensis, und P.'s Antwort: Ad Ugutionem de Thienis: invectiva contra eum qui maledixit Italiae.

4. [1]) Da es sich hier nicht um eine Geschichte Cola's, sondern um die Darstellung seiner Beziehungen zu Petrarka handelt, so bedarf es keiner Literaturaufzählung. Benutzt ist außer den genannten Werken: Papencordt: C. d. R. und seine Zeit, Hamburg und Gotha 1841 und Zefferino Re: La vita di Cola di Rienzo, Forli 1828 (die 2 Aufl. 1854 ist mir nicht zu Gesicht gekommen). Vgl. Epp. fam. ed. Frac. App. II, vol. III, p. 504 fg. (wichtig ist die Darstellung bei Frac. (Fam. ital.) II, 190—205); an Cola und das römische Volk var. 48 (Frac. Fam. III, p. 422—438); Ecloga V; (Rossetti I, p. 72—87 und 265 bis 270, am Schluß derselben auch der im Briefe vorkommende Gedanke, daß die Adelsfamilien Fremde sind); Canzone VI; über sie existirt eine ganze Literatur, ob sie an Stephan Colonna oder an Cola gerichtet sei: das erstere sucht de Sade I, 276 und Note XI, S. 61—66, das letztere besonders Re a. a. O. S. 359—409 darzuthun. Brief Cola's 18. Juli 1347, de Sade II, 342 fg.; Frac. Fam. (ital.) V, 414 fg; Briefe an Cola Var. ed. Frac. 38, 40, 42; Epp. sin. tit. III; über den Eindruck der That C.'s in Avignon: Contra Galli calumnias; über Tödtung des Gesandten Epp. sin. tit. II; Trauer über Cola: Epp. fam. lib. VII, 5, 7; Cola in Avignon: Epp. fam. XIII 6 und Epp. sin. tit. IV, V, VI (nach der Ausgabe Venetiis 1503, die ich benutze; Fracass. Fam. ital. III 238—246 hat, wahrscheinlich andern Ausgaben oder Handschriften folgend, die Briefe in einen zusammengezogen; über Cola's Tod vgl. Fam. ed. Frac. vol. III, p. 311; über Rom's Verfassung Epp. fam. lib. XI, 16, 17; vgl. auch lib. XV, 1.

5. [1]) Gegen Ludwig v. Baiern Carm. I, 2; vgl. Rossetti III, p. 124; gegen Johann v. Böhmen Carm. I, 3; vgl. Rossetti II, p. 31—53. Ueber Carl in Avignon vgl. Höfler: Aus Avignon (Abhandlungen der böhm. Gesellsch. d. Wissensch., Prag 1868, S. 3—10); Karl und Laura: Sonn. 200. Briefe P.'s an Karl: **1.** = 24. Febr. 1350 (Epp. fam. X, 1; vgl. Sen. VII, 1; Fam. XXIII, 2). **2.** = Anf. 1352 (Fam. XII, 1) vgl. Epp. fam. ed. Frac II, 324, 460; Brief Karl's: Pelzel: König Karl IV, Prag 1780, Urkundenbuch S. 160 fg. Nro. CLXI; de Sade III 338 ff.; Frac. IV, p. 85 fg.). **3.** = 23. Nov. 1353 (Fam. XVIII, 1.) **4.** = Okt. 1354 (Fam. XIX, 1). **5.** = 25. Febr 1355 (Fam. XIX, 4: Empfehlungsschreiben für Laelius; zu vergleichen XIX, 7; bes. XIX, 3). **6.** = 21. März 1355 (Epp. sen. XVI, 1, Nachweis, daß das Privilegium Caesar's für Oestreich gefälscht sei). **7.** = Juni 1355 (Fam. XIX, 12; vgl. über Karl's Rückzug aus Italien die Notizen Fam. ed. Frac. III, p. 5, 9, 10). **8.** = 25. März 1358 (Fam. XXI, 7: Empfehlung des

Sacramore de Pomières, vgl. auch die Notiz Fam. ed. Frac. III, p. 60; Brief an die Kaiserin Anna: 23. Mai 1358, Fam. XXI 8. **9.** (nicht settima, wie Frac. V, 22 sagt) = 21. März 1361. (Fam. XXIII, 2). **10.** = ? (Empfehlungsbrief für einen Diener; Pomières s. o. Nro. 8; Fam. XXIII, 3). **11.** = 13 Juli 1361 (Fam. XXIII, 8; hierauf Briefe des Kaisers und seines Kanzlers an Petrarka bei Pelzel, Urkundenbuch S. 360 fg. Nro. CCCXXII u. XXIII); **12.** = 20. März 1362 (Fam. XXIII, 9: über die unterbrochene Reise zu vgl. Fam. XXIII 14; Var. ep. 12 ed. Frac. III, p. 327 und Sen. lib. I. 5). **13.** = 11. März 1363 (Fam. XXIII, 15 vgl. Fam. XXIII, 16). **14.** = 11. Dec. 1367 (Fam. XXIII, 21; über den Aufenthalt des Kaisers in Italien 1368 vgl. die Stellen bei de Sade III, p. 735.

IV.

1. [1]) Die mir bekannt gewordenen Uebersetzungen der Dichtungen Petrarka's sind: 1. K. Förster: Sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe, 2 Theile, 3. Aufl., Leipzig 1851, die sich durch ihre vortrefflichen Anmerkungen auszeichnet, während der Text oft unlesbar ist; 2. W. Krigar: Die Gedichte des F. P. 2. Aufl. Hannover 1866, die, im Ganzen edel und gut, das Verständniß des Originals erleichtert; 3. J. Hübner, Hundert ausgewählte Sonette Petrarka's, Berlin 1868, ein ganz vortrefflicher Versuch, der alle bisherigen in Schatten stellt und nur bedauern läßt, daß der Uebersetzer sich selbst die enge Grenze gezogen hat.

[2]) Die wichtigsten Stellen aus den Epp. fam. (in den Epp. sen. wird von Laura gar nicht gesprochen), sind vol. I, p. 124 ff., p. 198, 420; vol. II, p. 72, 251; III: p. 329 (var. 13).

[3]) Praef. zu den Epp. fam. ed. Frac. vol. I, p. 21: Multa quoque de familiaribus curis tunc forte cum scriberentur cognitu non indigna, nunc quamvis cupido lectori gravia detraxi.

[4]) de Sade's Werk ist im Obigen schon vielfach citirt; für das hier Besprochene vgl. besonders vol. I, notes p. 7—50 und vol. III, Anh. pièces justificatives; das angeführte Urtheil aus Mézières, p. XVI Anm. p. 42.

[5]) Die Stelle lautet: Hoc agitur, ut intelligas, quod et omnis dies ad mortem propius accedit et corpus illud egregium morbis ac crebris perturbationibus exhaustum multum pristini vigoris amisit. Darauf folgt: Et ego quoque et curis gravior et aetate provectior factus sum.

[6]) de Sade's Ansicht wird von fast allen Neueren getheilt, besonders den großen italienischen Petrarkakennern Baldelli, Rossetti, Fracassetti, dann auch von Förster und Mézières; bekämpft meines

Wissens nur von Woodhouselee: An historical and critical essay on the life and character of Petrarch, Edinburgh 1810, den ich mir leider nicht habe verschaffen können; Marsand, Bibliotheca petrarchesca, Milano 1826, p. 231—235 und Blanc a. a. O. Ecloga VIII (Ross. p. 150):

..Tenuit me pestifer usus
Luctantem, ne vester amor; me forma puellae
Blandior illecebris.

Ecloga III (Ross. p. 42): Tu, cui libertas salva est, tibi consule, Daphne. Sonn. 157: Libera farmi al mio Cesare parve (nach Hübner S. 34: Denn ich bin frei auf Caesar's Machtgeheiß.); Bekenntnisse lib. III: sed quaeso numquid honestius judicas, si jam senior anum illam ardeas, quam si adolescentulam amares, s. oben S. 237; und Canz. 15:

Ove fra'l bianco e l'aureo colore
Sempre si mostra quel che mai non vide
Occhio mortal ch'io creda, altro che'l mio.

[7]) Angeführt bei Mézières S. 42 fg.

[8]) S. o. S. 240 und die bei Blanc. S. 233 Anm 27 angeführten Stellen.

[9]) Canz. 7: Lasso me ch'i non so; und Canz. 12: Una donna piu bella assai che'l Sole.

2. [1]) Son. CC. Hübner S. 86; meist nach seiner, seltener nach Krigar's Uebersetzung sind die übrigen Stellen aus den Gedichten angeführt. Doch muß ich darauf verzichten, alle benutzten Stellen zu citiren, weil ich sonst fast jedes einzelne Gedicht angeben müßte; darf aber wohl versichern, daß ich in diesem Abschnitte kein Wort gesagt habe, das sich nicht quellenmäßig belegen ließe.

3. [1]) Die übersetzte Stelle ist etwa die Hälfte des dritten Buches.

[2]) Auf dieses Bild beziehen sich Son. 56 u. 57. Vgl. de Sade, vol. I, Notes p. 71—79.

4. [1]) Fam. lib. IX, 3.

[2]) Die Existenz dieses Sohnes hat erst de Sade nachgewiesen; vgl. ferner die Abhandlung von Fracassetti (Fam. ital. II, p. 256—266). Wichtige Briefstellen, die über den Sohn handeln, sind Fam. ed. Frac. vol. II, p. 189, 215 ff, 421 fg., 527 fg., 562 fg.; III, p. 137 ff., (146?), 218, 395 fg.; Sen. lib. I, ep. 2. 3; ferner die Inschrift in dem Vergilcodex. Nur in der zuletzt angeführten Stelle nennt Petrarka den Namen: Joannes noster, sonst sagt er höchstens: adolescens noster, puer u. ä.; am deutlichsten ist noch die Stelle Fam. vol. III, p. 139: dissimilitudo naturae quae, si suspicio hominum vera esset, persimilis esse debuerat.

[3]) Ueber die Tochter und deren Familie vgl. Frac. (Fam. ital.)

a. a. O. Epp. sen. lib. X, 4 und den Brief Boccaccio's an Petr. franz. bei de Sade III, p. 725 ff., ital, bei Frac. (Fam. ital.) vol. III, p. 16 ff.

[4]) Eletta Canigiani, die Mutter Petrarka's, starb 1326, im 38. Jahre ihres Lebens. Das ist die allgemeine Behauptung, die folgende Beweisgründe hat: 1. Petrarka sagt (Brief an die Nachwelt s. o. S. 8), er sei nach seiner Rückkehr aus Bologna sui juris geworden, — die Rückkehr fand aber 1326 statt; 2. P. sagt (Panegyricum in funere matris bei Rossetti, Carm. min. vol. III, p. 100 ff.) Versiculos tibi nunc totidem, quot praebuit annos vita, damus, das Gedicht hat aber 38 Verse. Gegen diese Behauptung hat Fracassetti (Fam. ital.) vol. I, p. 217 ff. eine Urkunde, datirt Florenz 25. Mai 1331, geltend gemacht, in der Nicolosa vidua uxor olim ser Petracchi parenzi de Lancisa... eine Hypothek auf ihre Güter aufnimmt, und hat, gestützt auf sie, behauptet, daß P.'s Mutter bei ihrem Tode älter als 38 Jahre gewesen ist (denn, wäre sie selbst im Laufe des Jahres 1331 gestorben, so würde sie 1293 geboren und also bei der Geburt des Franzesko 11 Jahre alt gewesen sein) und 2. nicht 1326 gestorben ist, da sie ja 1331 noch lebte. Zum Beweise seiner Behauptung bezieht Frac. den obenangeführten Vers nicht auf das Lebensalter der Mutter, sondern des Dichters, so daß Petrarka die Todtenklage im 38. Jahre, also 1342, gedichtet hätte. Letzteres ist gewiß nicht richtig. Das ganze Gedicht verräth den jugendlichen Dichter, z. B. die Verse:

Sin aliter mors dura parat, morsque invida nostram
Exstinctura venit fragili cum corpore famam,

welche dem Lorbeergekrönten durchaus nicht anstehn. Ferner kann das Perfectum praebuit nur in Bezug auf eine Person gesagt werden, deren Leben abgeschlossen vorliegt, nicht in Bezug auf eine noch Lebende. Endlich aber sagt Petrarka in einer von Fracassetti nicht beachteten Stelle seiner Briefe (Fam. lib. XIII, 1, vol. II, p. 210 fg.): Id enim (nämlich ein Trostbrief beim Tode der Mutter) nulli eorum quos amo aut veneror necessarium hactenus fuerat obsequii genus, nisi mihi, vulnus illud prima scilicet adolescentiae parte perpesso; Worte, welche undenkbar sind, wenn Petrarka bei dem Erleiden des Verlustes 38 Jahre alt gewesen wäre. Daher müssen wir bei der Behauptung, daß Petrarka's Mutter, Eletta im 38. Jahre ihres Lebens 1326 gestorben ist, beharren und annehmen, daß die in der Fracassetti'schen Urkunde erwähnte Nicolosa entweder die Frau eines Namensvetters des alten Petrakko gewesen ist, oder eine Frau, die unserm Petrakko außer der Ehe ein Kind gebar, und sich nach dieses Mannes Tode seine Wittwe nannte. Denn daß Petrakko ein uneheliches Kind, Selvaggia, hatte, geht aus der gleichfalls von Fracassetti (Fam. ital. I, p. 225) mitgetheilten Urkunde hervor. Die Erzählung über Selvaggia bei Squarzafichi: Vita Petrarchae in den meisten Ausgaben der Opp. lat. F. P. Ueber Gerhard s. oben, vgl. Son. 70: La bella donna, che cotanto amavi.

[5]) Gegen die Ehe der Gelehrten und Lob der Ehelosigkeit: Fam. vol. I, p. 249, 290; III, p. 21, 254; Rossetti, Carmina II, p. 153; Sen. lib. XV. ep. 4; Ermahnung an Jünglinge Fam. vol. I, p. 248 fg., 278 ff.; Rossetti Carm. II, p. 156; gegen Greise Fam. I, p. 281 fg., 410; III, p. 3; Rath zu heirathen Fam. lib. XXII, 1 (Frac. vol. III, p. 117 ff.; Ehebruch Fam. lib. IX, 4; Gattenliebe Fam. vol. III, p. 192; Eifersucht Fam. vol. II, p. 516 fg.; III, p. 350 fg.; an die Kaiserin Anna Fam. lib. XXI, 8.

5. [1]) Vgl. die Bemerkung zu IV, 2 oben S. 275.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

